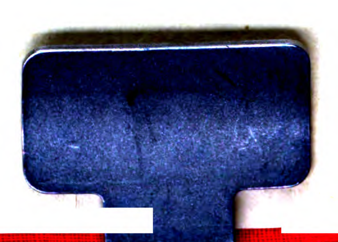


Thieß

Der Kampf mit dem Engel




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Der Kampf mit dem Engel

Frank Thieß

Der Kampf mit dem Engel



1 · 9 · 2 · 5

J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Engelhorns Romanbibliothek / Band 974/75
 / Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Da rang ein Mann mit ihm, bis die Morgenröte anbrach. Und da er sah, daß er ihn nicht übermochte, rührte er das Gelenk seiner Hüfte an; und das Gelenk der Hüfte Jakobs ward über dem Ringen mit ihm verrenkt. Und er sprach: „Laß mich gehen, denn die Morgenröte bricht an.“ Aber er antwortete: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“

1 Mose 32, 25—27.

Yooghi

In Sariolassar saßen in flacher Hütte, eng wie im Fischkasten, zweihundert Gefangene.

Zuerst saßen sie und suchten zu begreifen. Morgens wurden sie zu harter Arbeit getrieben. Morgens, wenn noch graue Schwaden über den endlosen Feldern lagen und das Frührot unter der fernsten Scholle schlief. Sie arbeiteten schweigend und voller Gehorsam. Die Spaten fuhren ins trockene Erdreich, die Hacken klangen. Sandberge entstanden, ein Damm wuchs auf.

Gegen Spätseptember setzte Frost ein.

Übrigens war der Dammbau zu Ende, und nun sollten Schienen gelegt werden.

Die Gefangenen standen in langen Reihen vor dem Damm und warteten auf den Befehl zum Abmarsch. Sie warteten schon beträchtliche Zeit, und weil sie nichts zu tun hatten, ließen die Aufseher sie die Steine, die vom Dammbau übriggeblieben waren, forttragen, beiseite auf einen Haufen. Und ein andrer Aufseher ließ dieselben Steine wieder zu einem andern Fleck bringen und so fort, mehrere Male.

Den Gefangenen lief der Schweiß von der Stirn, und die Adern der zerarbeiteten und geschwollenen Hände stiegen blau und dick aus der Haut. Einer fiel um und lag da wie ein gestürztes Pferd. Der Aufseher der Gruppe 3 trat zu ihm und stieß mit dem Stiefelabsatz in seine Schläfe. Da der Gefallene sich nicht rührte, schlug er mit der

Peitsche. Doch der blieb wie tot liegen, und der Aufseher schrieb fluchend seine Nummer in eine Liste.

„Wegtragen?" fragte ein Wachsoldat.

„Nein. An Eisen legen. Ist er tot, nun, so ist er tot. Lebt er, kann er nachtüber nicht fortlaufen."

Plötzlich kam eine Meldung zum Aufseher der Gruppe 1. Der rief die andern. Man trat zusammen, und dann wurde der Befehl gegeben, den Damm wieder abzutragen. Der Damm war unnütz, an falscher Stelle gebaut und überhaupt so wie er war unbrauchbar. Er sollte wieder abgeschaufelt und wo anders neu errichtet werden.

Die Gefangenen senkten die Köpfe. Einer lachte laut. Das klang wie der Schrei eines Kauzes in der Dämmerung. Ein paar blinzelten nur in das rote Licht im Westen. Schwiegen.

Also man trug den Damm wieder ab.

Dabei wurde der Gefangene Numero 163 von einem Tobsuchtsanfall ergriffen und vom zweiten Wachsoldaten der Gruppe 3 sofort erschossen. Bald darauf fiel einer mit Gehirnschlag, und ein dritter stürzte sich kreischend auf seinen Aufseher. Er wurde zu Tode geprügelt und den hundertsechsundneunzig übrigen Gefangenen zur Strafe das Wasser auf vier Tage entzogen. Dabei starb einer an Auszehrung.

Das folgte rasch hintereinander.

Die Nachtfröste überzogen das Land mit Reif. Manchem erfroren bei der Arbeit Glieder. Am Tage aber stand noch das Thermometer über Null.

Da setzte plötzlich im Oktober mit wütendem Schneefall der Winter ein.

Die Einwohner von Sariolassar pflegen sich im Winter

in dicke Eisbärpelze zu hüllen, ihre Fenster und Türen mit Fellen zu verhängen und alles Holz, das sie sommerüber gesammelt haben, in ihren großen Kaminen zu verbrennen. Ihre Arbeit im Freien beschränken sie dann aufs nötigste, sie leben ein karges Dasein und lauern auf den ersten Sonnenstrahl, der durch die verstopften Luken ins stickige Gemach dringt.

Wie nun das Wasser im Flusse Kir eines Morgens gefroren stand, und nur ein dünnes Rinnsal zwischen vereisten Scherben sickerte, wußten sie, daß die arge Zeit nahte. Die Wohlhabenden unter ihnen spannten ihre Pferde vor die Wagen, packten ihre Sachen darauf und fuhren südwärts. Die Ärmeren aber blieben zurück und die Wächter der Gefangenen und sie, die immer noch des Morgens hinauszogen, stumm ihre Arbeit verrichtend.

Doch schon war es gegen die Mittagsstunde so eisig, daß es ihnen unmöglich wurde, ihren kärglichen Topf voll Kohlsuppe im Freien zu verzehren. Die Wächter aber, in Pelze gehüllt, wehrten ihnen mit höhnischen Reden, wenn sie in ihre flache Hütte wollten, um dort zu essen.

Da spürten die Gefangenen, daß es um ihr Leben und ihren Verstand ging. In ihren zermarterten Hirnen glühte wie Funken in dürrem Gestrüpp ein verzweifelter Plan auf.

Um diese Zeit geschah es, daß gegen die Dämmerung zwei der Wächter, die abseits am Waldrande vor einem Feuer gesessen hatten, schreiend ins Dorf stürzten mit dem Ruf: „Der Yooghi ist da! Wir haben den Yooghi gesehen!“

Die Bewohner stießen entsetzt die Luken ihrer Hütten auf, grauengeschüttelt brüllten sie den Laufenden zu: „Reißt euch die Augen aus, daß euch und uns nicht die Pest verzehre! Reißt euch die Augen aus!"

Die Ältesten aber traten in Hast zusammen und berieten. Die flüchtigen Wächter standen keuchend in ihrer Mitte. Das Feuer des Herdes schwelte im flachen Raum, nur am Rande der Stube saß auf einer schmutzigen Pritsche ein Weib und stillte ruhig ihr Kind. Sie hörte nichts von den erregten Worten der Männer, sondern lauschte nur tief in sich hinein auf die schmatzenden Laute des Kleinen, der gelb und schlitzäugig an der vollen Brust sog.

„Sprecht!" rief der Älteste.

Darauf der Wächter: „Wir liegen am Feuer und blicken hinunter, wo die Hunde arbeiten. Kusur stopft seine Pfeife und spricht von — nun wovon man so spricht. In unserm Rücken steht der Wald. Plötzlich ist mir, als höre ich ein Brechen und Knacken in den Zweigen und einen Laut, als schlüge etwas Ehernes gegen die Erde. Auch Kusur hört es, blickt sich um und schreit auf. Mit einem Ruck drehe ich mich um. Da seh' ich ihn. Wohl zwei Männer groß mit grünem Gesicht, das wie aus Eisen ist. Er tritt langsam aus dem Dickicht. Seine Augen funkeln ganz rot, als säßen kleine Kohlen in den Höhlen. Sein Kleid ist erdbraun und lang. Wir sitzen wie versteinert. Wir, wir, wir ... Da hebt er seinen schrecklichen Arm, blickt uns an und — ah, ah —" schrie der Wächter wie von Sinnen.

„Genug!" sagte der Älteste, und sich zum andern wendend: „Hat er richtig gesehen?"

Der starrte mit zitternden Kinnladen auf die schmutzigen Matten, darauf sie hockten, und senkte den Kopf bejahend. „Es war der Yooghi," keuchte er heiser.

Da begannen die Versammelten durcheinander zu schreien. Sie fragten den Sprecher aus, doch der brüllte nur vor sich hin und wußte nichts mehr, Angst preßte ihm die Kehle zu. Der andre aber klapperte vor irrer Furcht.

Einer stand auf und schrie: „Wenn es der Yooghi war, so müssen wir uns schützen. Wir sind verloren. Reißt euch die Augen aus, ihr dürft das Licht nicht mehr sehen! Schützt euch! Der Yooghi ist da!"

Der Älteste aber, welcher die Beratung geleitet hatte, erhob seine Stimme und sagte: „Es gibt nur ein Mittel, um der Rache des Yooghi zu entgehen, das ist das Opfer!"

„Das Opfer, ja, das Opfer," schrien einige. Andre aber fragten: „Wen opfern?" Und blickten ängstlich umher.

Darauf der Alte: „Ihr fragt? Ist es nicht der Gott des Todes, welcher aufgestanden aus seinem Höllenkessel, um uns zu fressen? Fragt er nach Name, Klang, Alter, Geschlecht? Er fragt nach Blut. So gebt ihm das Blut, welches am billigsten ist, gebt ihm unsre Gefangenen!"

Indessen waren einige neue Männer eingetreten. Das waren Krieger, welche man von der tausend Meilen weiten Hauptstadt des Landes geschickt hatte, daß sie den Bau des Dammes leiteten. Als sie vernahmen, daß es gegen das Leben der Gefangenen ging, widersprachen sie. Nicht schien es ihnen gut, jene zu opfern, für deren Dasein sie zu bürgen hatten.

Doch die Ältesten von Sariolassar unterbrachen sie: „Wer erfährt denn gleich, daß wir sie dem Yooghi ge-

opfert haben, wo doch der Winter hereingekommen ist, und die Schwachen unter ihnen schon in diesen Tagen erfroren sind! Sie werden alle erfrieren und Sariolassar wird gerettet sein."

Plötzlich gellte ein furchtbarer Schrei durch den Raum. Der eine der beiden Wächter, und zwar der, welcher vom Yooghi gesprochen hatte, rannte mit blutigen Augenhöhlen, aus denen die schleimigen Fäden der zerstörten Augäpfel hingen, irr an die Wand. Er hatte sich mit seinem Messer geblendet.

„Gut so, gut so!" riefen die Anwesenden und traten beiseite.

Der Blinde prallte zurück, stieß aufheulend gegen den Herd, fiel, glitt mit dem Kopf vor und versengte sich die schwarzen fettigen Haare, die qualmend aufflammten und erloschen. Jetzt schrie das Weib, welches ihr Kind säugte, leis auf, erhob sich und starrte den Irren an. Der Säugling begann zu wimmern.

Der andre Wächter aber lag zusammengekauert auf dem Boden, stöhnend und jammernd. „Nun, und du?" wandte sich der Ältesten einer zu ihm. „Willst du nicht dein Opfer bringen? Wo sind deine Augen? Willst du sehen, damit das ganze Dorf erblindet?"

Der aber jammerte laut und wälzte seinen Körper in gräßlicher Qual hin und her. Mit eins erhob er sich jäh, sah stieren Blickes um sich, stürzte zur Tür, riß sie auf und raste in die Finsternis hinaus.

Man suchte ihn zu halten, doch er war schon im Dunkel verschwunden.

Die Zurückbleibenden stießen Flüche aus: Man wird ihn fangen und zur Blendung zwingen. Ein Sehender,

der den Yooghi erkannte? Unmöglich! Das war gegen Gesetz und Ritus. Er mußte sich blenden oder mußte erschlagen werden und das noch ehe der Morgen kam.

Was aber die Gefangenen betraf, so drang nach langem Rat die Forderung der Erfahrenen durch. Sariolassar war vom Yooghi überfallen und mußte gerettet werden, indem man ihm die einzigen Opfer brachte, die er annahm, Menschen.

Währenddessen lagen eng zusammengepreßt, doch zitternd vor Frost, die hundertfünfundneunzig Gefangenen in ihrer flachen Hütte. Der Nordsturm rannte um die losen Balken, zerrte an den Lukenverschlägen und blies mit heulendem Munde durch die Ritzen in den Raum.

Verlauste Felle bedeckten den Boden, verfaultes Moos, muffiges Stroh und ein paar Lumpen, das waren die Kleider derer, die man hatte begraben müssen. Dennoch war keiner, der nicht vor Frost zitterte, denn man hatte den Gefangenen noch kein Holz zugewiesen, und das wenige, welches sie während der Arbeit hatten stehlen können, war längst verbrannt. Einige schliefen schon, lagen in schwerem fieberhaften Traum, andre starrten dumpf vor sich hin und hörten auf die Rede der Entschlossensten von ihnen, welche also sprachen: „Lieber im Walde erfrieren, als unter der Peitsche dieser Henker zugrunde gehen. Wir müssen fliehen. Es gibt keinen andern Weg, der aus diesem Tal der Hölle hinausführt. Ratet, denkt nach! Keinen Tag mehr viehischer als das Vieh sein müssen unter den Händen brutaler Mongolen. Denkt nach! Denkt nach!“

Da versetzte einer, der Medardus hieß, indem er seinen verschwollenen Kopf müde aus einem Bündel Lumpen reckte: „Wir haben keine Waffen, und die Tür ist von außen verriegelt."

Der erste Sprecher lachte hämisch auf.

„Des bedarf es nicht. In dieser Kälte schläft kein Wächter draußen. War mir doch, als hörte ich sie vorhin alle ins Dorf laufen, als gälte es einen Gefangenen zu zerteilen und aufzufressen. Und Riegel? Hier habe ich ein Messer, dort Cyrill hat eine Axt unter der Erde vergraben. In einer halben Stunde ist ein Loch geschlagen, und wir sind frei."

„Frei, um draußen zu erfrieren," versetzte Medardus und schloß seine roten eiternden Augen.

„Nun, so erfriere in Knechtschaft, Feigling!" brüllte der Sprecher. „Wer Mut hat, folge mir."

Einige der Kranken waren erwacht und lauschten.

„Ich gehe — üb — ber — all — hin —," sang eine Stimme. „Ich gehe in den Himmel, in den Him—mel."

„Was sollen wir mit den Kranken machen?" fragte jemand.

Schweigen.

„Ich bleibe nicht hier," wimmerte einer. „Ich will auch fort."

„Es ist Roger," sagte Medardus leise zum Sprecher. „Er hat erfrorene Beine und will auch fliehen."

Der andre schwieg und starrte in die Aschefunken im Ofenloch. Nach einer Weile begann er wieder: „Ich kenne die Richtung nach Kar-el-amur, dort sind wir nicht weit vom Großen Strom. Fahren wir ihn hinunter, kommen wir in einer Nacht an die Grenze."

„Was sollen wir mit den Kranken machen?" ertönte wieder die Stimme aus dem Dunkel.

Da erhob sich einer mit jähem Hochriß vom Lager. Er war mager wie der Tod, ausgezehrt, hohlwangig und hatte Ohren, Kinn und Nase erfroren.

Er stammelte in aufquellender Angst: „Wollt ihr uns allein lassen? Laßt uns nicht allein. Wir kommen mit. Wir können auch laufen, ja."

Medardus drehte den Kopf zum ersten Sprecher. Der starrte vor sich hin. Plötzlich sprang er auf und sagte mit wilder Geste: „Ich fliehe allein."

Nun erhob sich ein Durcheinanderreden. Mehrere, ja wohl die meisten, stimmten ihm zu; man erwog den Plan im einzelnen, begann ihn zu billigen und beschloß schließlich, die, welche von den Kranken mitwollten, mitzunehmen. Die schwer Fiebernden sollten indessen unter der Hut derer dableiben, denen die Entschlußkraft zur Flucht mangelte.

Gerade aber, als man nach der Axt grub und die Stelle prüfte, an der das Holz der Hütte zu durchhauen wäre, vernahm man Schritte draußen. Hart hallten sie in der gefrorenen Nacht, als schlüge jemand fern in die Hände. Die Gefangenen lauschten.

Da ging der Türriegel zurück, die große Bohlenpforte öffnete sich, das häßliche, von Angst verzerrte Gesicht eines mongolischen Wächters starrte ins Dunkel des Raums.

Niemand rührte sich. Nur die Fiebernden wimmerten und lallten Worte, die aus bunten verzerrten Phantasien wie Feuerbälle zu Boden tanzten.

Die Gefangenen, welche sich an das Dunkel gewöhnt hatten, erkannten im Eintretenden deutlich einen der

Wächter, welcher meist droben am Walde am Feuer gelegen und geraucht hatte.

Er trat näher, seine Brust keuchte vom schnellen Lauf, dann stieß er heraus: „Der Yooghi ist da!"

Bei dem Worte „Yooghi" horchte Medardus auf. Sein mageres Gesicht zuckte zusammen, lauschend, gespannt.

„Der Yooghi ist da. Hab' ihn selbst gesehen."

Medardus erhob sich mit allen Zeichen der Erregung. Er drehte sich um und starrte auf den Wächter. Er verstand nicht, was der gesprochen, begriff aber den Inhalt des Gesagten und ahnte alles.

Der Dolmetscher schlief. Man weckte ihn. Da sagte der Wächter: „Ich stoße mir nicht das Licht aus dem Kopf. Ich will fortgehen, aber Schutz brauche ich vor denen," er wies nach den Hütten von Sariolassar. „Wer schützt mich?"

„Sag ihm, daß wir ihn vorm Yooghi schützen werden!" stieß Medardus zum Dolmetscher hin. Der sagte es verschlafen.

Das Gesicht des Mongolen wurde beweglicher: „Trifft mich allein die Morgenröte, tötet mich der Yooghi mit dem Griff des Kemal." Er schrie gellend auf, spreizte zwei Finger und tat, als wolle er jemand von den Weichteilen her den Leib aufreißen. „Seid ihr um mich, so —" er verschluckte das Nächste.

Medardus ließ ihm zurufen: „Wir schützen dich nicht vor dem Yooghi, wenn du uns nicht in Freiheit läßt."

Der Mongole schwieg, dann sah er sich lauernd um, blickte verstohlen hinter sich und schloß die Tür: „Ihr sollt alle geopfert werden dem Yooghi," rief er heiser, „alle. Der Yooghi ist Lun und mir erschienen. Lun hat

ihm sein Licht geopfert, ich nicht. Um das Dorf zu retten, sollt ihr sterben. Wollt ihr mich schützen?"

„Wenn du uns aus der Hütte läßt —" sagte Medardus wieder.

Da bückte sich der Wächter, stieß die Tür auf und rannte lautlos hinaus. Sie hörten seine Schritte auf dem gefrorenen Boden verhallen. Medardus war wie verwandelt, er wollte sprechen, aber der, welcher die Flucht ersonnen hatte, unterbrach ihn erregt: „Was wollte der Hund? Was wollte er mit dem Yooghi?"

„Wir müssen fort, alle, auch die Kranken!" rief Medardus, und in seinen entzündeten Augen flackerte verzweifelte Entschlossenheit. „Kein Zögern. Wer hier bleibt, erlebt die morgige Nacht nicht mehr. Ihr glotzt mich an. Wißt ihr, warum? Alle sollen dem Yooghi geopfert werden!"

„Wer ist das? Was heißt das?" schrie man ihn erregt an.

„Der Yooghi ist ihr Gott des Todes. Der Gott der Massenseuche, des Massensterbens. Sie glauben, daß der, dem er erscheint, sterben muß, sofern er sich nicht selber blende, da sonst, um jeden, der ihn sieht, das ganze Dorf zugrunde geht. Nun wollen sie ihn versöhnen, indem sie uns opfern."

„Aber das ist ja Wahnsinn!" schrie eine Stimme.

Medardus wandte sich erstaunt: „Was ist nicht Wahnsinn heute? Alles, alles. Alles ist Wahnsinn. Auch der Yooghi ist nur ein Wahn, ein entsetzlicher, wie alles dies ein fürchterlicher Wahn ist, daß wir Menschen von Jugend und Lebenskraft hier verderben, erfrieren, verfaulen müssen —"

„Verflucht, verflu—cht!“ schrie einer laut und qualvoll.

„Aber wo ist der Hund geblieben!“ rief der erste Sprecher.

„Ja, wo ist er, wo ist er! Er hat uns allein gelassen. Er holt seine Kameraden, er wird uns umbringen, flieht, flieht!!“

Medardus befahl Einhalt: „Er kommt wieder. Wartet. Hebt die Kranken auf, keiner darf hier bleiben.“

Plötzlich war eine fiebrige Erregung über die Gefangenen gekommen. Man erhob sich, stolperte übereinander, brüllte sich an, rief wild in die Nacht. Einige suchten mit einer fanatischen Hast ihre wenigen Sachen zusammen, als säßen sie im vierten Stock eines brennenden Hauses. Die Fieberkranken waren erwacht und wimmerten.

„Die Tür ist auf. Der Wächter hat nicht abgeschlossen!“ rief eine Stimme.

Die Wirkung dieses Rufs war unbeschreiblich. Einige stürzten vor, um die schwere Balkenpforte zu öffnen, andre begannen nervös zu lachen.

Da trat Medardus mit aufgerecktem Arm dazwischen, schrie: „Keine Übereilung jetzt! Hört ihr? Bleibt! Nicht fort, wartet, keine Übereilung!“

„So hört doch, bleibt hier, rennt nicht fort! Man schießt euch über den Haufen, und alles ist verraten.“

„Horsa!“ sprach Medardus, „halte sie zurück, sorge dafür, daß die Kranken auf Bahren oder Säcke gelegt werden, ich schau' hinaus.“

Horsa nickte, und Medardus schlich sich leise aus der Hütte.

Wenige Minuten später hören sie Tritte mehrerer Menschen draußen.

Schrecken durchrieselt die Schwachen, sie wähnen alles verloren.

„Still! legt euch!" kommandiert Horsa.

Totenstille.

Die Schritte klappern näher, kommen auf die Hütte zu, die Tür wird aufgemacht, im ungewissen Schein einer Laterne erkennt man drei Menschen: Medardus, der mongolische Wächter und ein häßliches kleines Weib mit Schlitzaugen und pechschwarzen Haaren. Sie trägt auf dem Rücken ein Bündel.

„Habt ihr alles? Still! Kein Laut!" zischt Medardus.

Horsa hebt den fieberphantasierenden Sam auf eine Tragbahre. Sein Herz schlägt rasch und hallend wie ein kleiner metallener Hammer auf gestampfte Erde.

„Kusur und sein Weib werden uns auf dem kürzesten Weg nach Kar-el-amur führen, durch den Wald der sieben Wölfe. Am Großen Strom sind wir schon halb in Sicherheit. Kommt still, lautlos, vorsichtig rechts ab."

So rotten sie sich zusammen, eine dunkle Kohorte. Entschlossen zum Äußersten, irrt in jedem der stumme Schrei nach Freiheit wie ein Lichtschimmer über die finstere Wand seines Lebens. Monate in zermalmender Knechtschaft geduckt, richtet sich plötzlich in ihnen das Menschentum zu gebietender Größe auf. Das Recht auf Leben dröhnt in ihren zermarterten Gehirnen wie das Geläut erwachender Glocken. In den abgestorbenen Gliedern scheint neues Blut zu pulsen, und trotz der beißenden Kälte rinnt vielen von ihnen der Schweiß von Stirn und Achseln.

Das Licht der spärlichen Laterne tanzt voraus. Dunkle Schatten fliegen über die gefrorene Straße, taumeln über die schiefen Dächer elender Hütten, deren Fenster und Türen

fest verrammelt sind. Das ist die Angst vor dem Gespenst des Todes, das sich gezeigt. Niemand im Dorf, der nicht davon weiß und in Furcht sich versteckt, während sie sich im Ältestenhaus noch beraten, den Tod derer beschließen, die aus der Nacht der Sklaverei zu neuem Leben stoßen.

Lautloser Zug. Nur die Kranken ächzen. Da klingt das Jammern Sams langgezogen durch die Stille: „In dem Him—mel, in den Himmel tragt mich."

Sofort schließt eine Faust seinen Mund. Ein Gurgeln, dann wieder Stille.

Eine blauschwarze Wand steigt auf: der Wald. Keuchend klettert der Zug hügelan. Einer fällt über eine Wurzel, reißt sich hoch. Dann spürt er, wie ihm etwas Warmes zwischen Auge und Nasenwurzel hinunterrieselt. Er wundert sich, daß kein Schmerz da ist. Merkwürdig, kein Schmerz ist da.

Jetzt stehen die Ersten unter den hohen Fichtenstämmen, durch die ein unsichtbarer Weg gehauen ist, in die der Führer mit seiner Laterne hineintastet. Aufatmend blickt sich Medardus um. Unten liegt das Dorf, schwarze Flecken auf graublauem Grunde. Über den Himmel fegen böse Wolken, kein Mond scheint.

Plötzlich ist es Horsa, als ob auf seine Lippe ein kalter Tropfen fiele und zerginge. Er hält die Hand in die Luft, wieder fühlt er ein feuchtes Tasten auf der Haut. Da hörte er schon die gedämpfte Stimme des Medardus: „Es schneit."

Indem ruft sie der Mongole an. Wie sie auf Kusur blicken, erscheint ihnen sein Gesicht im fahlen Lichtschimmer noch gequälter als vordem. Seine Hautfarbe ist aschgrau. Er zittert unter dem Schafpelz vor Kälte.

Was will er? Er macht ihnen verständlich, daß er nicht vorausgehen könne, weil er nun des Schutzes vor dem Yooghi bedürfe.

Horsa stößt einen Fluch aus. Durch den Dolmetscher sucht ihm Medardus begreiflich zu machen, daß er sie führen müsse, unbedingt führen müsse, sonst habe die ganze Flucht keinen Sinn, sonst sei alles vergeblich und alle seien verloren.

Kusur schüttelt den Kopf: „Treffe ich den Yooghi, erschlägt er mich, wenn ich an der Spitze bin. Gehe ich in der Mitte, sieht er mich nicht, ob er mich gleich sucht."

„Aber wer soll uns denn führen?" brüllt Horsa und beugt seinen großen Rumpf fäusteballend vor, „der Teufel hol dich Vieh von einem Mongolen!"

Kusur steht regungslos. Einen Augenblick scheint böse Ratlosigkeit sich bleiern auf die Gemüter niederzulassen. Die dürftig Bekleideten klappern vor Frost mit den Zähnen, manche werfen wütende Drohungen hinüber.

Da erschallt plötzlich wie eine Reihe Pistolenschüsse aus dem Dorf das Gebell eines Hundes herauf.

Der Mongole fährt auf, als habe ihn eine Viper gebissen. Er dreht sich zu seinem häßlichen Weibe, das stumm wie eine Pagode neben ihm steht, und sagt ihr etwas im Dialekt der Gegend. Darauf nimmt sie die Laterne und begibt sich an die Spitze des Zuges.

„Weiß denn das Weib den Weg?"

Keine Antwort.

„Ob dein Weib den Weg weiß?" ruft Medardus dem Mongolen durch den Mund des Dolmetschers zu. Der nickt und packt sich stumm sein großes Bündel auf den Rücken.

Der Hund bellt immer noch, unaufhörlich. Ein zweiter setzt ein.

Medardus vergräbt seine mageren roten Hände in den Taschen des zerfetzten Soldatenmantels, den er trägt, und starrt mit seltsamem Gesichtsausdruck geradeaus.

Jetzt fällt der Schnee schon vereinzelt durch das dichte Gezweig der Tannen. Das erschwert die Ansicht des Weges. Aber das Weib schreitet rüstig aus, wie ein Maulwurf vorschnuppernd, plattnäsig, mit schwarzen Augen, die sich wie zwei Fühler in die Finsternis bohren.

So stapfen sie über Wurzeln und Unterholz. Viele stürzen, stöhnen, beißen die Kinnbacken zusammen, gehen weiter. Das Fieber tanzt ihnen wie Flammen auf der Stirn, tanzt wie Irrlichter vor ihren Augen, aber der Wille zum Leben ist stärker als sie. Kaum eine Meile von dem Tal der Hölle entfernt, träumen sie bereits von dem weißen Haus der Heimat und fühlen in ihren überhitzten Pulsen den Takt künftiger lebendiger Arbeit pochen. Ihr kostbares Leben, ihr Kostbarstes, der schaffende Geist, ist vor dem Verlaufen noch einmal in ein Gefäß gefaßt. Jetzt halten sie ihn mit beiden Händen bebend fest, schlucken Schmerz und Ermattung zurück und binden alle ihre Sinne nur an eines: Leben.

Die, welche die Kranken tragen, werden abgelöst. Ihre Hände sind erstarrt, sie stolpern wie Trunkene über den Weg. Da stürzt einer und steht nicht wieder auf.

Der Zug bleibt stehen.

Das Licht der Laterne fällt auf die zermergelten Züge des Gefallenen. Die Augen stieren verdreht ins Leere. Tot. Begraben? Achselzucken.

„Der Schnee deckt ihn zu,“ sagt Medardus.

„Weiter!“ kommandiert Horsa.

Die Flocken fallen dichter. Enger ballt sich der Zug zusammen, denn das trübe Schimmern des Laternenlichts quält sich nur mühsam durch die dicke Luft.

Auf einmal ruft Medardus: „Was ist denn mit Sam? Schläft er?“

Schweigen. Einige bleiben stehen.

„Weiter!“ schreien andre und stoßen sie in den Rücken.

„Aber ja, ist der gesund geworden?“

„Schläft er?“

„Wo ist denn Sam?“

Niemand meldet sich.

„Wer trägt Sam?“

Schweigen.

„Das Ganze halt!“ donnert Horsa. „Wer Sam trägt, soll sich melden.“

Niemand meldet sich. Niemand trägt Sam.

„Ist er tot? Sa—am?“

Stille.

Sam ist nicht da.

Die Bahre, auf der er lag, ist verschwunden. Sam ist fort.

Man bleibt stehen. Einige schreien aufgeregt, man solle weiter.

„Nein, zurück, ihn suchen!“ rufen andre.

Medardus fragt: „Wer hat ihn zuletzt getragen?“

Man weist auf zwei Leute, die fiebernden Auges gestehen, daß sie nicht wüßten —

„Wir — nicht — wissen,“ lallen sie.

„Zurück!“ kommandiert Horsa.

Der Dolmetscher macht dem Mongolen klar, um was

es sich handle. Der aber — plötzlich begreifend — erhebt ein durchdringendes Geschrei und wirft sich Horsa zu Füßen. Er plappert wirre Worte. Dann sagt er: „Der Yooghi — der Yooghi hat ihn geraubt, der Yooghi —! Weiter, Herr, Väterchen, König, ich Wurm aller Würmer bitte, nicht zurück, ejeje —"

Horsa packt ihn an der Gurgel und schleudert ihn zur Erde. „Wir müssen nach Sam suchen. Der liegt auf seiner Tragbahre einsam und fiebernd im Walde und wird von den Wölfen gefressen oder stirbt Hungers. Könnt ihr das dulden?"

Also rückwärts.

Der Mongole will nicht. Man nimmt seinem Weibe die Laterne ab und tastet sich zurück durch die gespenstischen Stämme des Waldes. Doch die Spuren sind verschneit, niemand findet mehr den Weg. Man irrt in der Runde. Dabei gehen wieder einige verloren, die aus Mattigkeit nicht mehr mitkommen können und auf die zurückkehrenden Freunde hier warten wollen. Man findet sie nicht wieder. Man taumelt stumm, von Qual geschüttelt, vorwärts, sucht sinnlos, ruft, schreit, stößt zusammen und greift sich plötzlich mit wildem Aufbrüllen an die Kehle.

Zwei der Gefangenen haben sich ineinander verschlungen in keuchender Wut, speien sich an, packen sich an die Gurgel, krallen sich in die Augenhöhlen; reißen sich, ehe sie noch getrennt werden können, Fetzen Fleisches aus dem Gesicht, weinen, fallen um und sind durch nichts mehr zu bewegen, aufzustehen und weiterzugehen.

„Tragbahren!" ruft Medardus. Seine Stimme klingt heiser und wie erfroren. Es sind aber nicht genug Tragbahren da.

Indem man noch zusammensteht, einander sucht und ruft, erschallt plötzlich der gellende Schrei Kusurs: „Da — ist — er!!"

Mit einem Ruck tritt Grabesstille ein.

Alles starrt mit rieselndem Entsetzen nach der Stelle, wo der Schrei des Mongolen hergekommen.

Sie erblicken nichts. Das häßliche kleine Weib glotzt lautlos auf ihren Mann, der in wahnsinniger Angst zusammengekauert am Boden liegt, den Kopf mit der Pelzkappe verhüllt. Was hat er gesehen? Äste knacken, ein Raubvogel fliegt auf. Hinter dem mageren Lichtkreis der Laterne steht das Blauschwarz eines undurchdringlichen Waldes, stumm, drohend, feindlich.

Da erblickt Medardus an dem Stamm einer alten Kiefer, die am Rande des Lichtscheines steht, einen Mann, der bewegungslos, hochgereckt, sich an die Rinde preßt.

Ein Grauen packt ihn. Indem schreit jemand: „Da steht einer!"

„Wer steht da? Fort! Wer da! Wer ist das? Fort!"

„Memmen!" brüllt Horsa. Seine Stimme schlägt über. „Feiglinge, verlotterte Hunde — hier ist euer verfluchter Yooghi — da!"

Er hebt einen Revolver, den er (niemand wußte davon) bei sich trägt und schießt auf die Gestalt am Stamm. Ein harter Knall, der wie ein dumpfer Schlag an eine Steinmauer prallt. Ein zweiter, dritter — ein Fall. Knacken von Zweigen. Der Rauch verzieht sich. Horsa lacht hysterisch auf. Die Gestalt ist nicht mehr da.

Mit großen taumelnden Schritten geht er auf die Stelle zu. Da prallt er zurück: Es ist Roger. Roger, der bisher, ohne einen Laut zu sagen, mitgeschleppt worden ist, liegt

auf dem kalten Boden. Horsas Gesicht verzerrt sich. Zwei Kugeln durch die Brust, eine durch das Auge, welches zerlaufen ist. Das andre starrt ihn unentwegt und beinahe nachdenklich an.

„Laß ihn," sagt Medardus leise. „Er hat ausgelitten."

„Frostdelirium," versetzt jemand.

„Immerhin, von ihm erschossen," meint eine Stimme.

Der Mongole ist aufgesprungen und hat mit weitgeöffneten Augen zugesehen. Er sagt ein paar Worte vor sich hin, die niemand versteht.

Da macht einer den Vorschlag, zu zählen, damit man wisse, wer fehle. Man zählt, und es erweist sich, daß acht, außer den beiden Toten, fehlen. Wieder steht man ratlos. Doch plötzlich bricht jemand mit wütender Stimme los: „Vorwärts, wir müssen weiter! Sollen wir hier erfrieren und verhungern?

„Abstimmen!"

Niemand aber hört auf den, der „abstimmen" gerufen. Man geht weiter.

Nach etwa einer Stunde bleibt das Mongolenweib stehen und gibt zu, daß sie den Weg verloren habe. Es schneit heftiger. Der Rückweg ist nicht zu finden. Das Weib läßt die Arme hängen, stellt die Laterne auf den Boden. Kusur läuft zu ihr, spricht auf sie ein, weist nach rechts. Sie schüttelt den Kopf. Da hebt der Mongole die Faust und schlägt ihr ein paarmal so heftig ins Gesicht, daß sie wie ein Klotz zusammenstürzt. Dann setzt er sich neben sie und glotzt geradeaus.

Die Gefangenen umringen ihn aufgeregt. Wohin er ginge? Ob er nicht weiter wisse? Warum er sein Weib geschlagen habe? Man droht, schilt, schreit. Ver-

geblich. Kusur sitzt ohne Bewegung, kümmert sich um nichts.

Medardus tritt mit dem Dolmetscher auf ihn zu: „Zehn von uns hat der Yooghi schon geholt. Glaubst du, daß wir um deinetwillen noch länger hier bleiben werden? Wir werden allein unseres Wegs ziehen, und du wirst hier sitzen in der Dunkelheit, bis der kommt, welcher schon auf dein Leben lauert, dir Augen und Herz ausreißt und vor seine Wölfe wirft."

Das scheint zu helfen. Das Mongolenweib erhebt sich schwerfällig und stumpfsinnig. Kusur aber greift mit allen Zeichen des Schreckens nach der Laterne.

„Ich habe den Weg verloren," gurgelt er dumpf.

Medardus sagt leise zu Horsa, was der Dolmetscher ihm übersetzt hat. Einige von den Kameraden haben es indessen schon gehört und starren ihn fassungslos an. Da vernehmen sie abermals die Stimme des Medardus: „Du wirst ihn wiederfinden. Steh auf, geh!"

Er erhebt sich furchtsam unter dem Blick des hageren Menschen, der vor ihm steht. Sein Gesicht ist die erstarrte Maske der Angst, aber die Angst einer Mumie, die schon Jahrtausende gesehen hat.

Lautloses Grauen packt die, welche um ihn sind. Da reicht er wieder seinem Weibe die Laterne. Sie schreitet gebeugt, schwankend, als sei sie trunken; die Gefangenen folgen ihr stolpernd und stürzend in dichtgedrängten Haufen.

„Was denkst du?" hört Medardus die Stimme Horsas neben sich.

„Ich denke, daß Sam auf seiner Bahre mitten im Urwald erwacht sein mag und die grünen Lichter der Wölfe

durch die Nacht funkeln sieht. Er erhebt sich, von Entsetzen geschüttelt, ruft nach uns und begreift alles. Dann läßt er sich fressen, unter Qualen lächelnd ..."

Horsa schweigt.

Nach einer Weile sagt Medardus leise zu ihm: „Hast du schon über den Yooghi nachgedacht?"

„Wie denn?" Horsa schaute ihm wütend ins Gesicht, das kaum wie ein fahler Schatten neben ihm sichtbar ist.

„Nun ja, mein Freund, ich meine, daß es den Yooghi wirklich gibt," setzt er noch einmal mit heiserer, eigenwilliger Stimme hinzu.

Horsa packt ihn am Arm: „Mensch, wach auf, du fieberst!"

„Nein, ich fiebere nicht, ich weiß, was ich sage. Diesem Yooghi können wir uns nicht entziehen, so sehr wir auch wollen, er hat die reine Gewalt, wir nur den Geist, Geist — ha ha ha. Ein Pusterohr ist, wer heute Geist hat, eine Seifenblase."

„Du redest Unsinn!" sagt Horsa kurz, aber es liegt Kummer in seiner Stimme. „Willst du Brot haben?"

„Laß dein Brot in der Tasche, Lieber, wir werden noch früh genug verhungern, denn" — Medardus dämpft seine Stimme, „glaubst du vielleicht, daß wir aus diesem Walde, aus dieser Hölle noch herauskommen? He?"

Horsa schweigt.

„Siehst du, du glaubst es auch nicht. Niemand glaubt es, aber wollte ich es sagen, würden sie mich totschlagen. Hier kommen wir nicht mehr heraus, und das verdanken wir dem, der die rohe Gewalt hat, dessen jammernde Sklaven wir sind."

„Wir sind keine Sklaven mehr, wir sind frei!"

Medardus lachte krähend auf: „Frei! Horsa, glaubst du, daß wir frei sind? Jetzt? Wir? Freiheit ist Selbstbestimmung, aber wer bestimmt uns? Fühlst du nicht den Griff an deinem Kopf, der dir das Haupthaar packt und dich dorthin zerrt, wohin du nie willst? Das ist —"

„Unsinn, Unsinn!" unterbricht ihn Horsa.

„Gut, gut, Unsinn, sage ruhig Unsinn, Brüderchen, wenn es dich erleichtert, aber dem hilft nichts mehr, daß wir alle wahnsinnig sind, alle," schreit er laut, all—llee! Denn warum gehen wir, wir freien Menschen, wir Gesunden, wir, die wir daheim selbstbestimmend, klar, führend, stark waren, jenem mongolischen Weibe nach? Jener verlausten, elenden Baracke von Mongolenweib? Weil sie uns führt? Du weißt längst, daß sie den Weg verloren hat, sie weiß längst, daß sie den Weg verloren hat, jeder von uns weiß es, daß wir in Irre, Tod, Wahnsinn, Elend laufen, und doch folgen wir ihr, gleichwohl laufen wir dieser Schürze hinterdrein, vielleicht weil wir sie — — — wollen? Ha, ha, vielleicht, vielleicht, Brüderchen. Nein, nein, um nichts so, Lieber, denn sie führt uns gar nicht, und auch Kusur, die Mongolenfratze, führt uns nicht und unsre Freiheit führt uns nicht, sondern der, vor dem wir alle zittern, ohne daß wir es sagen, dem wir alle ausgeliefert sind, rettungslos, sinnlos — der Yooghi! Der führt uns. Nun weißt du es."

Horsa schauert.

„Was für einen Unsinn du schwatzt," sagt er heiser.

Gegen Morgengrauen, als kaum erste Dämmerung über den verhangenen Himmel blaßte, erlosch die Laterne. Jemand lachte und gab ihr mit dem Fuß einen Tritt, daß

sie splitternd ins Dunkel kollerte. Dann tasteten sie sich weiter.

Mitunter stürzte einer. Zuerst versuchte man ihn aufzurichten und weiterzuschleppen, aber plötzlich erlahmte die Kraft dazu. Und dann die Wölfe.

Um den Zug der Gefangenen tappte und knackte es von lautlosen Schritten, leisen Tatzen. Mitunter ward ein langgezogenes Heulen wach, das näher und näher kam. Dann warf man wohl mit Ästen oder auch mit Schneebällen. Sirmion, ein dünner Mensch mit großen Kinnbacken, wusch sich im Schnee, ballte aus ihm Klöße und warf sie nach den Lichtern der Wölfe. Doch verließen die Tiere sie erst, wenn einige der Kameraden am Wege liegen blieben.

Das tat man also. Die Ohnmächtigen rafften sich, schon unter den dampfenden Zungen der Raubtiere, zu sinnloser Flucht auf, brachen aber bald zusammen. Ergaben sich mit dumpfer Verzweiflung in ihr Schicksal.

Die ins weglose Dunkel Wandernden schleppen mit schmerzendem Gehirn, ohne Gedanken und Gefühle, ihre wunden Füße vorwärts. Ihre Hände sind erfroren und lassen die elenden Säcke mit etwas Brot und Kartoffeln, die sie bisher mitgeschleppt haben, fallen. Niemand hebt sie auf. Ihre Ohren frieren an, ihre Nasen, ihre Finger. Während wütende Schmerzen sie peinigen, tauchen lüsterne Bilder vor dem gequälten Hirn auf. Sie packen danach, begreifen, greinen wie kranke Kinder.

Es ist schon Tag. Doch ein Tag, der in graue Säcke genäht scheint. Da öffnet sich eine Lichtung, ein Tal, weiß und wellig, und zwischen den leise rieselnden Flocken sehen die Erschöpften einige elende Hütten liegen.

„Wo sind wir?"

Der Mongole glotzt trübäugig geradeaus. Dann ruft er seinem Weibe etwas zu, das niemand verstand. Die sieht ihn ängstlich an. Ihr gelbes verknülltes Gesicht drückt Furcht und Besorgnis aus.

Unter den Gefangenen vibriert eine fast krankhafte Erregung. Selbst die Schwächsten atmen auf und beginnen mit verquollenen und erfrorenen Kinnbacken zu reden.

Medardus forscht in Kusurs Gesicht.

„Wo sind wir?" fragt Horsa den Mongolen. „Sind wir weit von Sariolassar entfernt?"

Kusur starrt ihn an. Beinahe erstaunt und nickt dann.

„Ja, weit."

„Nun, so können wir hier rasten. Hier am Waldrand. Kusur und die Mongolenspritze von Weib gehen hinunter und bringen Essen und vielleicht einen Führer, der uns zum Strom bringt. Was meinst du, Medardus, he?"

Medardus schweigt. Er sieht, wie der Mongole auf einen kleinen, mit einem elenden Dach geschützten Platz weist, auf dem Körbe und Näpfe stehen. Auch ein sehr schlichtes Kruzifix ist sichtbar.

Man drängt in Kusur, er solle hinunter. Da geschieht das Merkwürdige, daß er mit der größten Entschiedenheit verneinte. Sein Weib dann? Nein, auch nicht. Unmöglich. Man droht ihm. Er zeigt sich verstockt. Man fragt nach dem Grunde, da schweigt er.

„Der Kerl ist verrückt. Laßt ihn laufen. Aber wir können doch nicht hinunter, wir sind doch gleich als Gefangene kenntlich. Kusur muß! Droh ihm mit deinem Revolver, Horsa!"

Während man noch spricht, geschieht etwas, das die er=

regte Stimmung mit einem Ruck in ein Schweigen des Schreckens verwandelt.

Sie sehen etwas.

Sie sehen nämlich, wie vom Dorfe her eine Gestalt über den Schnee zu dem überdachten Platz geht, nicht geht, sondern rutscht und zwar auf Knien.

Die Gefangenen brechen plötzlich alle Gespräche ab und starren hin: Ein Dorfbewohner — zweifellos — welcher um den elenden, in Fetzen gehüllten Leib einen leeren Sack trägt, der auf dem Schnee schleift. Seine Arme nämlich, das wird, je näher er kommt, umso deutlicher, fehlen, oder vielmehr reichen nur bis zu den Ellbogen, und das gleiche scheint bei den Beinen der Fall zu sein: Er hat keine mehr, nur noch elende Stümpfe, die unten mit dicken Lumpenballen umwickelt sind. Jetzt macht er halt, kurz vor dem Dach, und ruft etwas hinüber.

Totenstille.

Kusurs Augen sind zwei schlecht vernähte Schlitze. Es scheint, als ob ein höhnisches Lächeln um seine Lippen fliegt. Er blickt Horsa an. Der wendet den Kopf.

„Was ist das, Medardus?"

„Ein Aussätziger," sagt Medardus ruhig. „Das ist ein Aussätzigendorf. Ich sah's am Futterplatz."

Schweigen.

Der Aussätzige ruft wieder.

Kusur aber, der ihn allein zu verstehen scheint, antwortet mit Schmähungen. Da dreht das elende Geschöpf, von dem nicht zu sagen wäre, ob es ein Mann oder Weib ist, sich um und rutscht ab.

Dieses Erlebnis war entscheidend. Die Stimmung, nach dem nächtlichen Marsch durch den Wald, mühsam zu einer

Hoffnung emporgeklettert, brach zusammen. Die meisten der Gefangenen rechneten mit dem Untergang.

Man fragte den Mongolen, ob nicht Siedlungen in der Nähe seien, von deren Mildtätigkeit dieses Dorf lebte. Kusur zuckte die Achseln. Es war aus ihm nichts mehr herauszubekommen. Fatalistisch starrte er in den grauen Himmel, hüllte sich in seinen Pelz und rauchte.

Jetzt setzten heftige Meinungsverschiedenheiten unter den Gefangenen ein. Einige wollten gleich weiter, andre noch dableiben, wieder andre, Fieberkranke, Verzweifelnde, schlugen vor, sich im Dorfe einzuquartieren. Sie wurden jedoch überstimmt. Man beschloß, Feuer zu machen und diesen Tag hier zu rasten.

Horsa brüllte und tobte: „Weiter! Weiter! Wollt ihr euch denn von den Verfolgern fangen lassen?"

Aber man fragte ihn, ob er den Weg zur Grenze wisse, worauf er schwieg. Um der Kranken willen, deren Zahl sich vervierfacht hatte, wollte man erst am nächsten Morgen weiterziehen. Doch niemand dürfe ins Dorf hinunter.

Wie sie lagen und ihre mageren Vorräte verzehrten, wurden viele der Gefangenen so schwach, daß sie zu weinen begannen und nach Hause verlangten. Doch sie waren im Fieber und wußten nicht, was sie sprachen. Es brach Skorbut aus und einer namens Hake entleibte sich selbst. Als es dunkel geworden war, sahen Medardus und Horsa, wie zwei Gefangene vorsichtig zum Dorf hinabschlichen. Horsa zog seinen Revolver und sagte mit zusammengebissenen Zähnen: „Sie dürfen nicht wiederkommen."

Die Nacht brach ein. Die Feuer brannten niedrig. Dicker eisiger Nebel ließ kaum zwanzig Schritt weit sehen. Die

zitternden Gestalten der Gefangenen lagen undeutlich wie geschichtete Erdschollen um die verglimmenden Scheite. Nach Stunden frostgeschüttelten Wachens erbarmte sich ihrer ein flüchtiger Schlaf. Nur Medardus ging umher und warf von Zeit zu Zeit ein wenig Reisig in die Flammen. Dann hörte auch er auf, hockte sich nieder, starrte in die Glut.

Plötzlich sieht er einen großen Schatten sich seinem Feuerplatz nähern. Er blickt auf und erkennt den, welchen er erwartet hat.

Ein riesiger Mann in erdfarbenem, bis auf den Boden reichendem Mantel und eisengrünem Gesicht, in dem zwei rote flackernde Augen stehen. Seine Kopfbedeckung ist die eines chinesischen Kulis. Er grinst und setzt sich neben Medardus, in dessen Inneres sich eisiger Frost ergießt.

„Du weißt, wer ich bin?" fragt der Ankömmling. Seine Stimme klingt, als ob er durch ein hohles Eisenrohr aus weiter Ferne blase.

„Ja, ich weiß es."

„Ich wundere mich fast, daß du mich für keine Erscheinung hältst. Ihr Europäer, Aufgeklärte und Geistige haltet mich alle dafür und verweist mich in das Reich des Aberglaubens."

Medardus starrt in das verglimmende Reisig und winkt ab. „Jetzt nicht mehr. Vordem. Jetzt nicht mehr. Sie haben dich kennen gelernt. Das heißt, ich weiß nicht, ich meine, es ist möglich, daß sie dich doch noch nicht kennen."

„Nein, sie kennen mich noch nicht. Aber ihr kennt mich. Indessen, es wird nicht lange dauern, und auch drüben weiß man, wer ich bin."

Schweigen.

Auf einmal sagt Medardus jäh, hart: „Übrigens bist du doch ein Phantom. Du existierst, ja, aber nicht so, nicht in diesem erdbedreckten Mantel, nicht —“

Der Yooghi hebt den riesigen Arm und streckt ihn langsam gegen das Feuer. Aus den trüben Falten seines dicken Ärmels wächst eine bronzene grünangelaufene Faust. Er drückt sie fest zusammen. Da ist es Medardus, als knirsche es in ihr und schwarzes Blut trieft heraus, zischend im Feuer verdampfend. Ihm graut. Er schließt die Augen und sagt leise vor sich hin: „Phantom, Phantom.“

Der Yooghi lacht hohl: „So glaubst du auch nicht?“

„Nein. So glaube ich dich nicht. Es ist Unsinn, daß du Glieder aus Eisen hast und einen wattierten Mantel trägst und der bist, vor dem diese dreckigen Mongolen hier das Kreuz schlagen und sich blenden.“

„Ritualien, die nichts zu sagen haben, wiewohl nicht dumm von ihnen, da sie mit dem Blenden ahnungsvoll das Rechte treffen. Wer sich blendet, schaut mich nicht mehr.“

„Lächerliche Sophisterei.“

Der Yooghi beugt sich vor, breitet die Handfläche unter Medardus' Augen auf und fragt: „Was siehst du?“

Medardus spricht widerwillig und mit Ekel in der Gurgel: „In den Falten deiner Hand fließen Ströme von Blut, zerstörte Straßen sind die Linien der Haut, verbrannte Städte die Narben — ach, das ist Unsinn, das ist Unsinn!“ Er stöhnt.

Der Yooghi lächelte. Seine Augen brennen, als seien sie glühende Holzteile, die aus dem Feuer in die eisernen Höhlen gesprungen sind.

„Du leugnest, aber du glaubst an mich. Ich sage dir: bald wirst du mich nicht mehr leugnen.“

„Ich weiß, was du willst, doch das wird meinen Zweifel an deiner Gegenwart nicht erschüttern.“

„Du zweifelst gar nicht, denn würdest du zweifeln, so würdest du mir nicht zu beweisen suchen, daß du zweifelst.“

Medardus windet sich, als sei er an einen Baum gefesselt. Er schreit wütend: „Wie fadenscheinig deine Existenz ist, sehe ich aus deinem Bestreben, mir deine reale Erscheinung klarmachen zu wollen. Lächerliche Eitelkeit eines Geistes von deiner Größe. Nein, ich erkenne darin die Sophistik meines eigenen Hirns.“

Der Yooghi streckt seine riesigen Beine in das Feuer, gleichsam als wolle er sich daran wärmen, hält aber dabei unentwegt seinen Oberkörper mit dem eisernen Kopf bewegungslos zu Medardus hingedreht, der unter fast körperlichen Schmerzen die blutleere Maske mit dem wahnsinnigen Lächeln um die toten Lippen starr anblickt.

„Was hältst du von meiner Erscheinung in Sariolassar? Vielleicht derselbe Grund wie bei dir?“

Medardus schweigt. Sein Kopf glüht. Das Feuer knistert schwach, ein halb verkohltes Scheit zerspringt mit leisem Krachen.

Er schweigt. Dann mit ersticktem Schrei: „Was willst du hier? Wer hat dich gerufen?“

Der Yooghi beugt sich ein wenig vor, daß es Medardus ist, als komme ein Geruch von Fäulnis und Moder aus seinem Munde: „Ihr habt mich gerufen,“ sagt er, „ihr!“

„Was heißt ihr? Wir? Ich vielleicht? Jene, die hier in schwerem fieberhaften Schlaf liegen? Haben wir dich gewollt? Sind wir schuld?“

„Gewiß, weil ihr jenen nicht wehrtet, die mir die Straßen und Äcker bereiteten, daß mein Fuß sie hei—li—ge.“

Er dehnt das Wort und lacht leise. Plötzlich zieht sich sein Gesicht zu drohender Größe zusammen. Er ruft, daß es wie fernes Geheul aus den Wolken klingt: „Aber jetzt hole ich euch alle. Und euch zuerst, euch, euch, euch —!"

Er weist mit furchtbarem Finger auf Medardus und die Schlafenden.

„Wahnsinn, Wahnsinn," lallt Medardus. „Du bist nicht der, als den ich dich erkenne. Dann wärest du eine Ursache, aber weil du — —" er bricht ab, seine Gedanken verschlingen sich zu wirren Knoten, die Funken des Feuers tanzen in der grauen Nacht. „Denn wer hat mich ausgewählt, mit dir zu ringen, warum gerade ich, ich, ein Elender, der um sein Leben kämpft."

Die Stimme: „Du ringst nicht mit mir, ich spiele mit dir."

In Medardus bricht etwas wie ein Strom fallender Wasser los: „Ich — ringe — mit dir," gurgelt er, „du wirst mich nicht auffressen wie die andern, denn du bist Kot, Dreck, Satan, die Verkörperung des Viehischen, du bist —"

In diesem Augenblick knallen rasch hintereinander zwei Pistolenschüsse.

Medardus erhebt sich mühsam. Ihm ist, als sei in seinem Hinterkopf etwas gesprungen.

Er blickt um sich: der Yooghi ist verschwunden. Das Feuer verglommen. Der Tag graut. Was geschah?

Da tritt Horsa mit bebenden Kinnbacken aus dem Dunst der Frühe auf ihn zu: „Ich habe die Kerls erschossen!"

Stimmen werden laut. Mehrere der Gefangenen kommen heran. Sie sehen im ungewissen Licht wie Leichen aus, verfallen, welk, völlig ohne Blut.

„Die zwei kamen aus dem verfluchten Dorf," donnert

Horsa, „und brachten ein Weibsbild mit. Sollen wir uns alle anstecken vielleicht, was?"

„Es wäre das unwesentlich," sagt die heisere Stimme Sirmions, „da niemand von uns mehr aus dieser Wüste herauskommt."

„Feiglinge!"

Sirmion lächelt unbeschreiblich. Seine Augen sind rot und verquollen.

Ein paar andre stimmen ihm zu. Einer ruft: „Darum erschießt man keine Kameraden."

Es scheint plötzlich eine Wut zu entstehen und sich gegen Horsa zu richten, dem sie erst als dem Stärksten beinahe willenlos gefolgt sind. Drohende Gesten tauchen auf. Flüche.

In diesem Augenblick geschieht etwas Merkwürdiges und völlig Unerwartetes.

In den Schein des spärlichen Zwielichts tritt ein junges Weib, das in einem geringen Pelz steckt und mit ängstlichen schwarzen Augen die Männer anblickt.

Es ist die, um derentwillen Horsa die Kameraden erschossen hat. Da sie ihn, der kampfbereit, aber unentschlossen seitab steht, für den Führer hält, wirft sie sich vor ihm zur Erde und bittet ihn etwas in fremder Sprache.

Der Dolmetscher übersetzt. Sie sei hier geboren, aber rein, an ihrem Körper hafte nicht die Lepra. Doch sie wolle aus dem Dorf der Verfaulenden und Zerfallenden, er solle sie mitnehmen.

Horsa taumelt.

„Wer glaubt es," murmelt er, „du magst die Pest auf dem Leibe haben."

Wie das junge Weib dies hört, verzerrt sich ihr braunes Gesicht, das sich in allem von den landesüblichen unter=

scheidet, und fassungslos blickt sie um sich. Als Horsa Miene macht, sie fortzujagen, reißt sie plötzlich ihren Pelz auf, ihre wenigen Kleider vom Leibe und zeigt einen unbefleckten keimenden Mädchenkörper, dessen weiße Haut sich im Eishauch der Winterluft sichtbar zusammenzieht.

Der Mongole Kusur und sein häßliches Weib waren in der Nacht verschwunden. Geflohen. Die Gefangenen ohne Führer und Brot, da die Flüchtlinge die meisten Eßwaren mitgeschleppt hatten.

Man beriet nicht mehr, sondern ergab sich dem Taumel der Verzweiflung. Das Mädchen zeigte die Vorratsplätze und man stahl des Nachts den Aussätzigen ihre Winterkost. Als Horsa und Medardus zum Aufbruch rieten, wurden sie verlacht.

Inzwischen griff der Skorbut um sich. Fiebernde starben, mehrere bisher Gesunde legten sich hin und erfroren des Nachts. Der Schneefall hatte aufgehört, aber die Kälte stieg und schnitt wie Messer ins ausgedörrte Fleisch. Da liefen viele ins Dorf hinunter. Jetzt näherten sich auch die Aussätzigen. Manche sahen noch fast gesund aus. Aber in der Nähe merkte man, wie ihnen bereits Glieder fehlten oder die Lepra Auge und Nase ausgefressen hatte. Eine tierische Freude schien diese Geschöpfe zu erfüllen.

Als Horsa einmal im Schlafe aufwachte, sah er im ungewissen Schimmer des Tages die grauenvolle Maske eines Aussätzigen über sich gebeugt, unkenntlich zerfressen, triefend von Eiter und Entzündung. Horsa erhob sich schreiend und hieb auf ihn ein. Der flehte um Barmherzigkeit. Da erschlug er ihn wie ein lästiges Insekt.

Er weckte Medardus. „Flucht!" stöhnte er.

Medardus nickte stumm, raffte seine Kleider, erhob sich: „Ich wartete darauf."

Horsa wies mit angstverzerrtem Gesicht auf den toten Krüppel.

„Er wollte mich fressen."

Medardus blickte auf Horsa, sah sein Gesicht, und ein Begreifen dämmerte auf.

„Komm," sagte er kurz.

„Geh lieber allein," versetzte Horsa, „ich fühle, daß ich die Krankheit schon im Leibe habe. Du bist vielleicht noch der einzige Gesunde."

„Komm, mein Freund," sagte Medardus.

Im Osten tauchten schwefelgelbe Fäden auf. Dorthin gingen die beiden. Am Waldrand sich umwendend, sahen sie, daß in der nebligen Frühe ihnen eine Gestalt folgte. Horsa rief sie an. Keine Antwort. Als die Gestalt näherkam, erkannten sie das Mädchen aus dem Aussätzigendorf.

Horsa erhob die Pistole. Aber Medardus fiel ihm in den Arm.

„Um Gott, laß sie, Horsa, nicht schießen!"

Das Mädchen flehte, man möge sie mitnehmen. Horsa zitterte am ganzen Leibe vor Wut.

„Diese Aussatzhure! Bist du wahnsinnig!"

„Ich denke, du bist schon angesteckt? Nun also, was schert es dich noch, wenn sie mitkommt?"

So wanderten sie zu dreien, stumm, einem Ziel zu, von dem keiner wußte, wo es lag. Der Himmel blieb bleiern verbarrikadiert. Nachts fiel eine Schwärze in den Wald, als sei die Welt erblindet. Dabei war die Luft so feucht, daß selbst das Feuer nur wie sterbend schwelte.

Das Mädchen verließ sie nicht. Lagen sie, so legte sie sich

etwas entfernt in ihre Nähe. Medardus gab ihr von seinem Brot. Aber sie selbst hatte Mundvorrat in den Taschen.

Horsa stierte vor sich hin. Er sprach stundenlang kein Wort. Plötzlich stieß er heraus: „Mich hat er angefaßt."

„Wer?"

„Du weißt schon, wer. Letzte Nacht beugte er sich über mich."

„Der Aussätzige?"

Horsa lachte wild auf.

„Kein Aussätziger war's, sondern Er."

Medardus' Stimme zitterte: „Aber erschlugst du ihn nicht?"

„Ja," versetzte Horsa gedehnt, „der, den ich erschlug, das war ein Kerl aus dem Dorfe. Das heißt, Er verwandelte sich rasch in einen Kerl aus dem Dorfe. Ich komme nicht mehr mit, Medardus."

„Ich verstehe dich nicht."

„Weil ich gezeichnet bin. Verseucht. Du rettest dich über die Grenze, ich muß hier sterben, denn dieses trage ich nicht mehr hinüber. Du bist stärker, du überwindest auch das, nicht ich. Nicht ich."

„Du irrst, du bist gesund, Horsa."

Er schüttelte den Kopf und streifte den Ärmel auf. Eine Reihe feiner roter Flecken mit gelblichen Rändern waren auf der Haut zu sehen.

„Das hat nichts zu bedeuten."

„Rühr mich nicht an!" schrie Horsa. „Ich weiß, was ich weiß."

Schweigen.

„Ich vermache sie dir," begann er wieder.

„Wen?"

Horsa wies auf das schlafende Mädchen: „Denn dir

lief sie nach, nicht mir. Der Gesundheit, nicht der Pest, dem Leben, nicht dem Tode."

„Du wirst leben, Horsa, glaube."

Da wendet er langsam den Kopf zu ihm und sagt mit unsäglich traurigem Klang in der Stimme: „Oh, ich wollte schon, denn ich war von tausend Kräften voll, ach, die Welt rollte auf den Muskeln meiner Arme. Aber mich hat er bezeichnet. Leb wohl."

Er dreht sich um, als wolle er schlafen. Medardus hüllt sich in seinen Mantel, grübelt und schlummert in furchtbaren Gedanken ein.

Er erwacht jäh von einem Schuß. Springt auf.

Horsa ist tot.

Medardus ging sinnlos durch den Wald. Das fremde Mädchen wie ein Schatten hinter ihm. Er begriff nicht, warum sie ihm folgte, aber er wußte, daß an dem Tage, wo sie es nicht mehr täte, er ein toter Mann sein würde. Aus ihrem Dasein sog er Lebenskräfte. Er fühlte ihr Blut in seinen Adern, ihren Herzschlag in seiner Brust.

Der Mantel des Toten lag um seine Schultern. Und wiewohl sein Gesicht von Messern des Frostes zerschnitten war, fühlte er nicht mehr die Kälte. Er dachte nur immer an eines: Leben — trotz jenem, mit dem er rang.

Der Wald hörte eines Morgens auf. Vor ihnen lag weite Ebene, die erst ganz fern wieder von Wald begrenzt war. Flach, kahl, endlos weiß. Als Medardus sie betrat, wogten westwärts Nebel heran. Aber er hielt mit wütender Energie die Richtung.

Da tritt unvermittelt aus dem fahlen Dunst des Morgengrauens die erdfarbene Gestalt des Yooghi: Sein Antlitz

eisern, grünschimmernd und bewegungslos. Wie damals trägt es wieder dieses wahnsinnige Lächeln. Medardus blickt sich nach dem Mädchen um. Er sieht einen schmalen Schatten seinen Fußspuren folgen.

„Was willst du wieder?“ flüstert Medardus.

„Ich frage dich, wie lange du noch zu wandern gedenkst?“

„Bis ich ans Ziel komme.“

Der Yooghi lacht: „Du kommst nicht durch. Niemand kommt durch. Aber ich will dir etwas sagen: Du bist stärker als die andern. Bekenne dich zu mir. Schenke mir deine Augen und ich lasse dich frei —“

Medardus höhnt ihm ins Gesicht: „Meine Augen sind das Beste an mir. Solange ich dich sehe, kann ich dich überwinden.“

Der Yooghi kommt näher: „Ich werde dir andre Augen schenken, mit denen du alles sehen kannst, was du willst. Du hältst dich für klarsichtig, aber du bist ein Tor, denn deine Augen sind es, die lügen, das sollte dich schon die Wissenschaft gelehrt haben.“

„Meine Augen lügen nicht, solange mein Hirn gesund ist. Mein Hirn sagt mir, daß du ein Phantom bist —“

„Aber du siehst mich doch — du siehst mich, nicht? Nun her mit den lügnerischen Augen. Ich werde dir eine selige Blindheit schenken, daß du mich nicht mehr siehst. Siehst du, Medardus, ich habe dich in deinem eigenen Netz gefangen.“

Medardus beißt wütend die Zähne zusammen. Er schnaubt vor sich hin. Der Geist geht riesenhaft neben ihm im Nebel, unentwegt das scheußliche Gesicht ihm zugewendet. Jetzt beugt er sich zu ihm nieder: „Also du willst nicht den Frieden, den ich dir biete, du willst nicht das Glück meiner Unsichtbarkeit und des Glaubens an das Recht

meines Wirkens? Du willst nicht glauben, daß i ch die Welt regiere? Deine Augen, Medardus, ich will deine Augen."

Medardus schreit auf: „Berühre mich nicht, Teufel, du bezwingst mich nicht."

Der Yooghi funkelt ihn an: „Teufel," lächelt er, „welche Verkennung! Warum soll ich der Teufel sein? Nur weil ich dir unbequem bin? Wisse dies, mein Sohn: Die Mehrzahl der Menschen beten mich als Gott an. Und ein Gott b i n ich, denn ich mache die reich, welche sich mir verschreiben. Ich will dich reicher als alle machen, denn du bist klüger als die andern, ich will —"

Medardus hebt, außer sich, den mageren Arm. Er schreit mit einer Stimme, die sich überschlägt: „Fort von mir! Pest und Verwesung, Blutsäufer, Vater alles Mordes, der du bist! Fooo—ort! Du bist der Teufel, ah, ich erkenne dich, trotz meiner Augen, die du mir nehmen willst, die mir aber sagen, wie dein wahres Gesicht ist, wenn du Gestalt annähmest: Dreck, Blut, Mord und Eisen. Ich erkenne dich, fort!"

Der Yooghi wogt lautlos wie eine Welle zur Seite, schwillt dunstgleich zur vierfachen Höhe seiner furchtbaren Gestalt auf und dröhnt dem Wanderer in die Ohren: „Fürchte dich vor mir, Mensch! Ich habe die Jahrtausende, welche über die Erde rollten, in meiner Faust, ich bezwang die Welt bis heute, ich werde dich zermalmen, wenn du anders willst als ich. Ich knickte Stärkere als dich wie dünne Rohre, ich zertrümmerte Städte mit dem Finger dieser Hand, und du widerstrebst? Zum letztenmal: deine Augen her!!"

Medardus sieht, wie der Yooghi, seine vorherige Gestalt annehmend, ihm mit grausiger Schnelligkeit näher kommt und mitausgestrecktem Finger nach seinen Augen zielt.

Er wirft sich aufschreiend zurück.

Da steht plötzlich das Mädchen, das seinen Spuren folgte, neben ihm, ihn mit ängstlichen, zärtlichen Blicken anstarrend.

Ihr Auge sagt: du riefst mich. Ich helfe dir, wenn mir auch der Kampf unbekannt ist, den du kämpfst.

Medardus stöhnt mit geschlossenen Lidern: „Reiße sie mir aus, wenn du kannst, denn ich sah dich ohne sie mit meinem Geiste. Ich habe dich erkannt und fluche dir voll grenzenloser Verachtung. Du kannst nur Leiber töten, aber Geister niemals."

Er öffnet die Lider. Der Yooghi ist nicht mehr zu sehen. Aber seine Stimme vernimmt er, die heulend aus den niedrig fegenden Wolken fliegt.

„Ich nehme den Kampf an, du fällst noch diesseits der Grenze, Übermütiger, noch an diesem Tage zerbrichst du in meiner Faust."

Ein scharfer Wind fuhr auf. Die Nebel wogten. Medardus faßte sich an den glühenden Kopf, dessen Stirn vom Schweiße troff. Sein Gehirn kochte. Er wußte sich in den größten Kampf der Welt verflochten, in Hunger, Irrweg und Kälte steckend, elender als vordem jeder Mensch. Wie sollte er den Ausgang wissen?

Er grübelte, wanderte, durchbohrte sein Hirn mit tausend spitzen Gedanken. Taumelnd tanzte vor ihm die Welt. Niedrige Gehölze schaukelten vorüber. Er schritt durch Wälder, endlose, watete durch Wüsten und totes Land. Kein Ziel. Kein Ziel. Er war einsam und verloren.

Er fürchtete den Hohn des Geistes, sah seine Kräfte verfallen und sank eines Tages auf einen vereisten Baumstamm nieder, den grauen Revolver Horsas in der Hand.

Er sah in seinen Lauf. Ein schwarzes Loch, aus dem nach kurzem Druck der Friede kam. Wie war ihm doch? Suchte er nicht den Frieden? Nun also —.

Da vernahm er einen leichten Schritt hinter sich. Das Mädchen war ihm gefolgt.

Mit grenzenlosem Staunen sah er ihr ins Gesicht. Und es war das weiche Gesicht eines Weibes, welches nur eines fühlt: die große Zugehörigkeit zum Manne. Ihre Augen waren schwarz und tief. Sie sprach kein Wort, aber ihre Hand griff nach der Waffe, und mit unsäglicher Gebärde deutete sie auf ihre Brust. In ihren Augen brannten Fernen, in die Medardus nie zuvor geblickt. Und aufschreiend las er aus ihnen die Antwort an den Teufel.

Das Mädchen lächelte. Er erhob sich, trat zu ihr. Da beschattete glühender Ernst ihre Züge. Sie schloß die Lider und atmete ihm entgegen.

Medardus nahm sie, während der Wintersturm durch die Äste brach.

„Nun mag er kommen“, sagte er. „Er kann nur treffen, was er kennt. Doch im Schoße dieses Weibes schlummert schon das Unbekannte. Mag ihm die Gegenwart gehören. Die Zukunft ist unser.“

Und er erhob sich und schrie mit wehenden Armen in den Wald den Namen dessen, mit dem er sich im Kampfe gemessen hatte.

Es blieb still. Nur der Wind heulte in den Kronen der hohen Kiefern.

„Komm,“ sagte Medardus zu dem Weibe, „nun werden wir den Weg zum Großen Strome finden.“

Die Wölfin

I

Nach und nach hatte ich jedes Gefühl für Zeit verloren. Es interessierte mich nicht, zu wissen, welche Stunde es war, oder wie oft sich der Jahrestag meiner Ankunft in den nördlichen Wäldern wiederholt hatte. Eine Uhr führte ich nicht mit mir, als ich in die große Einsamkeit aufbrach. Was sollte ich mit einer Uhr anfangen? Mich vielleicht auf die Kaffeestunde mit Waschbären verabreden? Und was den Jahrestag meiner Ankunft betrifft, so war es nicht zu schwer, um ihn zu wissen. Im Frühsommer hatte ich mir meine Blockhütte gebaut, ein zweiter Sommer schenkte mir die ersten reifen Bohnen, ein dritter die Begegnung mit dem Wildjäger. Einen vierten Sommer hatte es noch nicht gegeben. Zur Zeit, da diese Geschichte beginnt, war ich zweiundeinhalbes Jahr in den Wäldern.

Oder soll ich meine Geschichte mit dem Besuch des Wildjägers beginnen? Das war schon ein Erlebnis in meiner Einsamkeit. Indessen lag es wie eine Insel im See, hatte keine Verbindung zu andern Erlebnissen, fiel wie ein Stein ins Wasser, hinterließ Kreise und verebbte. Es lohnt sich kaum, davon viel zu erzählen. Später geschah viel mehr, der Wildjäger war vergessen, obwohl er dann noch einmal auftauchte und eine ziemlich betrübliche Rolle spielte.

Nein, wenn ich schon vor meiner eigentlichen Geschichte, die seltsam und voller Schuld ist, etwas erzähle, so wäre

es nur, um auch nicht das Geringste zu vergessen, was sich auf sie beziehen könnte. Denn dies ist nun einmal so, daß ein Jäger, der in den Wäldern droben sein Leben führt, nicht zu vieler Dinge gewahr wird, die erwähnenswert sind und darum ein jedes, was er sieht und schaut, sofern es nur ein klein wenig über den Tag hinausragt, bemerkenswert, ja, wunderlich findet.

So fällt mir jetzt, nachdem alles vorüber ist und ich gesonnen bin, die Erlebnisse in den Wäldern niederzuschreiben, so fällt mir jetzt erst ein, was geschah, als ich mit Sack und Pack belastet, den See entdeckte, an dem ich meine Hütte bauen sollte.

Es war um die Abenddämmerung und in der klaren, hellgrünen Luft standen Schwärme von Vögeln. Was waren das für Vögel? Ehe ich noch viel darüber nachdachte, gingen sie nieder, und ihr Gelärm war fort, als habe es nie in meine Stille getönt. Lautlos stand der Abend. Kein Wind ging. Der See war eine riesige smaragdene Schale. Und plötzlich vernahm ich in dieser Stille einen furchtbaren über die Wälder gellenden Schrei, gleich einem Warnruf, aus grauenvoller Ahnung hinausgestoßen. Ich erschrak heftig und hatte sekundenlang die Empfindung, daß es nicht gut sei, wenn ich mich hier niederließe. Doch gleich darauf sah ich den Schwarm der Vögel vom Nordufer her wieder in die Luft steigen. Neuerliches Gelärm erfüllte den Himmel, in den gelb und glühend der Abend wuchs. Der Schwarm zog gen Sonnenuntergang ab. Bald war große Stille um mich, nur die Wälder brausten, und aus ihren Tiefen schallten fernher und näher die Rufe der Tiere.

Ich wanderte ein Stück östlich am Ufer hinauf, lud

ab, legte mich ins Gras und genoß der warmen Nacht, die mit ihren Lichtern und Meteoren wie ein lautloses Schauspiel Gottes am Firmament aufzog. Herrlich war die Ruhe, doch durch meinen Schlaf gellte noch der Hall des unbegreiflichen Schreis.

Dann taute der Morgen und ich entdeckte den Platz, welchen ich für die vier Pfähle ausersah.

Dieser Ort nun, den ich mir zum Bau meiner Blockhütte gewählt hatte, war eine schöne große Waldlichtung auf einem Hügel über dem See. Er war wie vom Herrgott selbst ausgerodet: Ein paar Sykomoren, Weißtannen und Birken hatte er in malerischen Gruppen stehen lassen, damit meinem Auge eine rechte Weide gegeben sei. Und den See hatte er mir keinen Büchsenschuß weit hingelegt wie einen blauen Stein aus seiner Krone. Das war ein schöner Tag, als ich diesen Fleck entdeckte. Ich wußte, hier würde ich bleiben, hierher würde mir niemand nachkommen, weder ein Postbote, noch eine Frau. Ich würde das Leben auf meine Weise leben, und das müßte gut so sein.

Wenn ich mich nun frage, ob es mir nicht bisweilen öde geworden war und ich Sehnsucht nach den Menschen empfunden hatte, so muß ich ganz ehrlich: Nein! antworten. Ich lebte ja nicht allein. Wenn ich fischte, waren die Barsche da und die Bricken und die lustigen Grashechte, eine Pracht, sie anzusehen in ihrem schimmernden Kleide. Dann waren die Füchse da und die Eulen, die mir manchen Schabernack spielten. Und die Murmeltiere, der Henker soll sie holen, sie haben mir meine ersten Bohnen abgenagt, das verfressene Gesindel. Im Winter aber kamen die Wölfe bis vor die Hütte, heulten und wünschten eine

Mahlzeit. Ja, die Wölfe, das ist ein merkwürdiges Getier. Niemand kennt sie; was in den Schulbüchern über sie steht, ist Unsinn. Ich habe sie kennen gelernt. Nun, davon wird noch zu lesen sein.

Es können einem in der Wildnis viele Dinge begegnen, die wunderbar sind. In den Städten denken die Leute sich das sehr einfach: Wald und Tiere und große nächtliche Stille. Vielmehr, sie denken überhaupt nicht nach, sie haben ihre Zeitungen und Bücher, in denen alles steht, was sie wissen wollen. Doch ich sage euch, daß nichts in ihnen steht. Erst hinter der Geschwätzigkeit der Zeitungen und der Bücher beginnen die Geheimnisse, die das Leben sind. Die Wälder und Schluchten oben, durch die noch keine Eisenbahnschienen wie Lanzen gestoßen wurden, sind schwer von Ereignissen. Voller Weisheit sind sie. Doch nur dem entschleiern sie sich, der um sie ringt.

Und nun will ich erzählen, was mir zustieß, ehe mein Abenteuer beginnt.

Ein Jahr wohnte ich in den Wäldern, da führte mich mein Weg in eine mir bis dahin unbekannte Bucht des Sees. Ich untersuchte das Ufer, ob ich wohl gutes Fischwasser fände. Dabei setzte ich mich ein wenig nachdenklich auf eine aus dem Boden tretende Buchenwurzel und blickte über die schimmernde Wasserfläche, aus der von Zeit zu Zeit in silbernem Bogen ein Springfisch tauchte. Dieses Schauen auf das Wasser ermüdete. Das Aufblitzen der blinkenden Fische im hellen Mittagslicht machte mich schläfrig. Ich dachte, wie gut es wäre, wenn ich einen Kahn besäße, der mich in einer halben Stunde zu dem weißen Espenbestand hinführte, von dem aus ich mir den Weg zu meiner Hütte geschlagen hatte. Gefangen hatte

ich heute nichts; das erhöhte meine Verdrießlichkeit. Ich erhob mich träge, um heimzugehen, da erblickte ich mit grenzenlosem Staunen unter einer überhängenden Weidenbüschung ein Kanu. Es befand sich zur Hälfte im Wasser und war gewiß unbrauchbar, doch es überschlich mich ein sonderbares Empfinden, daß in derselben Minute, in der ich nach einem Kahn geseufzt hatte, solch ein Möbel vor meinen Blicken auftauchte.

Und dann verursachte mir der Gedanke fast Schrecken, daß ich nicht der Entdecker des geheimnisvollen Sees war. Nein, ich war nicht der erste, der dieses Land betreten hatte. Vor mir hatten Menschen hier gehaust ...

Ich stieg ins Wasser, um zu sehen, was wohl noch mit dem Kanu anzufangen sein könnte. Doch wieviel ich auch an ihm rückte und regte, es bewegte sich kaum von der Stelle. Es lag gewiß schon viele Jahrzehnte hier. Vielleicht hatten es Ureinwohner aus einem Baum geschnitten. Ein primitives Fahrzeug war es schon, doch mit Geschick angefertigt. Es würde sich lohnen, das Ding auszugraben und instand zu setzen. Meine Müdigkeit war fort, ich beschloß, noch selbigen Tags mit Spaten und Stemmholz hier anzutreten und an die Arbeit zu gehen. Eine gewisse Erregung hatte mich erfaßt. Nicht nur, weil der Gewinn des wertvollen Fahrzeuges lockte, sondern weil ich immer wieder daran denken mußte, daß hier einst Siedler oder Eingeborene gelebt und sich genährt hatten. Ich fragte mich, warum sie fortgezogen und nie mehr zurückgekehrt sein mochten. Wenn sie ein Kanu besaßen, mußten sie doch mit Anbau gerechnet haben. Aber nein, eines Tages brachen sie auf, über ihren Feuerstätten wucherte Pfeifenkraut, Brombeeren, Beifuß und Nesseln, die Zweige

schlossen sich hinter ihren Tritten, und alles lag so regungslos wie zuvor.

Mein Verwundern war damit noch nicht zu Ende. Wie es so geht, daß manchmal ein Tag mehr bringt, als alle Monate vorher gebracht haben — ich entdeckte gegen Abend neue Spuren der Ureinwohner, wie ich sie nannte. Unfern meiner Hütte nach dem See zu, wo der Hügel sich zu einem recht verwilderten und mit allerlei Unkraut und geilem Gewächs bestandenen Felde hin abflachte, fand ich Reste von Maispflanzungen. Es mochte ein Acker von neunzig bis hundert Fuß im Geviert hier gelegen haben. Ich begriff nicht, wie ich ein Jahr lang die Anzeichen hatte übersehen können, aber ich hatte sie übersehen. Man ist eben blind, solange es dem Herrgott gut scheint. Nun waren mir heute die Augen gehörig aufgetan. Ich hatte Arbeit für Wochen vor mir und sah mich für so viel Fleiß durch reichlichere und bessere Nahrung köstlich belohnt.

Darüber verging etwa ein Monat, in dem ich das Kanu herrichtete, eine höchst kummervolle Arbeit. Hätte ich vorher gewußt, was meiner für trostlose Stunden an dieser bewegungslosen Bootsleiche harrten, ich hätte den Baum vollends ersaufen lassen. Doch gab's jeden Tag einen Gran Erfolg, und als ich den schweren Lümmel an Land hatte, erschlossen sich mir die lieblichsten Ausblicke.

In diese Zeit fällt nun mein erstes größeres Erlebnis in den Wäldern.

Ich hatte schon seit mehreren Tagen das Kanu im Gebrauch. Für stilles Wetter war es vortrefflich geeignet, und ich fuhr damit tüchtig auf dem See herum. Was mich dabei vor allem lockte, war eine kleine Insel, die

schilfig und versumpft, ein rechtes Nest für Taucher und Wildgänse abgab. Ich nahm auch an, daß ich dort Barsche finden würde, die ich mit kleinen zappeligen Weißfischen zu ködern pflegte. Was nun den Taucher betrifft, so war seine Zeit noch nicht gekommen. Im Frühherbst pflegte er mit großer Pünktlichkeit zu erscheinen, sich zu mausern und von der Insel aus seine Badereisen anzutreten. Hinsichtlich der Barsche hatte ich mich nicht geirrt. Ich fing so viel, daß ich mir überlegte, ob es sich nicht lohnte, die ganze Fischerei gewissermaßen auf eine neue Grundlage zu stellen, mir einen Hamen anzulegen und dann immer meine frischen Flossentiere zu haben. Das hätte mancherlei für sich gehabt, freilich widersprachen dem gewisse Schwierigkeiten. Es war wert, überlegt zu werden. So meditierte ich beschaulich, während die Angelrute sich zitternd wie ein Schlänglein im Wasser spiegelte.

Da geschah etwas, das alle meine Gedanken mit einem Schlage zerschnitt. Durch die Nachmittagsstille knallte ein Schuß. Mit einem Ruck riß ich die Angel hoch, flog empor, sprang aus dem Boot an Land und lugte vorsichtig nach dem Ufer zu aus. Ein schwerfälliges Echo polterte über die Hügel, aus dem Schilf am Ostufer flogen ein paar Enten auf. Es war nicht möglich, die Schußrichtung zu bestimmen. Ich wartete auf etwas, das diesem außerordentlichen Geschehnis auf dem Fuße folgen würde, doch nichts rührte sich. Die Enten fielen wieder ein, die Fliegen blitzten über mich hin und gingen nach meinem Fischnapf. Eine lästige Schwüle lag unter dem hellgrauen Himmel.

Der Gedanke, daß ein Mensch in meinen Jagdgründen herumschoß, war mir alles andre als angenehm. Natür-

lich wäre für ihn und noch für zehn andre Raum in den Wäldern gewesen, meinethalben mochte er auf Füchse und Rebhühner soviel knallen, wie er wollte, doch wenn er das tat, mußte er ein Mensch sein, und gerade das fand ich abscheulich. Am Ende war es noch ein Ureinwohner, der heimgefunden hatte und nun das Kanu von mir zurückforderte. Die Menschen haben seltsame Rechtsbegriffe. Unmöglich erschien mir das keineswegs. Nun, wir würden ja sehen. Einstweilen befand ich mich diesem Unbekannten gegenüber im Vorteil, denn ich wußte von ihm, aber er nichts von mir.

Ich ruderte ans Ufer, versteckte meinen Kahn sorgfältig und schlug den Weg zur Blockhütte ein. Die stand so unberührt wie alle Tage da. Der Fremde hatte sie noch nicht fortgetragen. Es schien Hoffnung zu winken, daß aus der Geschichte nichts würde, daß der Fremde vorüberzöge, ohne etwas von mir zu merken. Eigentlich lag es in meiner Absicht, gegen Abend ein paar hohe, schöne Weißtannen zu fällen, weil ich Bauholz zur Ausbesserung der Nordseite des Blockhauses brauchte. Doch hielt ich dieses Unternehmen zurzeit nicht für ratsam. Das wäre eine gute Art gewesen, um den Herrn vollends heranzulocken. So blieb es dabei, daß ich mir ein paar Bohnen las und mir Fische zum Nachtmahl schuppte, dabei angelegentlich umherschauend, ob sich nichts Verdächtiges zeigte.

Darüber zog sich der Himmel immer dichter zusammen. Für die nächsten Tage glaubte ich mit Regen rechnen zu müssen. Die Waldschnepfe flog zum See hinunter, um ein bißchen im Tang zu graben. Sie flog unruhig und tief. Das hatte nichts Gutes zu bedeuten, schlechtes Wetter, man konnte schon verdrießlich werden.

Es wurde dunkel. Ich steckte mir meine Buchenlaubpfeife zwischen die Zähne, setzte mich vor die Tür und sah zu, wie die Nacht über die Tannenspitzen kam. Es blinkte kein Stern, die Dunkelheit war arg, und ich beschloß, zu Bett zu gehen.

Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als mich ein immerwährendes Tropfen am Kopfende meines Lagers weckte. Es war stockfinster im Raum, draußen goß es in Strömen. Mein Dach schien undicht zu sein. Das regelmäßige Tropfen des Wassers hatte schon eine gehörige Lache auf dem Boden gebildet. Ich erhob mich, entzündete einen Span an der Herdglut und setzte einen leeren Topf unter das Gerinsel. Nun klang es hell und immer heller, fast wie ein lebendiger, lustiger Ton, der seinen Tanz aufführte. Ich versuchte einzuschlafen, wurde aber immer wieder durch die aufspringenden Wassertropfen gestört. Ich besah mir das Dach, ob nicht einstweilen mit Stroh oder Heu dem Übel gesteuert werden könnte, doch vermochte ich in der Finsternis nichts zu erkennen. Schließlich wickelte ich mich erneut in meine Decke und schlief auch nach einigem Hin und Her ein.

Natürlich hatte ich den Ärger, in einen dummen Traum verwickelt zu werden. Ich sah einen Mann durch meine Fensterluke steigen, erst mit einem Bein, dann mit dem andern, und schließlich stand er vollends in der Stube und suchte mich. Er hatte seine Schießröhre mit einer gewissen lauernden Bewegung zur Hand. Was mich betraf, so konnte ich nicht vom Lager hoch, hielt es auch für höchst unzweckmäßig, ihm entgegen zu treten, und rechnete damit, daß er mich nicht bemerkte. Ich hielt mich also mäuschenstill und wagte kaum, mit den Augen

zu zwinkern. Der Kerl stand derweil in der Stube, drehte den Kopf nach allen Seiten, sah mich nicht. Plötzlich wußte ich mit großer Bestimmtheit, daß er mich längst entdeckt hatte, daß es ihm nur Spaß machte, mit mir dieses teuflische Spiel aufzuführen. Ja, mir schien sogar, als blinzelte er hinter den halbgeschlossenen Lidern höhnisch zu mir hin. Große Furcht erfüllte mich. Ich konnte mich nicht rühren, und um Hilfe zu rufen wäre zwecklos gewesen, es blieb nichts andres übrig, als sich in Verhandlungen einzulassen. Ich wollte dem Kerl vorschlagen, mein Kanu zu nehmen und mir dafür die Hütte zu lassen. Doch ehe ich noch den Mund geöffnet hatte, um dieses traurige Angebot ihm zu machen, riß er mit einem Male sein Gewehr an die Backe und drückte los. Über dem Schuß erwachte ich.

Ein Schuß?

Durch die Spalten des Ladens kam trübes Frühlicht. Ich stieß das Fenster auf und atmete den frischen, regenfeuchten Morgen ein. Es rieselte noch, der Himmel war perlgrau, nur östlich rot und blau aufgeschürft. Ich hörte vom Rande der Lichtung her das „Chonk" der Wildgänse.

Was die Nacht anging, so war ich nicht unfroh, ihr entronnen zu sein. Doch schien die Gefahr mir nicht vorüber. Denn ob ich gleich sicher war, daß der Unbekannte meine Hütte nicht betreten hatte, mußte ich doch denken, seiner in nächster Zeit ansichtig werden zu können. Vielleicht war es sogar sein Flintenschuß, der mich geweckt hatte. Man konnte das nicht wissen.

Ich machte mich an die Ausbesserung meines Daches. Es war nicht so einfach. Das Gebälk hatte sich verschoben, ein Keil mußte eingesetzt und alles mit Brettern neu

verschalt werden. Das konnte schon ein paar Stunden in Anspruch nehmen. Übrigens hatte der Regen aufgehört. Die Meisen zwitscherten und die Grasmücke stimmte ihren Gesang an. Nach einer Weile begann es wieder zu regnen, und abermals nach einer Weile kam die Sonne hervor, recht schwächlich zwar, doch unverkennbar Sonne. Es glitzerte auf der Wiese, und von dem Tannenbestand quoll erquickender Harzduft herüber.

Ich hatte mich wieder an die Arbeit gemacht und an nichts andres gedacht als daran, wie ich mein Dach recht schön gegen Regen dichte. Da erschreckte mich ein unerwarteter Ruf.

Der Kerl mit der Büchse stand keine zehn Schritt weiter unter mir und schaute herauf.

„Was gibt's?" fragte ich mit künstlicher Ruhe und drehte mich wieder meiner Arbeit zu, hielt ihn aber immerhin so weit im Auge, daß ich beobachten konnte, was er unternahm. Er sagte kein Wort, sondern sah mir zu. Nachdem eine Zeit über diesem Schweigen vergangen war, hob ich den Kopf und schaute ihn an. Er war um die Vierzig, breitschultrig, gedrungen, wetterfest. Ein Wildjäger, wie sie hierzulande heimatlos durch die Wälder streiften und von der Jagd lebten. Angesiedelte vor Jahrhunderten, die zu einer Art Urbevölkerung geworden waren, Teile der Einsamkeit, in der sie lebten.

„Wohin des Wegs?" raffte ich mich auf.

Er wies mit dem Daumen rückwärts.

„In den Kalkgrund, zum White River."

„Da habt Ihr noch ein gutes Stück Weg."

Statt einer Antwort zog er eine Pfeife aus der Tasche, stopfte sie und fragte, ob er Feuer haben könne. Der

Regen sei ihm über sein Feuerzeug gekommen heut nacht. Ich gab ihm, was er wünschte, er setzte sich auf einen Holzklotz und rauchte schweigend.

Seinen Schießprügel hatte er an einen Baum gelehnt, gleich zur Hand. Dort lag auch ein Rebhuhn und ein frisch gehäutetes Fuchsfell. Also hatte es doch zweimal geknallt. Gestern den Fuchs und heute in der Frühe das Rebhuhn.

„Noch Ansiedler hier?" fragte er.

„Ich glaube nicht."

„Guter Boden?".

„Es geht."

Dann gab es nichts mehr zu sagen. Er war genau so scharf gegen Menschen und so gierig auf Neuigkeiten wie ich. Darum schwieg er auch so beharrlich.

Ich rüstete mein Frühstück. Das war gute Suppe aus Fischen, noch von gestern übrig. Ich brauchte sie nur zu wärmen. Dann stellte ich den Topf zwischen ihn und mich und lud ihn ein, zuzugreifen. Sogar einen Löffel hatte ich ihm vorgelegt. Er nahm ihn in die Hand, als sei es ein zerbrechlicher Gegenstand oder ein junger Vogel, dem er wehzutun fürchten müsse. Ein kurzes befriedigtes Lachen war sein Dank. Er hatte guten Appetit und schluckte das heiße Gebräu mit sichtlichem Wohlgefallen. Wir schlürften den ganzen Pott leer. Als er fertig war, stieß er vernehmlich auf, mir damit sein gutes Befinden anzeigend.

Das Essen machte uns gesprächig. Er fragte, ob hier nicht schon vor mir Ansiedler gewesen wären. Ich redete vom Maisfeld. Das Kanu verschwieg ich. Warum die Leute weggezogen seien, wüßte ich nicht.

Er schüttelte mit einer gewissen schlauen Grimasse den Kopf und begann sich wieder seine Pfeife zu stopfen. Das mit dem Wegziehen, das werde schon seine guten Gründe gehabt haben. Man siedle nicht gern in dieser Gegend.

„Warum?" fragte ich.

„Wie lange seid Ihr da?"

„Zwei Jahre."

„Auch den Winter?"

„Was für eine Frage."

Er schob sich die Pfeife im Munde zurecht und sagte eine lange Weile nichts. Dann meinte er: „Wegen der Wölfe."

„Wölfe? Was weiter? Ich hab' sie mir schon vom Leibe gehalten."

Er lachte auf, das klang, wie wenn ein Bär hustet.

„Die lebenden nicht, aber die toten."

Ich stutzte. Was hieß: die toten Wölfe? Es gab doch keine Revenants unter den Wölfen? So ein Unsinn. Rechtzeitig fiel mir ein, wie abergläubisch die Waldläufer hierzulande sind. Deshalb verschluckte ich meine Antwort.

„Bin noch keinem Geist begegnet," sagte ich.

Er antwortete darauf gar nichts, und weil ich auch nicht Muße hatte, viel zu schwatzen, wurde es abermals kirchenstill zwischen uns. Unterdessen hatte die Sonne bald vorgeguckt, bald Verstecken gespielt, schließlich war sie zu dem Entschluß gekommen, fernzubleiben. Immerhin, der Regen hatte aufgehört, der Wind sich gedreht. Vom See her kam ein frischer Wasserhauch herüber.

Der Wildjäger stand auf und schulterte sein Gewehr. Die Jagdbeute hängte er sich an einem Haken über dem Rucksack auf. Ich bot ihm ein paar Fische auf den Weg

an. Er nahm das Geschenk erfreut. Darauf brachte ich ihm sein Feuerzeug, das ich inzwischen auf meinem Herde getrocknet hatte, und ging mit ihm zum See hinunter. Am Ufer trennten wir uns. Er schlug sich südwestlich in die Wälder.

Der Herbst war mir besonders lieb, obgleich er nur kurze Zeit währte. Die Wildenten und Gänse bevölkerten den See mit lautem Geschrei und Geschnatter. Die Waldungen am Ufer kleideten sich in Purpur, Chromgelb und Braun. Mit Vergnügen sah ich den Wacholder Früchte tragen, pflückte die roten Beeren der Erle und die der dunklen Stechpalme, um sie zu einem heilkräftigen Absud zu verkochen. Wenn der Morgendunst sich verzogen hatte, sah ich den Steinadler reglos in der klaren Luft stehen, einen Räuber mit neidenswerten Augen, herrlich im Niederstoß und königlich im Aufflug. Ich beobachtete ihn viel, wie er vom Felsgebirge der Black Mountains herüberkam, um in meinen Jagdgründen sich gütlich zu tun. Er hatte die große Ruhe und scheinbare Leidenschaftslosigkeit der echten Raubtiere. Griff nicht eher an, als bis er seines Erfolges sicher war, und trug nach seinem Siege keinerlei überlegene Haltung zur Schau.

Mein Leben in den Wäldern und mit den Tieren führte mich nach und nach zu Erkenntnissen, die nur in der Einsamkeit und in der Wildnis zu erlangen sind. Das klingt überheblich, doch ich muß bei meiner Meinung bleiben, selbst auf die Gefahr hin, von den Herren der Wissenschaft verlacht zu werden. Vor allem habe ich jeden Hochmut, jedes Überlegenheitsgefühl den Tieren gegenüber verloren. Ich weiß heute, daß der Mensch in keinem Falle die Krone

der Schöpfung und demgemäß ein gottähnlicheres Produkt als das Tier sei, sondern daß er nur im Besitz gewisser Fähigkeiten und Kenntnisse ist, die der Falke oder der Taucher nicht haben, die sie aber auch nicht brauchen. Sind sie doch ebenfalls im Besitz zahlreicher Fähigkeiten, von denen der Mensch nichts versteht, und ich möchte fast glauben, daß der Mensch die Weisheit des Tieres besser brauchen könnte als das Tier die Erfindungen des Menschen.

Diese Gedanken beschäftigten mich, wenn ich an sonnigen Herbstvormittagen die Ufer des Sees abstreifte, meine Netze nachsah und dem lockenden Ruf der Weindrossel lauschte. Es war noch mancherlei bis zum Einbruch des Winters, der schon Ende Oktober, oft noch früher einsetzte, zu leisten. Vor allem Holz zu schlagen und den Acker für die Saat zu bereiten.

In diesem Jahr, das mir den Besuch des Wildjägers bescherte, setzte der Winter besonders früh ein. Eines Morgens trat ich vor meine Hütte und sah die Halde beschneit. Wohl fraß die Sonne bei Tage noch den Schnee fort, doch die Kälte wurde immer empfindlicher, und ich holte meine gut gegerbten Fuchspelze fürs Lager heraus. Dezember und Januar gab's viel Schnee. Ich mußte mir oft den Eingang freischaufeln und hörte nachts die Waschbären ganz in der Nähe meiner Hütte winseln. Auch das heulende Gebell der Wölfe störte mich manchmal in den endlosen Winterabenden, wo ich beim Herdfeuer Holzgerät und wohl auch ein wenig Schmuck für mein Haus schnitzte. In der ersten Zeit meines Aufenthaltes hatte ich mich bei diesen Lauten eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren können. Ich lauschte dann gespannt auf die Rufe, welche in regelmäßigen Abständen bald näher, bald

ferner um meine Hütte taumelten. Erschien mir sonst die Natur heiter und freundlich selbst dort, wo sie Unbekanntes oder Gefahren in sich barg, ballte sie sich in diesen Nächten drohend zusammen. Ich ahnte, daß die menschliche Wissenschaft ihr noch wenig Land abgerungen habe, und fühlte mit geheimem Schaudern ihre mystische Tiefe.

Im zweiten Winter hatte ich mich an vielerlei gewöhnt. Ich kannte die Schreie der Tiere, wußte sie zu benennen und zu deuten. Den Wölfen gegenüber fühlte ich mich mit meiner guten Büchse gewappnet. Außerdem griffen sie niemals eine feste Hütte an. Ich erinnerte mich mit Kopfschütteln der Warnungen des Wildjägers und gedachte auch seiner abergläubischen Bemerkung. Ich hatte noch nie etwas von Tiergeistern gehört und konnte mir darunter auch gar nichts Rechtes vorstellen. Es hätte sich nicht gelohnt, darüber nachzudenken, denn die endlosen Abende mußten auf irgend eine Weise totgeschlagen werden, weiß Gott, das war nun einmal so. Und wie es immer ist, daß vor einem Erlebnis eine große breite Ruhe einen in den Armen hält, so war es auch jetzt.

Die Tage hatten ihre Arbeit, und die Arbeit war mir ein Vergnügen. Denn da sie mir nützte, liebte ich sie. Zuviel wurde sie mir nie. So setzte ich auch im Hochwinter das Fischen fort. Ich bohrte ein Loch in das Eis des Sees, legte meine Angel ein und holte mir prächtige Grashechte heraus. Das Wasser war von kristallener Durchsichtigkeit, ich sah oft metertief unter mir die Fische vorbeistreifen, sah die Nester der Weißfische und das schlangenartige Zittern der Äste, die auf dem Grunde lagen. Indessen nur bei Sonne. Schob sich Gewölk vors Licht, wurde alles dunkel im See.

Darüber kam der Februar und verging der März. Eines Tages wurde der Sonne das Warten zu lang, sie kehrte den Schnee zusammen und warf ein ungeheures Geleucht durch die kahlen Wälder. Graue Wolken ruderten unruhig über das Tiefblau des Himmels. Um die Mittagsstunde polterte südlich ein Gewitter über den Horizont. Ich dachte, das sei das Paukensignal des Frühlings, doch gab's noch in derselben Nacht Frost. Am nächsten Tag fiel Schnee und blieb in dünner Lage liegen.

In der Nacht darauf war es auch nicht eben warm. Ich erinnere mich noch deutlich, wie ich aufstand und in die mangelhafte Herdglut neue Scheite legte, um mich dann fröstelnd wieder in meine Pelze zu wickeln. Doch wollte es mit dem Schlaf nicht recht mehr glücken, ich schlummerte leicht wie ein Hase und fuhr auf, als ich ein Geräusch an meiner Tür hörte. Die Tür öffnete ich nicht, sondern nur den kleinen Fensterladen, den ich von innen vor- und zurückschieben konnte. Es war nichts zu sehen. Halbe Nacht noch am Himmel. Erstes dürftiges Grau tropfte durch das kahle Netzwerk der Birken. Ich trat zurück, machte mir am Herde zu schaffen und legte mich mit offenen Augen noch einmal aufs Lager. Darüber mußte ich doch wieder eingeschlafen sein, denn ich fuhr plötzlich auf. Mir war, als stünde jemand vor meinem Bette. Wie ich die Augen aufriß, erhaschte ich noch ein Gesicht, das durch die Fensterluke in meine Hütte blickte, aber in demselben Augenblick verschwand, wo ich es erkannt hatte. Vielmehr ich hatte es nicht erkannt, ich konnte nicht einmal sehen, ob es ein Mann oder eine Frau gewesen war, eher schien es mir eine Frau gewesen zu sein. Jedenfalls wußte ich mit aller Bestimmtheit, daß ich nicht

geträumt, daß jemand Fremdes in meine Stube geschaut hatte.

Ich stand auf und steckte vorsichtig den Kopf aus der Luke. Draußen war nichts zu sehen. Der Himmel hing tief. Es herrschte ein grieseliges Morgendämmer, ein Halblicht, das mich quälte. Ich nahm meinen Revolver zur Hand und öffnete langsam die Tür. Von einem Menschen nichts, rein gar nichts. Ich rief. Schweigen. Nochmals. Vergeblich. Alles still. Ich stand so mehrere Sekunden mit gespanntem Hahn, entschlossen zu knallen, falls das Gesicht um die Ecke lugen sollte. Doch keine Maus regte sich.

Da war ja etwas!

Ich entdeckte im weichen Schnee eine frische Spur. Eine Wolfsspur. Sie kam nordwestlich aus dem Walde, führte geradewegs zu meinem Fenster und dann um das Haus herum wieder mit einem Bogen in das Waldstück, das höchstens dreißig Meter entfernt lag. Über all das herrschte für mich kein Zweifel. Es war zwar ein gräulicher Morgen, doch Licht genug, um die Spur zu lesen.

Somit stand ich vor einem neuen Ereignis. Im ersten Augenblick erschien es mir so: ein seltsames Erleben, unheimlich, undurchsichtig. Dann lachte ich meine verkrampfte Hand, die immer noch den Revolver umklammerte, aus. Was wollte ich denn! Lieber Gott, ein Wolf. Freilich, es mußte ein absonderlich großes Tier gewesen sein, wenn es durch meine Luke schauen konnte. Dumm von mir, daß ich vergessen hatte, sie wieder vorzuschieben. Übrigens war es bestimmt ein Wolfskopf, den ich erblickt hatte. Ein Menschengesicht? Unsinn. Mir fiel wieder der Wildjäger mit seiner albernen Geschichte ein, und ich fand Anlaß, über ihn zu lachen.

Darüber vergingen einige Tage. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß über dem Alltag diese Sache bald an Bedeutung verlor. Ja, ich war entschlossen, ihr überhaupt keine Bedeutung beizumessen, sondern sie als das zu nehmen, was sie war: ein beinahe lustiges Erlebnis mit einem Wolfe. Daß Raubtiere neugierig sind, nahm ich gern als heitere Aussage über ihren Charakter an. Daß sie in frostigen Aprilmorgen das Bedürfnis nach Wärme und Nahrung haben, schien mir noch wahrscheinlicher zu sein. Ich hätte den Wolf in meine Hütte einladen und ihm einen Platz an meinem Herde anbieten sollen. Auch Franz von Assisi hatte mit einem Wolfe gute Freundschaft gehalten. Diese Tiere sind gewiß umgänglicher, als unsre Märchen zu erzählen wissen.

Wenn ich ganz ehrlich sein soll, war ich nicht alle Tage und zu jeder Stunde dieser Meinung. Es gab da Augenblicke, in denen mich die Tiefe des Waldes wie eine dämonische Lockung anzog und ich nicht mehr daran zweifelte, daß sie Geheimnisse barg, von denen kein Menschenhirn etwas wußte. Ich hatte mir zum Beispiel eine Wolfsfalle erbaut, die natürlich auch für Füchse zu brauchen war. Im Herbst einen guten Fang getan, doch den Winter über kein Glück gehabt. Merkwürdigerweise war nämlich jedesmal, wenn ich an die Falle kam, alles sorgfältig beseitigt worden, was die lieben Tiere hätte ins Garn locken können. Zuerst dachte ich an Menschen. Es müssen Menschen gewesen sein. Schön, aber dann müßte sie wenigstens eine Schneespur verraten haben. Indessen war gar nichts, oder höchstens die Fährte eines Tierlaufes zu sehen. Wohnte in diesem Walde eine Macht, die alle Tiere beschützte? Waren die alten Götter der Wildnis erwacht?

Bis dann des Rätsels Lösung mir ganz nahe kam, doch wieder nicht nahe genug, um sie mit Sicherheit aussprechen zu können. Wie ich einmal in früher Morgenstunde an der Nordseite des Sees über ein selten von mir betretenes und mit allerlei Unterholz bewachsenes Hügelgelände ging, bemerkte ich deutlich zwischen Wacholder- und Haselnußgebüschen ein schmales, trockenes Lager. Es mochte einige Tage nicht benutzt worden sein, doch abgebrochene Tannenzweige bewiesen mir, daß hier Menschenwerk vorlag. Um einen Wildjäger konnte es sich nicht handeln, weil die Stelle nicht an einer der Wegrichtungen, sondern versteckt und völlig abgelegen lag. Ich mußte mir darüber klar sein, daß außer mir noch jemand in den Wäldern hauste.

2

Ich will schon gestehen, obgleich es ein wenig lächerlich klingen mag, daß jene Entdeckung mich erregte. Ich will sagen: Furcht hatte ich nicht, doch war's auch nicht Neugierde, was mich plagte. Nicht Furcht, nicht Neugierde, sondern eine immerwährende ruhelose Erregung. Manchmal überraschte ich mich, wie ich, über den Spaten gestützt, meine Arbeit vergessen hatte und geradehinaus starrte. Dann schalt ich mich aus und grub erneut weiter. Doch im Geiste sah ich das trockene Lager zwischen den Büschen und das seltsame Gesicht im Fenster.

Der April ging zu Ende. Ein heftiger Regen jagte den andern, es brauste und rauschte in den Wäldern, zwischen tiefliegenden Wolken blitzte grell saftiges Himmelsblau heraus. Der Bach, welcher ein Gewässer in den See schickte, schwoll zum reißenden Wildwasser an. Eine gewaltige Sinfonie der Töne, die nachts wie Gewitter an meine Tür brandete. Danach kam ein köstlicher Westwind auf, der sich gelind nach Süden drehte. Ich warf die Pelze fort und reckte meinen halberstarrten Körper in der Sonne. Eine süße Landschaft blühte über Nacht empor. Meine Lichtung und die Halde zum Fluß badete in jungen Farben. Immergrün, Beifuß, Goldstaub und die zierlichen Blüten der Spierstaude glänzten im Lichte. Ein großes Gelärm der Vögel wurde wach. Eines Tages erschallte das erste Rotkehlchenlied vor meiner Hütte, und am See schluchzte der Rohrsänger seine Melodien.

Zwei oder drei Tage später, an einem warmen Vormittag, schulterte ich Büchse und Futtersack und wanderte nordwestlich in den Wald hinein. Es rauschte und schrie um mich von tausend Stimmen. Wilde und unbekannte Pflanzen dufteten betäubend. Ich sah Schmarotzer an ungeheuren Eichen zehn, zwanzig Meter hoch emporklettern. Ihre Blüten hatten den verwirrenden Opalglanz der Orchidee. Ihr Atem war süß und berauschend. Ich hielt mich auf der Paßhöhe und peilte nach einer fernen Kette kahler Berge hin, deren lockendes Rotviolett auf andres Gestein und andre Jagd deutete. Nach sechs, sieben Kilometer Weges geriet ich an das von Schlinggewächsen verworrene Ufer eines Flusses, der westlich in leidlich starker Strömung lief. An ein Überschreiten war nicht zu denken. Mir blieb nichts übrig, als östlich hinaufzuziehen und auf eine Furt zu passen. Die Frühjahrsgewässer hatten ihn freilich gehörig aufgeblasen, und viel Hoffnung, einen Übergang zu finden, machte ich mir nicht. Mein lockendes Gebirgsziel sah ich am Horizont verschwinden. Außerdem verbarg ich vor mir selber nicht den Ärger darüber, daß ich mein Angelgerät daheim hatte liegen lassen. Hier wären vortreffliche Fänge sicher gewesen.

Also wanderte ich ostwärts, den Biegungen des Flusses getreulich folgend, wobei ich meine Geduld bewunderte, die sich durch keine neue Schlangenwindung meines Widersachers außer Fassung bringen ließ. Ich konnte denn auch in der Tat feststellen, daß der Fluß sich verengte und zwischen zerrissenen Ufern eine heftige, doch auch um so viel schmalere Gestalt annahm. Darüber entdeckte ich zu meiner Freude in den immer lästiger mir entgegenwuchernden Farren- und Grasbeständen Tierspuren, die von einer

Strombiegung, ab geradeaus durch den Wald führten. Ich ging ihnen nach und befand mich in einem gewaltigen Naturdom, dessen Riesenhaftigkeit mir den Atem benahm. In die Höhe blickend sah ich ragende Stämme von ungeheurem Alter, in den Ästen ein flimmerndes Grün langsam und wie in tausendjährigem Traume sich hin und her bewegend. Die Flecken der Mittagssonne vergoldeten Rinde und Gräser, blinkten auf dem Waldboden wie glitzerndes Metall. Unbekannte Tierschreie riefen mich an, und zwischen den Kronen des Waldes in grenzenloser Höhe sah ich eine silberne Schar von Wildgänsen durch das Blau des Frühlingshimmels segeln. Ihr aufmunterndes „Chongchong" klang hinunter bis in meine Tiefe. Eine leichte Unruhe erfaßte mich, und der Wunsch ward rege, aus diesen erhabenen Schächten des Waldes ins Freie zu kommen.

Derweil folgte ich aufmerksam der Furt und fand mich in meiner Erwartung nicht getäuscht. Ich hörte das Rauschen des Flusses und konnte sehen, daß mein Weg auf eine geringe Lichtung zuführte, die sich unschwer als Tiertränke auswies. Hier galt es nun einen Übergang über das ziemlich schmale Wasser aufzuspüren. Doch wie ich auch den Flußboden studierte, es zeigte sich kein Pfad ans andre Ufer. Ermüdet und hoffnungslos ließ ich mich auf einem bemoosten Steine nieder, zog mein Essen aus der Tasche und begann mich zu stärken. Ich verspürte tüchtigen Hunger und konnte mich auch über einen ebenso tüchtigen Ärger nicht beklagen. Die Hoffnung, einmal hinüber zu gelangen, war dürftig wie die Sonne im Dezember. Ich überlegte, ob es wohl auf einem halb überhängenden Baume möglich sei, sagte mir aber gleichzeitig, daß kein

Gott mich dann wieder zurückführen könne. Mit einem abgekauten Rebhuhnknochen warf ich nach einem vorwitzigen Eichhorn, das mich aus geschützter Stellung neugierig betrachtete und selbst durch diese Anrede sich wenig aus der Ruhe bringen ließ.

Danach ging ich müde und verdrießlich noch einmal nach der Stelle des Flusses, die ich als Tränke ansah, machte ein paar Schritte abwärts auf einen Fleck sandigen Schwemmbodens und entdeckte eine menschliche Fußspur. Es war der Abdruck eines schmalen, nackten Fußes, ganz deutlich im weichen, grobkörnigen Sandboden sichtbar.

Mein erster Gedanke ging auf Eingeborene. Ich blickte mich um, ob etwas mir einen Anhaltspunkt für ihre Anwesenheit gäbe, doch was ich sah, war das graubraune Wasser des Flusses und die dichten waldigen Ufer. Stämme und Geäst, soweit ich ausschaute. Teilweise kahl, dann wieder halbbelaubt, im ersten Grün zitternd. Tiefste, weltverlassene Einsamkeit. Nichts, was Menschen ahnen ließ. Ich stand und starrte die Spur an, untersuchte die Umgebung, die Richtung, in welche der Fuß hinwies. Moosboden, Gras, Farrengewächse und dichtes Gestrüpp verrieten nichts mehr. Der tiefe Wald schluckte das Geheimnis dieses Fußes auf. Wieder fiel mir alles Wunderliche oder vielmehr Unerklärbare ein, das die letzten Wochen und Monate mir nahe gebracht hatten, und ich mußte ein wenig lächeln, weil ich mir gestand, daß der Entschluß zu dieser Wanderung nicht wenig durch den Wunsch bestimmt war, neues Licht in jene Angelegenheit zu tragen.

Flußaufwärts zog ich auf recht beschwerlichem Boden weiter. Steiniger wurde mein Pfad, größere Blöcke, be-

moost und verwittert, legten sich mir in den Weg. Ich sah die Aussichtslosigkeit ein, weiter zu kommen, und überlegte, was zu tun sei. Darüber fiel mir auf, daß der Himmel sich verdunkelt hatte. Plötzlich sah ich nördlich eine Wolke stehen, deren Schwefelfarbe nichts Gutes versprach. Der Donner ließ auch nicht lange auf sich warten, und weil das Wetter mit bedrückender Langsamkeit heranzog, mußte ich erst recht auf eine heftige Traufe gefaßt sein. Der Fluß hatte sich in Graublau aufgefärbt, unangenehme Strudel machten mir den Störenfried erst recht verhaßt, ich erklärte mich fürs erste als überwunden und schlug wieder nordöstlich meinen Weg in den Wald ein, wo ich mich vor dem Gewitter am ehesten geschützt glaubte. Das steinige Terrain, sich immer felsiger aufschichtend, schien mir auch einige Deckung zu versprechen. Ich kletterte mühselig darin umher und verwünschte meinen Ausflug herzlich.

Gerade als ich auf einer etwas freiblickenden Kuppe stand und überlegte, wohin ich mich wenden sollte, gab der Donner mit unsinnigem Krach das Signal zum Hexentanz. Das fahle Licht, durchhellt von Blitzen, ließ mich ein gehöriges Bad erwarten. Ich rutschte von meinem Ausguck hinab und glitt zwischen Blöcken und Gebüsch, mannshohen Farnen und Steineichen in einen Kamin ab, der von einer überhängenden Tuffplatte halb verdeckt war. Indem klatschten schon die ersten Tropfen gegen mich an. Ich drängte mich tiefer in die Gesteinswelt und hockte schließlich in einem toten Winkel nieder, der leidlich.guten Schutz gegen das wilde Strömen gewährte, welches nun anbrach. Es war nicht eines, es schienen ein halbes Dutzend Gewitter zu sein, die sich gegenseitig auf die Köpfe schlugen. Zu meinen Füßen perlte, rieselte, strömte das

Gewässer in kleinen Bächen. Die Finsternis, nur durch Blitze zeitweilig erhellt, trug auch nicht dazu bei, meine Lage interessanter zu machen. Ich saß eingepreßt in einem trockenen Winkel wie eine Wanze und sah trüben Auges dem Verrinnen des Nachmittags zu. Als der himmlische Kegelspieler sich entfernte und durch die zwölf Sykomoren, welche ich von meinem Platze aus vor- und rückwärts gezählt hatte, ein heller Schimmer fiel, war es Abend, und ich sah keine Möglichkeit, vor Einbruch der Nacht heimzukommen.

Der Regen hatte sich in ein allgemeines Tropfen aufgelöst, ich kletterte aus meinem Versteck und schaute mich nach einem leidlich trockenen Lager für die Nacht um. Nach einer knappen Stunde ermüdender Wanderung durch die Wildnis entdeckte ich einen geeigneten Unterstand zwischen Blöcken, zur Hälfte in die Felswand eingedrückt, der mir wenigstens Schutz vor dem Wetter zu bieten schien. Einige Sorge bereitete mir der Gedanke an die wilden Tiere, denen ich ohne Feuer ziemlich angriffsfrei gegenüberstand. Ich ging daran, halbtrockenes Brennmaterial zu sammeln, kam damit aber nicht so weit, daß es auch nur für eine Stunde Brand gereicht haben würde. Das üble Gewitter und die nassen Wochen vorher hatten dem Walde kein trockenes Blatt gelassen. Ich versuchte also kleinere Steine aus der Erde zu lösen und eine Art Barrikade vor meiner Höhlung zu errichten. Dabei hatte ich die Ehre, jener Viper unsrer Wälder, die wir Grüne Katze nennen, zu begegnen. Ich war schneller als sie und brachte eine hübsche Schlangenleiche von fast einem Meter Länge mit zerschmettertem Kopf zur Strecke. Dieser Sieg erhöhte nicht meine Laune, gab mir aber

einige gute Lehren für die Folgezeit. Ich suchte vorsichtig das Terrain ab, hackte Äste und errichtete eine Art Netzwerk vor der Höhle. Darüber war die Nacht heraufgekommen. Ein gewaltiger Sternenhimmel faltete seine Hände mir zu Häupten. Ich verbrannte, was ich an Reisern und Trockenholz gefunden hatte. Der Rauch zog in schlanker Säule zum Polarstern hinauf, dessen bläuliches Licht zwischen den Schwaden wie ein wachsames Auge flimmerte.

Ich schlief ein. Als ich wieder erwachte, war das Feuer zusammengefallen. Ein wenig schwelte es noch. Ich legte den Rest meiner Äste auf und zog mich in den äußersten Winkel zurück, fröstelnd und übermüdet. In dem Gesteinsausschnitt, der den „Eingang" meiner Höhle bildete, stand ein Stück Nachthimmel. Ich erblickte das vertraute Sternbild des Großen Bären und fühlte eine sanfte Ruhe über mich kommen. Mein Leben schien mir unmittelbar in den mächtigen Kreis des Weltgeheimnisses eingeschlossen, mein Schicksal dem der Sterne und der Tiere nah verwandt. Fernher vernahm ich den Brunstschrei des Bären, das Gebell der Wölfe und den Klageruf der Waldohreule. Ein großes Fragen und Antworten ging durch die Natur, mystischer Gesang der Dämonen, welche aus den Bezirken der Menschen verbannt waren. Die Dämonen aber rächten sich an ihnen, indem sie ihnen das Ohr für die Geheimnisse verschlossen. Nun stehen sie taub und blind vor den Wundern des Alls. Und wie es kommt, daß man mitunter nachts nicht nur leidenschaftlicher, sondern auch klarer denkt, so überfiel mich in jener kalten Mainacht der Gedanke an den Sinn allen Lebens, ja, an den Sinn meiner Weltflucht, der mir bisher ver-

borgen geblieben war. Das irdische Leben läuft wie eine gewaltige Ellipse aus Gott über das Tier, über den Menschen, über das Gott-Tier wieder zum Anfang zurück. Die Tiere stehen Gott näher als die Menschen, welche die größte Entfernung von ihm haben. Einst kannte der Mensch, unbewußt wie das Tier, die Geheimnisse der Existenz. Nun hat er sie, bewußt geworden, verloren. Es gilt, zum wissenden Tier zu werden, dem heiligen, das Gott begreift und um die Geheimnisse des Lebens weiß. Es gilt, die Ellipse in jähem Bogen wieder zum Quell aller Schöpfung zu führen. Gott brodelt in uns allen, aber der Mensch spürt ihn nicht mehr. Ich fühlte mich an dieser Wendung vom Menschen zum erneuten Tierwerden stehen, begriff mit einem Schlage die ungeheure Bedeutung meiner Ahnung und fühlte, wie zur Antwort auf meinen stummen Ruf, aus den Tiefen der Nacht unsichtbare Ströme mich betasten. Vor Gottes Angesicht im Blitz einer Erkenntnis gerissen, wußte ich, daß nicht dumpfes Tagewerk, sondern höchstes sittliches Vollbringen meiner harre.

Eine fadendünne Rauchsäule rillte sich in die Nacht. An einer Wurzel glommen Funken. Ich schlief ein. Den Traum, der mir kam, will ich nicht verschweigen, da er vielleicht Bedeutung hat. Übrigens war er kurz genug: Ich befand mich in der Stube, darin ich Jahre meiner Kinderzeit verbracht. Ich saß auf dem Boden und las in einem unbekannten Buch mit Illustrationen von Schlangen und Fischen. Plötzlich trat ein Mann ins Zimmer, dessen Gesicht ich nicht sah. Er stellte sich vor mich hin und fragte: „Warum sind die Tiere sündelos?“ Ich bedachte mich ein wenig und antwortete: „Weil sie schwei-

gen." Wieder fragte er: „Kennst du die Stufen der Sündelosigkeit?" — „Nein," sagte ich. Darauf versetzte er: „Die Fische sind die erste Stufe, die zweite sind die Vögel, die dritte die übrigen Tiere." Wieder dachte ich über das Gesagte nach, fand es klar und einleuchtend und fragte den Unbekannten: „Sehen die Tiere Gott?" — „Nein," antwortete er, „wer zu Gott will, muß durch die Sünde gehen." Als ich dies vernommen hatte, sah ich, wie sich in dem Buche, darin ich las, die Schlangen und Fische zu bewegen anfingen, mit den Augen blinzelten und etwas dartun wollten, aber gefangen in ihrem eigenen Wesen blieben. Plötzlich begriff ich mit nie geahnter Klarheit die Not des Tieres. Ich wußte, daß in dieser Welt alles unvollkommen war. Indem beugte sich der Mann zu mir, ich erkannte sein Gesicht, es war das eines Wolfes. Mit einem Schrei sprang ich auf.

Mein Kopf schmerzte. Erwachend war ich gegen den Stein über mir gestoßen. Eine Wunde brannte, doch nur einen Augenblick, denn was ich sah, erschreckte mich über alle Maßen. Im Eingang meiner Höhle stand mit geöffnetem Rachen ein riesiger Wolf. Es herrschte erstes trübes Morgenlicht. Ich riß die Büchse an mich und wollte feuern, da erblickte ich hinter dem Wolfe eine Gestalt. Den Schuß vergaß ich über einem silbernen Pfiff und einem braunen Mädchengesicht, das mich mit ruhigem Staunen ansah. Der Wolf duckte sich, ihre Hand glitt über sein Fell, er trat gehorsam hinter sie.

Wir starrten uns an. Ich griff an meinen Kopf, packte meine Gelenke, weckte mich, denn ein Traum schien abermals über mich gekommen zu sein. Nein, kein Traum, auch nicht die Spur eines Traumes. Was ich sah, bestand

in der Wirklichkeit, es lebte. Es war ein großes, schlankes Mädchen mit einem von der linken Schulter über die Hüften reichenden Gewand aus den lederartigen Blättern eines Urwaldparasiten. Ihre rechte Brust lag frei. Sie hatte kräftige, dunkelbraune Glieder, ein seltsames, nie gesehenes Antlitz. Keine Waffe. Sie stand bewegungslos und sah mit ihren bronzefarbenen Tieraugen klar und offen mich an. Ich befand mich in einer maßlosen Verwirrung und fragte leise, wer sie sei.

Es kam keine Antwort.

In der Sprache der Ureinwohner stellte ich noch einmal meine Frage und trat einen Schritt auf sie zu. Sofort erhob sich der Wolf, welcher hinter ihr kauerte, während sie selbst um ein geringes zurückwich. Auch jetzt gab sie keine Antwort, sondern ließ ein paar rauhe, aber wohlklingende Alttöne hören, die etwas zu bedeuten schienen, die ich indessen meinerseits nicht verstand.

Es begann mir etwas zu dämmern: dieses Mädchen gehörte einem unbekannten und unentdeckten Einwohnerstamm an. Ich befand mich in der Nähe ihrer Hütten, vielleicht in der Nähe eines Indianerdorfes. Gut, daß ich mein Gewehr bei mir trug. Eines blutigen Abenteuers war ich gewiß. Doch kaum hatte ich diese Gedankenkette abgehaspelt, als mir erst das Wunder ihrer Begleitung klar wurde. Es war kein Hund, der neben mir stand, es war ein Wolf, gezähmt und folgsam, wie nur Hunde sein können. Das schlug aller Wissenschaft derart ins Gesicht, daß ich vor einem Wunder zu stehen meinte und in mir blitzhaft eine Schülererinnerung an sagenhafte Gesänge auftauchte, in denen ein Löwe einem Menschen Treue hielt. Also war wohl auch meine Überlegung, daß sie einem

Stamme angehörte, verkehrt. Es gab keine Stämme in der Welt, die sich Wölfe als Haustiere hielten. Nur einem Auserwählten mochte das zufallen. Und wie ich ihre schmale, herrliche Gestalt, die wie in Metall geschnittenen Züge ihres Gesichts, die blauschwarzen, zu einem Knoten gebundenen Haare sah, hatte ich eine Sekunde lang die Empfindung, vor einer Göttin des Waldes zu stehen und eine Gebärde der Anbetung finden zu müssen.

Ich weiß nicht, ob sie meine Gedanken las, aber sie hob die Hand, gleichsam als wolle sie Freundliches andeuten, und lächelte. Und das war das Seltsame. Dieses Lächeln glich dem Frohsein eines Tieres, war ein Auffunkeln im Auge und ein winziger Schimmer schneeweißer Zähne. Ich fröstelte. Sie drehte sich um und rief ein paar Laute hinaus. Ein langgezogener heller Tierschrei antwortete. Der Wolf sprang mit leichten Sätzen davon.

Wie ich ins Freie trat, holte ich tief die balsamische Luft des Morgens in die Lunge ein. Es war die Stunde vor Sonnenaufgang. Am grünen Himmel flammte das Zeichen des Orion und ein heller mir unbekannter Stern mit silbernem Blinkfeuer. Noch lag alles Licht wie ein Schleier um die Dinge, deren Ruhe mich erhaben berührte. Am Rande der Gesteinshalde sah ich rötliches Funkeln über die Stämme gleiten. Ein harter Wind erwachte und trieb Nebel aus dem Flußtal auf, die sich, wie sie emporstiegen, golden auffärbten. Dies alles drang mir mit wenigen Atemzügen in nie gekannter Deutlichkeit ins Bewußtsein, verschlungen mit dem Anblick des bronzenen Götterbildes, das bewegungslos an einem Felsen lehnte und mich ansah.

Das Geheimnis der Entdeckungen, die ich in den letzten

Wochen gemacht hatte, war gelöst. Ich zweifelte nicht, daß dieses Mädchens Fuß den Abdruck im Flußsande hinterlassen hatte; ihr nackter Fuß, schmal und leicht gebaut wie der Lauf eines Raubtieres, schien mir von großer Schönheit zu sein, obwohl er im Augenblick durch regenfeuchte Erde beschmutzt war. Und auf einmal trat mir die Wolfsfährte vor meiner Hütte in Erinnerung. Sollte ein Wolf allein, vielleicht jener, der ihr gehorchte, den Pfad über den Schnee eingetreten haben? Rätselhaft blieb mir etwas. Und plötzlich ergriff mich ein, zwei Sekunden lang Furcht. Nichts als gewöhnliche Furcht.

Da sah ich den Kopf des Wolfes wieder zwischen dem Gestein auftauchen. Die Furcht schwand, ich stand im Leben und vertraute meiner Büchse. Indessen schien auch jetzt keine Gefahr mir zu begegnen. Das Tier trug einen spitzen dolchartigen Feuerstein im Maul. Das Mädchen nahm die Waffe und ritzte etwas in die nahe Felswand. Ich trat zögernd hinzu. Es war ein primitives, doch deutliches Bild meiner Hütte. Nicht einmal die vier Weißtannen vor meinem Hause hatte sie vergessen.

Ich nickte. Ja, dort wohnte ich, niemand anders. Verbergen und Versteckspielen wäre mir lächerlich erschienen.

Sie betrachtete die Zeichnung und schien eine gewisse Freude darüber zu empfinden. Noch einmal packte sie den spitzen Feuerstein wie einen Dolch und ritzte mit Kraft und Sicherheit unter die Zeichnung etwas tiefer drei wellenartige Linien ein, gegen die sie kleine Striche wie Schilfstauden lehnte. Ich erkannte den See. Mit dem Finger deutete ich auf mich und dann auf Hütte und See, als wollte ich damit anmerken, daß mir die Herrschaft über diese Dinge zukäme. Sie sah mich an und

wies zum Flusse hinunter. Ich bejahte deutlich. Sie verstand mich und hob den Arm, wie wenn sie vor etwas warnen wolle. Als ich ihr fragend ins Gesicht blickte, zeichnete sie eine Schlange auf den Felsen und stieß ein vernehmliches Zischen, das aufs Haar dem Laut einer Schlange glich, durch die Zähne. Jetzt begriff ich ihre Warnung, wieder den Weg am Fluß entlang zu nehmen, drehte mich um und deutete auf den einige Schritte seitab liegenden Kadaver der Grünen Katze. Sie verstand mich auch jetzt und nickte langsam. Das Nicken hatte sie von mir gelernt. Das war hübsch.

Also ich sollte nicht wieder den Weg am Fluß wählen, gut, doch wie nach Hause kommen? Jetzt, als ob sie meine Gedanken erraten hätte, ging sie zwischen dem Gestein hindurch einen schmalen von mir nicht bemerkten Pfad nach Südosten. Sie sah sich um. Als ich ihr folgte, nickte sie. Fast begriff ich nicht, was mich bewegte, ihr blindlings zu vertrauen, doch wäre es um die Welt nicht anders möglich gewesen.

Eine schlängelnde, kaum sichtbare Wegzeile führte mitten in ein Urwalddickicht, dann eine Halde hinab zu einem tief versteckten, zauberischen Teiche. Das Morgenlicht hatte den Himmel schon in erste Farben gehüllt, doch in diesen Gründen herrschte noch tiefe Dämmerung. Unheimlich überhauchte mich die Einsamkeit des Weges, die phantastische Gefolgschaft, welche ich bildete. Mir war, als träumte ich. Ein nebelhaftes Halbdenken hielt mich in unsichtbaren Ketten. Ich sah nur immer ihre schmalen Beine und die tierhaft feine Fessel ihres Fußes.

Wir waren eine gute Strecke Wegs um den Teich gelaufen, dann stieg sie hinauf zwischen mächtigen Pech-

tannen auf einen Hügel. Wieder machte der Weg eine Senkung, ehe er zu einer neuen Anhöhe führte. Eine Lichtung brach auf. Überraschend standen wir, vom ersten Strahl des Morgens geblendet. Vor mir erstreckte sich ein kiefernbeständiges steiniges Land, an dessen Rand mächtige Tannengruppen sich gegen den aufglühenden Morgenhimmel lehnten. Das Mädchen wies dorthin. Ich nickte dankbar und wollte ihre Hand ergreifen, doch schon war sie fort. Ich schaute mich um, trat ins Dunkel zurück. Vergebens. Kaum, daß noch ein leises Rascheln ihren Schritt verriet.

3

Orchester des Frühlings. Nachts hörte ich die Winde über die Halde springen. Und ewig dieses Rauschen mir zu Häupten. Ich trat in den Wald: die Stämme flogen wie Strebepfeiler eines Münsters in die Höhe. Und die Decke, deren Schönheit unbegreiflich war, bewegte sich hin und her wie unter Wolken von Weihrauch.

In grüne Unermeßlichkeit tauchte mein Blick mit dem neuen Gefühl, nicht mehr der einzige zu sein. Wo war meine Einsamkeit geblieben? Ein andres Bewußtsein hatte Platz gegriffen, die Ureinsamkeit sich gespalten. Nun lebten zwei in diesen Wäldern. Mein Dasein trat in eine neue Phase.

Zum Beispiel: ich fischte. Hatte ein paar Weißlinge gefangen, überlegte, ob's genüge oder die gute Gelegenheit zur Jagd ausgenützt werden solle. Wie ich so nachdachte, sah ich einen Felsen, sah eine kleine Höhle, erstes grünlich schimmerndes Morgenlicht und in diesem Lichte ein braunes Wesen von nie geahnter Ruhe. Und dann fing ich an nachzusinnen, woher sie diese Ruhe habe, die ich nie bei Menschen geschaut, und woher alle ihre Bewegungen von göttlicher Einfachheit sein mochten, wer sie geboren, wer sie hochgezogen, wer sie den Verkehr mit Tieren gelehrt hatte. Ganz deutlich sah ich ihr Gesicht. Ein kaltes, klares, merkwürdig tiefes Gesicht. Es war das Gesicht eines klugen Raubtieres, voller Süße, Mystik, ewiger Jugend. Zum Teufel mit dem verfluchten Fabulieren!

Oder aber ich trat, die Büchse geschultert, aus der Lichtung in den Wald. Überhauchte mich nicht die herrlichste aller Einsamkeiten? „Nein," pochte es in der Schläfe, ich bin nicht mehr einsam. In diesem Walde lebt ein zweiter Mensch. Eine Frau ist in diesem Walde.

Eine Frau? Nun stand etwas Unheimliches in meinem Blute auf. Geweckt durch die kochende Brunst der Natur ringsum, riß es mich mit auf einer wilden Strömung. War ich darum in die Wälder gegangen, um abermals den Verschlingungen des Triebes zu verfallen? Hieß Welt nicht Tyrannei der Gemeinschaft, ewige Verdingnis des einzelnen an andre? Konntest du in der Welt dein Wesen erkennen und vollenden? Riß sie dich nicht fort in ein ungewisses Experimentieren mit dir selbst? Und geschah dies nicht alles am Ende durch die Frau, die ewige Unruhe der Welt? Nein, ich will nicht, daß der Fuß einer Frau die Keuschheit meiner Wälder entheilige.

Doch wenn ich diese Überlegungen angestellt hatte und überflog, erschienen sie mir schal und matt. Sie trafen nicht das Erlebnis, stießen nichts um, brachten mich auch nicht weiter. Vielmehr wurde mir immer klarer, daß sich nichts Gewesenes in Variation wiederholte, sondern ich vor etwas gänzlich Neuem stand. Mein Leben war in eine neue Sphäre getreten und innerhalb dieser Sphäre geschah etwas Ungeheures. Alle Erfahrungen konnten mir nun nichts nützen. Es mußte sich darum handeln, ein neues Schicksal zu bezwingen oder von ihm bezwungen zu werden. Letzte Erkenntnis: abermals ein Kampf um Reinigung des Ich. Alle Schicksale sind nur Kämpfe um Reinigung des Ich.

Was Wunder, daß gewissermaßen über meinen Kopf

hinweg das Schlachtfeld dieses Kampfes bestimmt und das erste Zeichen zum Beginn gegeben wurde. Eines Tages hatte sich in mein Essen, ein kräftiges Gebräu aus jungen Wildgemüsen, die kleine Beere eines mir nicht bekannten, wachstuchartigen Gesträuches verirrt. Ich hatte, knapp eine halbe Stunde nach der Mahlzeit, die Empfindung, ein Opiat genossen zu haben, brachte mich durch Erbrechen wieder zur Gesundung und lag ziemlich matt vor meiner Hütte in der Sonne. Darüber schlief ich ein und träumte, daß ich in einer herrlichen Gebirgslandschaft läge. Es war irgendwo im Kaukasus. Unsäglich überlichtet von Morgensonne, glitzerte ein Tal zu meinen Füßen. Leuchtende Felsen waren in das Blau des strahlenden Tages geschichtet. Um mich dehnte sich die lieblichste Matte. Ich begriff blitzartig das Wort „arkadische Landschaft". Ja, dies war arkadisch. Nicht Kaukasus, nicht Hellas, sondern etwas Drittes, das Land der Götter. Hier gab es keine Sünde und keine Beschwernis des Tages. Nicht Wolken gab es hier, nicht Staub, nicht Sorgen und Ahnungen. Wer einmal hierher gelangte, dem war die Rechnung des Lebens ohne Rest aufgegangen. Die unendliche Ziffer hatte ein Ziel gefunden, es hielt sich alles in wolkenlichter Schwebe. Ich stand auf, schritt über die Wiese, gelangte zu einem Bach und zu einer kleinen Quelle. Ich sah meinen nackten Körper im Wasser und fand eine kindliche Lust darin, mich in dem rinnenden Silber zu betrachten. Ich kam mir schön vor und wußte, daß es ein Glück und eine Begnadung war, schön zu sein. Deutlich erkannte ich die feingebogene Linie der Muskeln, sah mit Vergnügen die prächtige Rundung der Schultern, die schmale Hüftform und die Grazie des Fußes. Ich lächelte

darüber, nicht etwa über meine Eitelkeit, sondern nur aus Freude des So-seins. Plötzlich fühlte ich deutlich, daß mich jemand ansah. Ich blickte um mich. Nichts als Sonne, blühende Wiese, Berghalden und Glanz des Morgens. Wer schaute nach mir? Mein Gott, da saß ja auf dem flachen Felsen über der Quelle das Mädchen! Einen Fuß hatte es in leichter Biegung ausgestreckt, der andre hing herab. Ein herrlicher Fuß. Kein Fehler an ihm. Das Mädchen war nackt, ihr schwarzes Haar geöffnet. Eine Strähne fiel über die braune Schulter. Hinten graste der Wolf, bisweilen mit den lustigen Sprüngen eines jungen Hundes. Dann wieder hob er den Kopf zu mir, ich nickte ihm zu, und er streckte abermals seine Schnauze in das grüne Gras und schnupperte. Das Mädchen aber lächelte mich an, ja, es schien sogar, als müsse sie sich zusammennehmen, um nicht hell aufzulachen. Der Mund war wie im süßen Spott zusammengepreßt. Und auf einmal konnte sie sich nicht mehr bezwingen, sondern lachte laut und herzlich. Und ich lachte auch, ebenso herzlich, und es war eine große Heiterkeit in uns.

Soweit mein Traum. Nie wieder habe ich einen so schönen Traum gehabt, auch vordem nicht. Noch jetzt steht er in allen Einzelheiten vor meinen Augen, klar und sichtbar, wie ein Erlebnis der Wirklichkeit. Doch was heißt noch Wirklichkeit, und warum soll ein Traum im Reiche des Alls weniger wirklich sein! Es war ein Erlebnis, und ich spürte, wie es sich meinem Leben aufzuprägen begann.

Ein wenig schwach fühlte ich mich noch, doch gleichzeitig belebt, gekräftigt, hoffnungsvoll. Übrigens war über diesen Traum keine lange Zeit verstrichen, vielleicht hatte er,

obgleich ich in ihm Stunden zu durchleben glaubte, nur eine Sekunde gewährt. Der Wasserflasche Schatten vor meinem Lager schien nicht verändert. Trotzdem wußte ich: Mächtiges ist geschehen, ich bin in einen andern Kreis des Lebens getreten.

Die Erinnerung an ihr Bild verließ mich nun nicht mehr. Ich sah sie über der Quelle, hörte ihr Lachen, fühlte ihren Blick in meinen Augen liegen. Sie wiederzusehen war fester Entschluß geworden, nicht mehr Entschluß sinnlicher Lust, sondern mystische Notwendigkeit. Ja, wenn ich ihrer Schönheit gedachte und übermächtig in mir die Brunst des Frühlings rufen hörte, schämte ich mich. Dies war keine Lüge. Ich drängte zu ihr aus Gründen, die mir unbekannt waren. Nicht nach Lust rief mein Blut, sondern nach Vereinigung.

Mehrere Male hatte ich. mich aufgemacht und war in den Nordwald gegangen, um den Weg zu den Tannengruppen, zu der Gesteinshalde und zum zauberischen Teiche wiederzufinden. Doch einmal zog ein Gewitter herauf, ein andermal verlief ich mich und kam ins Dickicht, wieder einmal ließ mich die Empfindung nicht los, daß sie vor meiner Hütte stehe. Ich lief zurück und fand alles, wie ich es verlassen hatte. Niemand da. Ich verspottete mich und blieb daheim.

So laufen Tage und Wochen wie Perlen an einer Korallenschnur vorüber. In jeden Tag fällt ein Licht aus ihrem Sein. Sie durchwirkt mein Leben, es ist von ihr farbig geworden. Es hat einen neuen Ton erhalten.

Dann zieht ein Morgen auf, an dem ich es in mir wie Jagdfanfaren höre. Ich springe vom Lager, fühle mich herrlich gesund, schultere meine Büchse und gehe in den

Wald hinein. Nach wenigen Stunden bin ich bei den Tannen, ich durchschreite die Halde, klettere den Anberg empor und finde mich im Walde, wo ich sie zuletzt gesehen. Mein Herz schlägt, ich befinde mich in starker, köstlicher Erregung, weiß mich von gesundem Raubinstinkt erfaßt und bin entschlossen, ganz unbesorgt ins Leben zu springen, das mir ein wildes und verheißungsvolles Gesicht zeigt. Mit einiger Beschwerlichkeit und unter mancherlei falschen Tritten klettere ich den Hang hinab, vermute den Teich unten. Der Teich ist nicht da. Das dichtere Laubdach der Baumriesen verbirgt mir die Sonne. Ich weiß die Richtung nicht zu behalten und stapfe schließlich planlos, verdrießlich durch das Dickicht. Es geht so nicht weiter, ich wende, kehre zum Ausgangspunkt zurück und überlege, was zu tun ist. Auf einem verknorrten und verkrüppelten Baum lasse ich mich nieder, ein wenig oberhalb des Geländes, das ich durchstreift. Da höre ich ein Rascheln und sehe keine vierzig Schritt weit ein schwarzes zottiges Tier durch die Büsche brechen und verschwinden. Ein Wolf! Ich blicke hinterher, nichts mehr zu sehen. Doch ich kenne die Richtung und nehme seine unsichtbare Fährte auf. Nach einer Stunde erblicke ich den Teich.

Wieder ergreift mich Andacht vor der unsagbaren Schönheit dieses Urwaldauges. Nie sah ich solche Ruhe in der Natur, nie dieses Farbenspiel zwischen dem einfallenden Sonnenlicht und dem Glitzern grünen Wassers. Ich stehe und starre in seine Tiefe, das Geheimnis der unbetretenen Natur packt mich mit einer Empfindung, die an Grausen streift.

Wohin nun? Das Ufer wankt leicht unter meinem Tritt. Der Boden ist nicht fest. Ich taxiere rechts hinauf

die Richtung nach den Felsen, doch nach zehn Minuten ist kein Weiterkommen möglich. Also gehe ich links. Zuerst sieht es auch hier nicht besser aus, dann aber zeigt sich fester Boden. Ich klettere über Bäume, verfange mich in Schlinggewächs und schlage mich mit vielen Mühen zu einer kleinen Wiese durch. Ich überschreite sie, will weiter am Ufer vordringen und muß mein Beginnen als vollkommen aussichtslos abbrechen. Die Sonne steht längst über Mittag. Ich kehre niedergeschlagen auf die Wiese zurück, die wie eine Tonsur in das Dickicht des Waldes geschnitten ist und sich zum Teiche hin leicht senkt. Müde von der vergeblichen Wanderung, vor der Aussicht, heute nichts mehr zu erreichen, nicht einmal vor Anbruch der Nacht heimzukommen, werfe ich mich in das warme fette Gras. In wenigen Minuten bin ich in tiefen Schlaf gefallen.

Ich erwache und erschrecke über ein phantastisches Bild: Es ist Abend, fast Nacht, eine helle rötliche Frühsommernacht der nördlichen Wälder. Über den gewaltigen Baumgruppen des jenseitigen Teichufers ist der Mond emporgestiegen. Doch dies ist kein gewöhnlicher Mond, sondern ein magisches Wesen von seltsamem Kupferglanz und unheimlicher Größe. Ich erkenne die Formation seiner toten Gebirge, sehe in das starre Auge der Krater. Aber aus dieser lethargischen Ruhe zuckt ein unbegreifliches Leben. Plötzlich erfasse ich mit nie dagewesener Intensität das Rätsel der Bewegung im All. Wir sehen nur die Mathematik, doch hinter dieser Mathematik braust das Wesen aller Dinge. Daher geschieht es, daß über mein Grausen jene atmende Ruhe der Geborgenheit kommt, die dem beschieden ist, welcher einen Blick über die

Schwelle tut. So liege ich halb aufgerichtet, fühle die dämmrige Nacht in ein helles Violett sich wenden, fühle mich als Atom im Spiel der Elemente, begreife mein Leben, finde es gut. Alles ist vollkommen. Gott webt in jeder Kreatur.

Indessen waren damit die Wunder dieser Nacht nicht beschlossen. Ich erhebe mich und mache einige Schritte auf das Ufer zu. Eine Unruhe läßt mich suchend umherschauen, ich wittere Gegenwart lebender Wesen und sehe plötzlich, kaum zwanzig Schritt vor mir, das Mädchen stehen. Hinter ihr funkeln die grünen Lichter des Wolfes. Ich bin nicht erschreckt, halte aber inne und starre sie an. Sie lehnt an einer riesigen Pechtanne, deutlich erkenne ich die Umrisse der jungen Gestalt in dem farbigen Dämmerlicht der Stunde. Wieder mache ich einige Schritte. Sie bewegt sich nicht. Jetzt stehe ich kaum zehn Fuß vor ihr.

Sie trägt ihr Kleid aus den lederfarbigen Blättern des Urwaldparasiten, die rechte Brust ist frei. Eine knospende braune Brust, kräftig aus dem glatten Fleisch des Halses blühend, Kuppel über dem prachtvollen Dom ihrer Lunge.

Ich spreche sie an. Keine Antwort erfolgt. Ich empfinde eine seltsame Erregung, als ich, ganz nahe vor ihr, den Atem ihres Leibes spüre. Ohne sich zu rühren, steht der Wolf hinter ihr.

„Wer bist du?" frage ich abermals, leise, gedämpft, als fürchtete ich, etwas in dieser Nacht zu stören. Sie nickt. Ein blitzartiges Gefühl von Freude durchläuft mich.

Und nun wage ich es, ich hebe meine Hand und berühre ihre Schulter. Sie schrickt zusammen, der Wolf macht einen Satz auf mich zu. Ein halber Laut aus ihrem

Munde, er steht wieder mit atmenden Flanken. Ich verwünsche das Tier, ich möchte es vernichten, doch nur eine Sekunde lang, denn schon sehe ich, während sie sich halb umwendet, ihre Augen. Ich verliere mich in diese bronzenen Lichter, ich erbebe, wie aus ihnen ein ganz gelindes Strahlen bricht. Sie lächelt.

„Sage mir deinen Namen, wenn du einen hast."

Sie schweigt.

„Bist du allein in diesem Walde? Kennst du keine Sprache? Weißt du nicht, was Menschen sind?"

Ihr Mund schweigt, doch dies Schweigen ist von großer Beredsamkeit. Ich bilde mir den Irrsinn ein, daß sie mich verstanden hat, lächle ihr zu und sage: „Führe mich zu deiner Hütte."

Jetzt stößt sie einen leisen, fast klagenden Ton aus, wendet sich ganz dem Mond zu und deutet über den See.

„Wie komme ich hinüber?"

Sie blickt mich scharf an. Noch einmal frage ich: „Wie komme ich über den See?"

Da dreht sie sich um und wendet den Kopf nachdenklich, fast mißtrauisch, zur Seite. Ich begreife; sie will es mir nicht sagen. Nach einer kleinen Weile hebt sie den linken Arm und deutet vom Monde aus einen großen Bogen über das Himmelsgewölbe an. Ich verstehe nicht. Da tritt wieder dieses Lächeln in ihr Antlitz. Sie wendet sich und geht.

Nach ein paar Schritten dreht sie sich um, und weil ich immer noch auf derselben Stelle stehe, bewegt sie den Kopf, als winke sie mir. Ich folge. Wieder geht sie voraus, einen unsichtbaren Pfad durch den nächtlichen Wald.

Feuchte Finsternis umdampft mich. Ich sehe nichts mehr, höre nur ihren leisen Schritt, spüre den Geruch ihres Körpers, fühle die Nähe des Wolfes, der verschwunden ist. Eine wahnsinnige Lust steht in mir auf. Ich beiße mir mit aller Gewalt auf die Lippen. Da fällt mir etwas ein: ich strauchle ein wenig und bleibe stehen. Plötzlich fühle ich ihre Hand nach meinem Arm tasten. Ich mache eine Bewegung und habe nun ihr Gelenk sanft und fest zugleich erfaßt. Erregung befällt mich, jetzt erst weiß ich, wie nahe wir uns sind. Mein Herz rast, ich fühle ihren Puls schlagen, um uns violette Nacht, durch die wir schreiten, heiß und von Schauern der Ahnung durchschüttelt. Ich ertrage diesen Gang nicht mehr und bin entschlossen, Rasendes zu tun. In demselben Augenblick merke ich, wie etwas Weiches, Zottiges meine herabhängende Rechte streift. Es ist das Fell des Wolfes, der lautlos neben mir läuft.

Ein Blick öffnet sich, eine Wiese, über der mildes Mondlicht liegt. Eine Art natürlicher Waldschneise weist auf glitzerndes Wasser. Über uns flimmern Sterne über Sterne.

Das Mädchen hat sich rasch meinem Griff entwunden und steht ein wenig abseits. Ich schaue mich um und sehe uns nahe jener Uferstelle, die wir bei unserm ersten Wege kreuzten. Wie ich mich nach ihr umblicke, hat sie sich zum Wasser begeben. Ich folge ihr. Sie legt sich nieder, der Wolf zu ihren Häupten. Sie lehnt ihren Kopf auf sein Fell und scheint schlafen zu wollen. Ich betrachte das wunderliche Bild, die Silhouetten der hohen Espen, das vom Mondlicht metallen gefärbte Wasser, eine Empfindung packt mich, als hätte ich dies alles schon einmal so

und zwar ganz genau so erlebt: Das schlafende Mädchen auf dem Tiere, die Silhouetten der Espen und den Mond über der bewegungslosen Fläche des Sees. Doch gleich darauf ist dies Gefühl erloschen.

Ich lege mich auf den Boden. Das Gras ist dicht, feucht, voll schweren Duftes. An Schlaf ist nicht zu denken. Ich hebe alle Augenblicke meinen Kopf und schaue zum Mädchen hinüber. Nichts rührt sich. Wieder lege ich mich nieder, bemühe mich, meine Gedanken einzufangen und schrecke über dem nahen Brunstschrei eines Tieres auf. Jetzt erst höre ich, wie ein unaufhörliches Rufen durch den Wald geht, dumpfes Brüllen aufsteht, Antwort widerhallt und auf Minuten atemlose Stille wogt. Nein, an Schlaf ist nicht zu denken. Mir ist heiß, als fieberte ich. Die Kleider sind mir zu eng, ich lege sie ab und gehe zum Wasser. Nach ein paar vorsichtigen Schritten fühle ich rasch abfallende Tiefe. Ich werfe mich hinein und schwimme durch die kalte Flut. Nach wenigen Stößen lege ich mich auf den Rücken und blicke empor. Der Mond steht nun hoch, er ist fast silbern. Ein Meteor saust mit sprühendem Schweif durch den Raum und wird von der Ewigkeit eingeschluckt. Ich höre das Glucksen der Wellen an meinem Ohr, sehe die Sternhaufen tanzen. Drehe um, schwimme an Land und fühle Boden.

Nun stehe ich, berieselt vom nassen Mondlicht, vor dem schlafenden Mädchen und betrachte sie. Ihr Antlitz ist im Schatten. Es erscheint mir von unheimlicher Schönheit. Der Wolf hebt den Kopf und stößt ein fauchendes Knurren aus. Sie schlägt die Augen auf und erblickt mich. Ich drehe mich um und gehe zu meinen Kleidern.

Ich muß doch wohl eingeschlafen sein. Plötzlich war

in der Luft gelbliches Morgenlicht, von erster Röte überspült. Ich hob den Kopf und sah zum Lager des Mädchens hinüber. Verschwunden. Ich sprang auf, suchte, rief nach ihr, blieb schließlich vor der Stelle stehen, wo sie geruht hatte. Ich tastete über das noch eingedrückte Gras, auf dem schon der Tau des Morgens lag. Dann schulterte ich meine Büchse und trat den Heimweg an.

Das Grün des Laubes und die Höhe des Grases schienen mir auf Juni zu deuten. Vielleicht war's schon um Johanni. Die hellen Nächte legten sich allabendlich wie weiße Tücher über die Erde. Wenn ich von meiner Hügelkuppe nördlich gegen das blaue Gebirge sah, lag jedesmal ein purpurnes Band über dem Horizont.

Meine Bohnen gerieten gut in diesem Sommer, ich konnte mit der Ernte zufrieden sein. Auch der Mais ließ sich gut an. Nach einem warmen Landregen, der drei Tage über die Wälder rauschte, fing ich ein Riesenvieh von Barsch. Einen Prachtbarsch, ach, es waren fette Tage.

Und doch waren es üble Tage. Ich wartete auf sie, und sie kam nicht. Der Teufel hatte mich mit seiner ganzen Gevatterschaft in Gewalt bekommen, stundenlang dachte ich an nichts andres als an eines. Dann wurde ich wieder vernünftiger. Doch wie das so ist: ich liege einmal in meinem Kanu auf dem See, da höre ich am Ufer eine Menschenstimme. Ihre Stimme ist es. Eine Kette von Rufen, fast wie Gesang des Windes. Ich rudere wie toll geworden an Land, renne umher, finde nur meine eigenen Spuren.

Ich unterhalte mich mit ihr, wenn ich auf dem Felde arbeite, wenn ich fische oder Bäume schlage. Sie antwortet

nicht, nickt nur, lächelt, winkt, spricht mit unsäglichen Bewegungen. Ich hebe das Beil und lasse es in die Wurzeln sausen. Ihr Blick sagt: Du hast Kraft. Der Spalt klafft stärker, es ist eine Lust zu arbeiten. Ihr Lächeln sieht zu. Durch die Einsamkeit klingt die Flöte eines Gottes.

Wie heißt du? Du bist doch ein Mensch, du mußt doch einen Namen haben.

Sie hebt die Brauen. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich deutlich das blitzende Licht der Zähne zwischen ihren Wolfslippen. Du Tier, du Weib, du ewige Tiefe der Natur.

Ja, einen Namen mußt du haben. Ich will dich Gru nennen. Gru. Das spreche ich jetzt aus, hörst du? Es ist dein Name. Du hast nun einen Namen und sollst auch lernen, ihn zu schreiben. Was ist „schreiben"? O du geliebte Weisheit des Tieres, heilig ist dein Nichtwissen um die Dinge der Welt.

Jetzt heißt sie Gru. Ich nenne oft laut den Namen; höre es dann wie Gelächter einer Wildtaube.

Johannisnacht mag vorüber sein, die gleichen Tage brachten Schwüle. Mein Blut sang bisweilen auf wie der Wind im Geäst der Buchen. Ich stieß es zurück, der Wald war einsam. Zwei-, dreimal lief ich den Weg zum Teich, elender kehrte ich zurück, als ich gegangen.

Einmal in der Frühe schrecke ich auf. Mir ist, als habe es an die Tür geklopft. Ich öffne. Niemand hat geklopft. Ein dummer Traum. Ich lege mich wieder hin, wälze mich hin und her, denke dies und das, springe auf, gehe an die Arbeit. Ein früher Sommermorgen von herrlich grüner Lichtfülle. Im Westen flimmert das Siebengestirn.

Die Venus funkelt über dem See. Um mich rauscht der Wald, die Vögel lärmen, ich höre den Gesang des Rotkehlchens und stehe, eine kleine Zeit nichtstuerisch-glücklich ans Haus gelehnt. Da erblicke ich die Gestalt des Mädchens am Rande der Lichtung.

Es ist eine Vision. Nein, es ist keine Vision. Mein Herz rennt wie verrückt. Ruhe! kommandiere ich. Nach zehn Sekunden bin ich in Ordnung. Es ist Gru. Sie kommt ganz langsam auf die Hütte zu. Wo ist der Wolf? Der Wolf ist nicht da.

Ich will sie erwarten, stehe, rühre mich nicht. Plötzlich merke ich, daß ich ein paar Schritte mache. Mir fällt ein, daß meine Kleidung nur aus einer Hose besteht. Gleich darauf habe ich es wieder vergessen. Ich laufe auf sie zu. Sie bleibt stehen. Ich strecke ihr die Hand entgegen, sie lächelt, hebt die Brauen und faßt langsam, vorsichtig nach meinem Gelenk. Ich nehme mit der Rechten ihre Rechte, löse sie vom Gelenk meiner linken Hand und umfasse sie. Auf einmal sehen wir uns voll in die Augen. Sie läßt los und tritt zurück.

„Gru," sage ich zu ihr, „du bist Gru."

Sie lauscht, paßt auf, versteht. Ich bilde es mir nicht ein, ich weiß es. Gru und ich, wir verstehen einander, nichts ist mehr zwischen uns. Ich könnte zu ihr sagen: du bist schön und noch viel mehr, noch ganz andres könnte ich ihr sagen. Warum? Es ist nicht nötig. Überflüssig ist alle Sprache. Schließlich fange ich wieder an und schwatze. Aber nur, weil es ihr Spaß zu machen scheint. Sie horcht und bewegt dabei ein wenig die Lippen.

Nein, ich halte es nicht mehr länger aus. Sie weiß ja, was winken ist, ich winke ihr und gehe voraus, meiner

Hütte zu. Gru folgt zögernd. Drei Schritte vor der Hütte bleibt sie stehen. Ich winke ihr wieder, sage: „Komm doch, Gru!" Aber sie steht. Himmlisch ist sie, wie sie da steht im ersten Glanz der Frühe, hellbraun, mit großen, tiefen Augen, vorsichtig, mißtrauisch wie ein Tier.

Ich lache. „Ja, siehst du, jetzt, wo dein Wolf nicht bei dir ist, wagst du gar nichts mehr. Aber es ist nichts zu wagen, Gru, ich bin kein Teufel. Ach, du weißt ja nicht einmal, was ein Teufel ist, du heilige Wölfin. Komm, Gru, ich tu dir nichts."

So schwatze ich, ganz unerträglich ist meine Redseligkeit. Weiß Gott, warum ich auf einmal alle Schleusen öffne, wohl weil sie so lange geschlossen gewesen sind. Aufgeregt bin ich, ganz entsetzlich aufgeregt, das ist es.

Ich stehe in der Tür und mache eine Bewegung, einladend, elegant. Es ist zu lustig: meine Hütte bekommt den Besuch eines Weibchens. Wie schlank sie ist, federnd, fest wie Zedernholz. Ich ermanne mich, fasse sie an der Hand und ziehe sie einfach herein.

Da steht sie nun, blickt sich um und staunt. Gewiß staunt sie. Ich zeige ihr mein Herdfeuer und erwarte Schrecken. Nein, sie erschrickt nicht, sondern hebt nur die Hand. Eine rötliche Flamme schlägt empor. Gru dreht sich zu mir und blickt mich an.

„Dort ist mein Lager, nimm Platz."

Ich setze mich hin und zeige ihr, wie weich und angenehm es sich hier liegen lasse. Sie solle sich nur nicht fürchten. Ihr ernstes Auge geht über meine Gestalt, über die Felle, über meine Hand und trifft dann wieder meinen Blick. Was hat sie nur? Nie sah ich ein Auge, das so brennend tief in ein andres Wesen blicken kann. Doch ich

habe nichts zu fürchten, ich lache und sage: „Komm, setz dich." Und weil ich weiß, daß sie doch nicht gleich alles verstehen kann, füge ich hinzu: „Wir wollen uns küssen." Doch wie ich das so leichthin ausspreche, zittert meine Stimme ein wenig, und mein Blick wird unruhig. Am Ende hat sie es doch verstanden. Denn sie setzt sich nicht, sondern geht zum Fenster und blickt hinaus.

Ja, blicke nur hinaus, denke ich, das ist ein Fenster. Eine großartige Erfindung, was?

Sie stößt einen leisen Ruf aus, eine Art Zweiklang in Moll. Eine schöne Stimme hat sie auch. Ich werde sie das Sprechen lehren, so ein Talent darf nicht ungenutzt bleiben.

Jetzt dreht sie sich zu mir, überfliegt mein Gesicht mit merkwürdigem Blick. Dann läßt sie sich neben mir nieder. Weiß Gott, nun ist es so weit.

Gru sitzt auf meinem Lager. Ihren rechten Arm hat sie nach hinten aufgestützt, der linke ist an ihr Blätterkleid gepreßt. Ihre Hand krallt sich ins Fell. Ganz nah ist jetzt die kleine braune Brust. Ich sah das faltig geschürzte dunkle Krönlein auf der runden Kuppe. Ich sehe an ihrem Leibe hinab. Das wunderliche Kleid ist nicht lang, es hat sich ein wenig verrutscht und reicht nicht einmal bis zu den Knien. Ich starre das Knie an, sehe die Linie der schmalen Hüfte, sehe das lange schwarze Haar über Schulter und Rücken fließen. Ich fasse das Haar an. Es glänzt und ist hart wie die Mähne eines Raubtiers. Sie ist derweil ohne Bewegung, nur ihre Augen starren mich an. Ja, ihr Haar ist schön. Ich finde auch den Waldgeruch des Haares schön, ein wenig tierisch, wild, betäubend. Meine Hand streicht über die Strähnen, über den aufgestützten Arm, berührt die Schulter.

Plötzlich verliere ich die Sinne und stürze mich auf sie. Mein Kuß gräbt sich in ihre Lippen, meine Rechte hat mit einem Ruck ihr Kleid von der Schulter gerissen. Sie wehrt sich, obgleich sie am Boden liegt, ihre Kräfte sind bedeutend, sie hat mein Handgelenk wie im Schraubstock. Ein toller Ringkampf entsteht. Ich bin keiner Überlegung mehr fähig und will nur noch überwältigen. Doch wie stählerne Gewinde sind ihre Schenkel aneinander gepreßt. Da fühle ich einen wahnsinnigen Schmerz in der Wade. Ich lasse das Mädchen los und erblicke den Wolf, der seine Zähne in mein Fleisch geschlagen hat.

In der nächsten Sekunde ist sie aufgesprungen und hat mich vom Biß des Raubtieres freigemacht. Ich will mich gleichfalls erheben, spüre aber, daß die Wut des Tieres bis auf den Knochen gegangen ist. Ich taumle, lege mich wieder hin und bemerke nur noch, daß Gru meine Wunde anstarrt, aus der dunkles Blut in Strömen bricht. Die Hose hat einen klaffenden Riß, mein Bein liegt halb frei. Gru berührt die Stelle, bewegt lautlos die Lippen, als spräche sie irgend etwas. Gelinder wird der Schmerz. Dampf quillt aus der Diele. Die Wände kommen ins Wanken, stürzen um, ich weiß nichts mehr.

4

Was sich an diese Ereignisse anschloß, vermag ich nicht zu nennen. Ich weiß auch nicht, wie ich zu dem seltsamen Verbande kam, der meine Wade zierte. Ein Ding aus Blättern und Bastfäden. Erst wollte ich den Unsinn abreißen, doch dann besann ich mich eines Besseren.

Nach und nach kam mir ins Gedächtnis, was vorgegangen. Ich erinnerte mich des Mädchens, erinnerte mich des Kampfes, fühlte den Biß des Wolfes. Ja, wie denn? Fühlte ich ihn n o ch? Jetzt erst trat mir das Merkwürdigste von allem ins Bewußtsein: der Schmerz war fort. Sogleich sagte ich mir: nichts davon ist wahr, alles ein Traum gewesen. Aber der Verband? Ich zerrte daran und schrie auf. Oho, das genügte fürs erste. Also kein Traum, alles Wahrheit, böse, blutige, wilde Wahrheit. Und ich fiel zurück in einen Strudel erregender Gedanken.

Gru hatte mir einen Verband angelegt. Sie war heilkundig, barmherzig, kein Tier, keine Wölfin. Diese Liebe wird ein furchtbarer Ringkampf werden. Wehe dem Besiegten!

Ich wollte aufstehen und nach ihr Umschau halten, doch eine sehr große Müdigkeit legte sich wie Nebel über meinen Kopf. Ich streckte mich und schlief ein. Schlief, schlief wie ein Sandsack, bewegungslos bis in die Nacht und die Nacht durch, bis das Frühlicht durch die offene Tür meiner Hütte trat. Und mit dem Frühlicht das Mädchen.

Sie blieb einen kurzen Augenblick auf der Schwelle stehen, schritt auf mich zu, nickte leicht und nahm ein Gefäß aus Holz vom Tisch. Mit diesem Gefäß verließ sie meine Hütte. Eine halbe Stunde danach kam sie wieder, hockte sich nieder und reichte den Napf. Ich blickte hinein. Es befand sich eine Art Suppe darin. Grün, milchig, dünnflüssig. Das konnte ich doch unmöglich trinken! Ich schüttelte den Kopf.

In ihr Gesicht trat ein Zug von Trauer. Sie stellte das Gefäß mit der grünen Suppe vor mein Lager, erhob sich und verließ den Raum, ohne sich auch nur umzublicken. Geraume Zeit wartete ich, ob sie wieder kommen werde. Alles blieb still. Ich versuchte aufzustehen, konnte auch ganz gut stehen, spürte aber beim ersten Schritt einen wütenden Stich in der Wunde. Biß trotzig die Zähne zusammen, schloß die Tür, ging zum Herd und blies das Feuer an. An Eßbarem befand sich nur grobes Maisbrot und Fisch da. Der Fisch roch verdorben. Weg damit. Bitterböse griff ich zum Maisbrot und biß hinein. Ich fraß es ratzekahl auf, obwohl es mir nicht einmal schmeckte. Dann humpelte ich zur Tür, öffnete und rief nach Gru.

Stille. Gru ließ sich nicht blicken. Hol sie der Teufel! Ich will sie nicht mehr wiedersehen. Und wenn sie jemals wieder den Wolf mitbringt, soll sie erleben, wie gut meine Büchse knallt.

Indessen erwies sich auch das Fluchen als vergeblich. Gru blieb aus, die Wunde hub heftiger zu brennen an. Meine vertikale Haltung war entschieden jammervoll, eine vom Sturm verbogene Wetterfahne. Der Kopf kochte, eine große Traurigkeit füllte mich aus, wie Dampf eine Waschstube erfüllt. Alles war dampfende Traurigkeit, die aus

dem kochenden Kopf aufstieg. Ich legte mich auf die Felle und legte mir meine Kleider fröstelnd über. Schlief ein, erwachte mit Höllendurst, ergriff den Napf, goß ihn die Kehle hinab, schlief wieder ein und erwachte Gott weiß wann, so protzig wie ein Krokus im Frühling.

Als ich mich betrachtete, bemerkte ich einen frischen Verband. Hübsch mit Bastfäden oder Fäden irgendeiner bastähnlichen Pflanze, was weiß ich, zugebunden, sehr nett gemacht, appetitlich, manierlich. Von Schmerz keine Spur. Ich machte ein paar Schritte, es tat weh, doch kaum der Rede wert.

So ging es mehrere Tage. Ich blieb im Umkreis meiner Hütte, nährte mich von geräuchertem Bärenschinken und Maisgebäck, schaute nach dem Walde aus und erblickte nichts. Gru blieb verschwunden. Und doch war sie da, wenn ich schlief. Wieder einmal hatte sie den Verband erneuert und die grüne Suppe hingestellt. Das wurde mir schließlich zu toll. Ich beschloß, ihr aufzulauern, goß die Suppe ins Feuer, legte mich aufs Fell und wartete. Es vergingen viele Stunden, Nacht war's längst, mit Mühe hielt ich die Augen offen. Das Teufelsmädchen dachte nicht daran, zu kommen. Und dann schlief ich doch ein. Als ich mit müdem Schädel erwachte, war der Napf leer, der Verband nicht erneuert. Niemand hatte mich besucht.

Der Sommer kühlte ab. Acht Tage goß es, ich saß in der Tür meiner Hütte und rauchte verbissen Buchenlaub. Böse war ich, das kann man wohl sagen. Kein Wort mehr, ich war böse und hätte mein Gewehr an die Backe gerissen, wenn sie erschienen wäre.

Als der Regen schönen Spätsommertagen Platz gemacht hatte, mußte ich ans nächstjährige Winterholz denken. Die

Axt knallte durch den Wald, ich hieb auf die Stämme ein, daß es eine Art hatte, die Splitter flogen nur so, und die Eichhörnchen sahen erschreckt von den höchsten Fichten mir zu.

Was meine Wunde betraf, so pfiff ich drauf. Eines Tages hatte ich den Verband gelöst und mir die Geschichte angesehen. Zugeheilt wie ein Schnitt in Baumrinde. Immerhin, es sah noch scheußlich aus und tat auch weh, doch was ging das mich an. Ich wollte mir einen Lappen herumbinden, das Blätterzeug wegschmeißen, vergaß es aber und ließ es in einem Winkel der Hütte liegen.

Der September kam golden und prächtig herauf. Ein blauer Tag folgte dem andern. Morgens dunstete der See, dann stieg es wie Dampf aus den Wäldern, und der Falke lag in der kristallnen Luft. Die Vögel saßen in den früchteschweren Dolden der Ebereschen und aßen sich satt. Ich ging in den Südwald Beeren sammeln. Preiselbeeren, Multbeeren, wilde Himbeeren, alles strotzte mir entgegen. Das waren gute Tage. Zwei Meilen südöstlich gab's einen Pilzwald. Ich holte mir ganze Säcke voll und trocknete sie in der milden Sonne. Ja, zu arbeiten hatte ich genug, weiß Gott, Zeit war nicht da, verliebt zu tun oder an jemand zu denken, der nicht kam.

Die Wacholderranken hatten gut angesetzt. Rote Erlenbeeren und die blanken Knöpfe der wilden Stechpalme nickten mir morgens zu, wenn ich meine Hütte verließ. Zwischendurch holte ich mir eine Schnepfe aus dem Schilf und machte mir eine gute Mahlzeit zu gebackenen Erdfrüchten. Der Rauch stieg in gerader Säule aus dem Kamin, stieg immer höher in die hellblaue Luft, ringelte sich, löste sich auf. Ich sah ihm zu und fand es gut, eine

Hütte zu haben, aus der Rauch eigenen Herdfeuers stieg. Ich war glücklich, ich war friedlich, sogar dem Mädchen bewahrte ich ein freundliches Angedenken. Gott habe sie selig.

Soweit ging alles aufs beste, ich konnte mich nicht beklagen. Und wenn ich in meinem Kanu lag und auf das Zucken der Angel wartete, schien mir die Welt schlechterdings vollkommen zu sein. Da ritt mich der Teufel, daß ich nach einer abscheulichen Nacht mein Gewehr schulterte und in den Nordwald loszog. Ganz wie im Frühling. Man wird eben nie klug, man bleibt dumm bis ans Ende.

Übrigens tat ich diese Wanderung nicht bloß aus gewissen Gründen, sondern, wenn ich ganz ehrlich sein soll, wirklich nur um zu sehen, ob ich mir nicht einen Wolf vor das Spundloch meiner Kanone holen könne. Gerade im Nordwald gab's viel von dem Getier, und ich hatte nun einmal eine Wut auf Wölfe.

Herrlich war der Morgen, der Duft des Waldes wie Gottesodem, von der Frische des Paradieses die Farben. Noch hielt der Herbst das Grün, doch als ich an die Gesteinshalde kam, sah ich schon Gelb und Purpur in die Palette des Waldes eingemischt.

Ich weiß nicht, warum ich eigentlich an den Weiher lief, an dies zauberische Ding, das mich in jener Frühlingsnacht halb verrückt gemacht hatte, ich weiß nicht warum, vielleicht, weil ich mit Zähneknirschen merkte, daß mein albernes Bein dieser Wanderung nicht standhielt und nach Strich und Faden zu schmerzen anfing. Kurzum, ich blieb wie ein hundertjähriger Bettler alle Augenblicke stehen und verschnaufte. Und als ich den Hang zum Teich hinunterkletterte, stolperte ich und lag glücklich auf allen

vieren wie ein Säugling. Darüber packte mich eine so rasende Wut, daß ich meine Büchse auf das Jammerbein abdrücken wollte, doch mit einem Rest von Vernunft sie zur Seite richtete. Also feige bist du auch! schrie ich mir zu. Ein elendes Geschöpf, wert in den großen Tiegel geworfen und eingeschmolzen zu werden.

Immerhin hatte mich der Knall etwas zur Besinnung gebracht, ich schämte mich sogar dieser knabenhaften Tobsüchtelei und überlegte, was zu tun sei. Zurück? Unmöglich. Hinunter? Ja. Beiß die Zähne zusammen, Feigling, und geh. Schritt um Schritt. Langsam. Wenn die Wölfe, denen ich auf den Leib gerückt war, mich so sähen, sie würden vor Lachen nicht beißen können.

Daß ich's nur gleich gestehe, ich kam wirklich an den Teich, an dieses himmlische Auge des Waldes. Ich lag am Ufer und dachte: So, da bist du nun, da liegst du nun. Schön, was? Gewiß hast du dich aufgemacht, um den Teich zu betrachten, wie einer der Jünglinge aus den Städten in die Gemäldegalerie geht? Oder du bist hergekommen, um entzückt zu tun, um „Ah" und „Oh" zu sagen. Wert bist du, eingesperrt und verprügelt zu werden.

Der Teich erschien mir blind, der Wald öde, böse, voll fauchender Feindschaft, die Welt war jämmerlich und ich der größte aller Toren. So rächen sich alle Phantasien. Es war gut, daß ich es derart auf den Kopf kriegte, ich hatte es nicht anders verdient. Und jetzt kommt das Tollste: wie ich in die Tasche griff, bemerkte ich, daß ich mein Feuerzeug vergessen hatte. Wahrlich, wen Gott umbringen will, den straft er vorher mit Verrücktheit.

So saß ich da, rechts meine Büchse, links den Mantelsack, in der Mitte das Bein, welches kein Bein mehr war,

sondern ein geschwollenes Monstrum, ein Tabaksbeutel. Durch die hohen Lärchen und Tannen sickerte das warme Nachmittagslicht. Die Eidechsen huschten gleich höhnischen Teufelskindern über die Sonnenflecken, guckten mich verdutzt an und liefen davon. Und wenn ich aufs blanke Wasser blickte, sah ich die Fische springen. Natürlich, die konnten gut springen. Kurzum, ich saß vor einer schönen Bescherung: kein Bein und kein Feuerzeug! Dumm wie eine Baumwurzel bist du, mein Freund. Wenn dich die Schlangen und die Wölfe fressen, geschieht es dir recht. Ich habe nichts weiter darüber zu sagen. Schluß.

Was soll ich noch mehr von dieser erbärmlichen Situation erzählen, ich blamiere mich ja nur damit. Also ich machte mir Wasserumschläge. Wie eine Spitalschwester mit einem nassen Lappen. Eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, zwei Stunden, bis mein Bein blau war vor Kälte. Dann hatte ich genug von dem Unsinn, humpelte an eine leidlich geschützte Stelle und lag da.

Nach ein paar Stunden Ruhe hatte sich mein Bein so weit erholt, daß ich glaubte, die Heimwanderung antreten zu können. Ich machte einige Schritte, es ging. Ich machte noch mehr Schritte, fing an, die Halde hinaufzusteigen und gab's auf.

Darüber begann es zu dämmern. Der Wald hatte keine Laternen angezündet, doch sein übliches Abendkonzert begonnen. Es raunte, raschelte, flüsterte, klagte, winselte, schrie. Nie hatte ich den Ruf der Kreatur so erregend vernommen, nie mich so stark als Mensch unter Tieren gefühlt. Einsamkeit kannte ich, liebte ich, hatte ich stets gewollt, nun fühlte ich Alleinsein. Ich saß auf einem Platzgeviert verschlungener Stämme und war ein bewegungs-

loser Punkt im Kreise wilder Rotation. Ich erkannte Gefahr, Bedrohung, Verratensein und empfand in demselben Moment die Kraft, welche aus der Not geboren wird. Ja, es gewährte mir sekundenlang eine dämonische Befriedigung, mein Ich an unabschätzbaren und unbekannten Gewalten erproben zu können. Ich lud meine Büchse und sah zu, ob es mir vielleicht gelänge, ohne allzu große Beschwernis bis zu jenem Wiesenfleck am See zu gelangen, auf dem ich damals mit Gru die Nacht zugebracht hatte. Schwerfällig drängte ich mich durchs Gehölz, doch meine Orientierung war unsicher und ich mußte den Plan vor Schmerzen im Fuß gänzlich aufstecken.

Es blieb mir nichts andres übrig, als zu verharren, wo ich war. Ich wählte mir einen verkrüppelten Baum, der eine Art leidlichen Sitz hergab. Seitwärts konnte ich mich sogar aufstützen, und mein Rücken hatte beinahe eine Lehne. Hier wollte ich sitzen, wachen, den Morgen erwarten und dann bei Tag eine Beratung mit mir abhalten, was weiter zu unternehmen sei.

Es vergingen ein paar Stunden, die Schmerzen im Bein ließen nach, doch die Finsternis machte mich für diese Nacht seßhaft und dämpfte meine Wanderlust. Solche üble Stunden sind manchmal nicht dumm. Man hat Zeit, über sich nachzudenken, man kann die Postenreihen seines Lebens zusammenzählen, man kann sich selber ins Gesicht schauen und feststellen, daß dieses Gesicht seit der Kinderzeit sich nicht im mindesten verändert habe. Man kann das auch bleiben lassen und geradeaus glotzen.

Über die Länge der Nacht konnte ich mich nicht beklagen. Es war feucht, kühl, modrig. Es raschelte um mich und

alle Augenblicke fühlte ich irgend etwas mich streifen, mir über die Füße laufen. Vielleicht ein Irrtum. Vielleicht? Aber in dieser Nacht schien solch ein Irrtum erlaubt. Wenn eine Schlange kommt, werde ich ihr nichts erwidern können, wenn sie mich beißt, werde ich es merken. Diese und andre Weisheiten sagte ich mir in kleinen Abständen. Ich wußte, daß es galt, mit einer gewissen Haltung ins Jenseits abzugehen, und daß es wenig Zweck hatte, sich in eine Heulboje zu verwandeln. Am unangenehmsten war dies unbekannt Getier, welches rund herum sich bewegte. Einmal griff ich in mein Gesicht und faßte etwas Weiches, vermutlich eine Spinne, ich war nicht zu neugierig und warf die zerdrückte Leiche fort. Nur nicht einschlafen, sagte ich mir mit stereotypem Tonfall, sagte es laut und fügte diesen Ratschlägen nicht selten etwas wie „verfluchte Schweinerei“ oder „der Teufel hol den Dreck!“ an. Und weil ich müde wurde, fielen mir mancherlei Dummheiten ein. Zum Beispiel sah ich meinen Freund Johnson sich eine Pfeife anzünden. Er tat dies stets mit langem Papierfidibus, verbrannte sich dabei fast den Finger und schmatzte. Oder ich erinnerte mich an eine Frau, mit der ich vor vielen Jahren einmal verheiratet war, und die ich ganz vergessen hatte. Wenn sie weinte, gingen zwei große Falten rechts und links von der Nase zu den Mundwinkeln. Die Nase rötete sich, sie wurde häßlich, proletarisch, und ich wünschte sie ins Pfefferland. Ganz deutlich sah ich ihre Bewegungen beim Malen. Sie hielt sich für ein Genie und mich für einen Dummkopf. Darum ging sie auch los, küßte sich mit meinem Bruder und erzählte es mir abends. Und weil ich kein Wort sagte, küßte sie sich auch am nächsten Tage mit ihm. Als ich eine Pistole

auf ihren Haarkamm abschoß, wurde ich für verrückt erklärt und eingesperrt. Sie hatte recht, ich war ein Dummkopf, sonst würde ich auch nicht zur Nachtstunde im kanadischen Walde sitzen und Wache vor meiner Fußleiche halten. Doch auch dies Bild zog rasch vorüber, es lag ja so fern und hatte keinen Zusammenhang mit meinem Leben. Außerdem galt es, den Schlaf zu bekämpfen, der mit Fähnchen und bunten Bällen kam. Ein paarmal schrak ich auf. Ich merkte, in meinem Kopfe pendelte die Unruhe nicht mehr, das Uhrwerk stand, ich stieß es wieder an. Wache, mein Rädchen. Ich versuchte, irgendein Gedicht aufzusagen, es mißlang vollkommen. Da erinnerte ich mich der Namen einiger Sonntage. Quasimodogeniti, Miserikordias Domini, Ju —, Ju — ach Jubilate . . . Aus. Besonders Quasimodogeniti gefiel mir. Es erinnerte an bunte Seidenkissen. Ich sagte es zehn-, zwölfmal vor mich hin. Veränderte es, machte masiquodogeniti, siquagogomeniti daraus, kombinierte, permutierte, variierte —.

Ich war eingeschlafen und erwachte von einem Ton, einem Schrei. Glitt aus, fiel halb vom Stamm und griff in etwas Weiches. Riß die Augen auf, sah grüne, leuchtende Punkte, heißen Hauch, tastete nach meiner Büchse.

Wölfe.

Wo ist meine Büchse? In der Finsternis, in der Erregung fand ich sie nicht, stieß in ein Fell, fühlte knurrenden Biß, wollte auf den Baum, trat falsch und fiel zu Boden. Gottes Zufall: meine Hand umkrallte das Gewehr! Ich sprang hoch, feuerte in das drohende Gefunkel. Bautz. Zweiten Schuß. Fürchterliches Geheul spritzte mir wie eine Explosion ins Gesicht. Ich schoß ins Geheul, schoß, schoß, fünf kostbare Kugeln, ob sie trafen oder nicht, nur

hinein in die schwarze Wolfsnacht! Rücken an den Baum gelehnt, Deckung um jeden Preis, gewärtig, den wütenden Biß des Raubtiers im Fleisch zu spüren. In meinen Ohren rauschte es, ich fluchte und war entschlossen, nur über Wolfsleichen ins bessere Leben abzumarschieren. So überhörte ich einen Pfiff, überhörte die Stimme eines Menschen. Plötzlich fühlte ich, die Tiere waren fort.

Gru stand irgendwo in der Nacht.

„Gru!" rief ich.

Ganz deutlich hörte ich leises Atmen, einen Laut wie fernes Lachen. Dabei so nahe, daß ich meine Hand nach ihr ausstreckte.

5

Ich lebte in ihrer Hütte, welche keine Hütte war, sondern eine Art Nest, seltsam in Felsgestein hineingepolstert. Eine Höhlung, die in einen überdachten Laubgang hinauslief. Dies alles war derart tief in der Wildnis versteckt, daß nie ein Menschenfuß hierher gefunden hätte. Dreißig Schritt weit zitterten die Wellen des Waldteiches in der Sonne.

Die Wände der glatten Felsen waren mit Figuren wunderlicher Art bedeckt. Ich sah Zeichen, die ich nicht verstand, doch dazwischen deutlich das Bild des Waschbären, des Wolfes und des Fuchses in geschwungenen Linien, einfach, geisterhaft, und entdeckte die Umrisse einer Menschengestalt. Vor ihnen stand ich lange, denn nie, dünkte mich, hatte ich zuvor solch ein Bild gesehen. Es lief schräg in eine mystische Hieroglyphe aus, war wie aus dämmernder Erinnerung und geheimnisvoller Ahnung gewoben.

Alles umgab mich wie ein Leben aus andrer Welt. In den Fieberträumen der ersten Nacht sah ich das Mädchen nicht mehr als Mensch, sondern als Wesen der Schwellenstufe, ein göttliches Geschöpf jenseits Pflanze, Tier und Mensch. Dann wieder trat es mir so nah wie keiner im Leben. Nie hatte ich eine Schwester gehabt, doch mit einem Male wußte ich, daß sie meine Schwester war, in der mein Blut in gleicher Wallung pochte. Und fern entglitt sie in ein Reich, nicht von dieser Welt. Von ihren Lippen tropften

Klänge, die alle Weisheit, alle Lust des Alls enthielten. Ich wuchs aus der Beengung des dürftigen Tags in erhabene Frühe, begriff ihre stumme Sprache, tauschte mit ihr Verstehen um Verstehen. Am köstlichsten waren die Stunden, in denen sie mich bei der Hand nahm und über Wälder und Seen und Flüsse und Berge führte in einen Garten, der ganz bestanden war mit herrlichem Pflanzenwerk. Riesige Kelche bewegten sich im magischen Licht. Mit Schauern erblickte ich das Wunder des in der Sonne kochenden Saftes, die Kraft der Wurzel und den Nerv der Gewebe. In das unerschlossene Geheimnis des Pflanzenschoßes schaute mein Auge, das Mysterium der Begattung und des Lebens wurde mir offenbar. Und mit eins begriff ich die große Verwandtschaft aller Wesen. Ich selber war Pflanze, war Griffel und Samen und des Mädchens Kelch glühte wie Mohn und war ein Schoß, in dem sich Wunder formten.

Und aus dem Garten dieser wunderlichen Geschöpfe Gottes führte mich ihre Hand in das Innere der Erde. Schicht um Schicht blinkte und blitzte vor meinem Auge auf, bis ich in das Gewebe des Urgesteins sah. Da ward mein Blick aufgetan, daß ich auch ihn nicht tot erfand, sondern winzige Bewegung wahrnahm, die über Milliarden Jahre gespannt in flammenden Kurven lief. In ihm aber schlief nur das gleiche Leben, welches in höheren Wesen furchtbar brennen sollte. Der Stein wuchs, Kristalle wurden geboren. Flächen und Winkel flogen zusammen im Rhythmus eines Gesetzes, das „Sichtwerdung im Irdischen" hieß. Kristalle wichen der Gewebebildung im Pflanzenreich, aus Zellen und Waben wuchsen Wesen von vollerer Form, in denen heftiger der Strom des Werdens

brauste. Und Gestalten erhoben sich, die noch nie ein Mensch gesehen, verwandelten sich, zerfielen, banden sich neu und lösten sich abermals zu neuem Ziele. Und plötzlich schlug es mich an wie elektrischer Schlag: ich sah mein Ich sich formen, welken und in neuer Gestalt erstehen, ein Stein, eine Pflanze, ein Tier, ein Geist. Ahnte das vorletzte aller Geheimnisse: auch Tod ist nur Verwandlung. Keine Ruhe gibt es, als bis wir alle in Gott zurückgefunden, in jenes Nichtmehrsein, das alles Sein enthält. Und das letzte aller Geheimnisse: Gott hat sich aufgelöst, die Welt ist vollendet, wenn jeder jedes gewesen, durch alle Formen gelaufen ist, um abermals in ihm zu ruhen. Die Harmonie ist vollkommen. Neu setzt die heilige Unruhe ein.

Erwachend aus diesen Visionen kam mir die Welt leicht vor. Ich war beglückt und beschenkt, fühlte mich als Tänzer über den Dingen. Erhob mich stöhnend und schwach, lahmen Leibes, gebannt in schwere Form.

Das waren die ersten Tage und Nächte. Doch ich wurde körperlicher und wuchs lustig hinein ins irdische Leben. Eines Morgens empfand ich dieses Geschehnis als großes Abenteuer, zitterte vor Erregung, daß Gru bald erscheinen möchte, und lachte hellauf, als ich sie zwischen den Felsen erblickte.

Ich war gesund. Wie sie mich gesund gemacht hatte, weiß Gott allein, doch ich konnte wieder gehen, ohne aufzuschreien, konnte mich über die helle Septembersonne freuen und im Weiher baden.

Vielleicht war dies eine Folge jener geheimnisvollen Nächte, daß ich das Mädchen nicht mehr als fremdes Wesen, sondern als Geschöpf eigenen Blutes ansah, vor dem ich mich nicht zu schämen brauchte.

Ich trat, beglitzert von der Sonne, naß wie ein Wassergott an Land und legte mich vor ihre Hütte zum Trocknen. Gru kam, sah mich, lächelte und setzte sich zu mir.

„Willst du nicht auch baden?" fragte ich langsam und blickte ihr dabei in die Augen.

Sie schwieg, sah gespannt zu mir, legte den Kopf ein wenig zur Seite und nickte dann. Darüber verging eine kleine Zeit. Ich schwieg und schaute von ihr fort zum Wasser hinunter, das in den Farben des Mittags funkelte. Ein Taucher fiel mit Gelächter ein und schürfte es flatternd auf.

Gru erhob sich, ging zum Ufer und legte ihr Kleidchen ab. Dann schritt sie ein wenig zagend ins Wasser, als fürchte sie die Kühle. Stürzte sich aufrauschend in die Tiefe. Der Taucher ging unter und stieß in der Mitte des Teiches wieder empor. Gru schwamm auf ihn zu. Er drehte sich zu ihr, bließ einen schnarrenden Ton aus. Sie lockte ihn. Ich sah, wie er zaghaft näher kam, wie sie ihn faßte, streichelte und plötzlich auffliegen ließ. In hoher Kurve stieß er zum Südufer ab. Gru kehrte um. Nach wenigen Minuten trat sie vor mich und legte sich mir zur Seite auf den warmen Sonnenfelsen, nackt und glänzend wie eine bronzene Griechengöttin. Sie war vollkommen. Nie sah ich ein schöneres Wesen.

Die Szene in meiner Hütte wiederholte sich nicht. Meine Lust an ihr war keineswegs erloschen, sondern hatte sich umgebildet und eigentümliche Form gefunden. Ich wußte, daß wir einander zugehörten und uns eines Tages vereinen würden, doch ein Gefühl unendlichen Zeithabens hemmte mich. Mir schien es köstlich, den Weg zum höchsten Augenblick schrittweise zu gehen, das Triebhafte im Ge-

nusse der bloßen Anschauung zu befriedigen. Das Beisammensein gewährte mir ein ungeahntes Glück. Ich sah ihre Schönheit, fühlte gleichermaßen Sehnsucht wie Andacht und trat zurück im ungewissen Empfinden, daß unsre Stunde noch nicht gekommen sei.

Darüber bräunten sich die Wälder. Wetterstürze kamen, eine kühlere Sonne schob noch einmal die Wolken fort und brach durch den Dunst des duftenden Vormittags. Häufiger hörte ich das Gelächter des Tauchers auf dem See. Eines Morgens zog eine große Schar Wildgänse südwärts.

Ich dachte, daß Gru viel von mir lernen würde, doch wollte es mit dem Sprechen schlecht vorwärts gehen, obwohl sie alles verstand, was ich sagte. Das Feuer kannte sie, aber von meinen Mahlzeiten wollte sie nichts wissen. Einmal dachte ich, ihr eine rechte Überraschung zu bereiten, ging ins Revier und brachte einen Hasen zur Strecke.

Daheim häutete ich ihn, vergnügt über den Braten. Als Gru ankam und mein Vorhaben sah, schrie sie auf und zeigte so fassungslosen Schmerz, daß ich wortlos wie ein geprügelter Knabe vor ihr stand. Den Hasen brachte ich beiseite und aß mit saurem Gesicht ihre in Asche gebackenen Früchte.

Gru blickte zu Boden. Plötzlich faßte sie meinen Arm, hob bittend ihr Auge zu mir auf und sagte leise, doch ganz deutlich: „Töten nicht."

Ich fühlte es wie heiße Wasser mir über den Rücken fließen, stand auf und wandte mich ab.

Abends ging die Sonne purpurn hinter dem Flußtal unter. Ein Dampf stand wie feuriger Atem hinter den Stämmen.

Als ich mich umdrehte, sah ich Gru am Eingang der Höhle

stehen, neben ihr ein riesiger Wolf. Das Bild erschreckte mich nicht mehr, sondern erfüllte mich mit Staunen. Sie lächelte eigentümlich. Plötzlich geriet ich in eine mir selbst unfaßliche Erregung und lief fort.

Im Walde kam mir ein böser Gedanke. Zum erstenmal fühlte ich in unser Leben den Strom des Dämonischen brechen. Ich ward mir einer Liebe bewußt, die bis zu den Wurzeln der Existenz ging, mein Blut kochte auf, ich begriff, daß zwischen ihr und mir die geheimnisvolle Flamme zuckte, an der wir verbrennen müssen, um in einen neuen Kreis zu gelangen. Der Zweifel an ihrer Reinheit erschreckte mich. Ich bespie mein Ich, dessen Gefangenheit in menschlichen Vorstellungen mir Ekel erregte. Stunden vergingen, bis ich Ruhe fand.

Am Waldrande saß ich, den Blick in die Richtung ihrer Höhle gewandt. Ein kleines Feuer blinkte auf. Da überfiel mich grenzenlose Wehmut.

Als ich heimkam, fand ich Gru schlafend auf ihrem Lager. Lange stand ich vor ihr und betrachtete ihre Züge, die im ungewissen Lichte des verkohlenden Feuers so tief wie die Gesichter schöner Tiere waren. Sie war ein Tier und eine Göttin, ihre Welt konnte nicht die meine sein, nie würde ich reif für diese Welt werden.

Wie schön sie war!

Die Augenbrauen überschatteten die sanft gewölbten Lider, wie Palmen sich über südlicher Hütte biegen. Ihre Nase, ganz leicht nach oben gerichtet, hatte tierische Nüstern, ihr Mund die herrlichste Form, die je ein Gott in den Lehm der Menschheit geritzt. In den süßen Winkeln dieses Mundes saß alles Weibtum, alle Güte der Liebenden. Ihr Kinn hatte die erregende Rundung der Rasse.

Gru war das Kind einer Waldnymphe und eines Wolfes. Frage nicht, Mensch, beuge dich vor dem Geheimnis.

Es wurde ganz finster im Raum. Ich stand immer noch und lauschte auf den Atem der Schlafenden. Auf einmal war ich mir erschauernd der ungeheuren Gnade dieser Stunde bewußt.

Sie regte sich.

„Gru?"

Ich fühlte, wie sie ihre Augen öffnete und mich im Dunkeln erkannte. In der Stille vernahm ich den raschen Klopfton meines Herzens. Aus der Tiefe antwortete wie fernstes Echo ein zweiter. Die Minuten liefen, die Nacht brach auf. Wir zwei waren allein in der Welt. Die Wälder brausten.

„Gru," sagte ich noch einmal, doch so leise, daß es nur wie ein Tropfen klang.

„Ja," antwortete ihre Stimme ganz deutlich. Nicht mein Hirn war es, nicht das Brechen eines Astes, nicht der Laut einer Welle, die ans Ufer schlug, nein, *ihre* Stimme.

Ich beugte mich in großer Erregung nieder, tastete nach ihrem Gesicht und küßte sie.

Gru legte ihre Arme um meinen Hals und zog mich mit süßer Zärtlichkeit an sich.

Das war der zweite Kreis, er deckte Wunder auf. Eines wurde mir klar: nie hatte ich eine ähnliche Liebe zu einem Weibe empfunden. Nichts von dem, was als Erlebnis zurücklag, wiederholte sich. Ich barst in Glück, zitterte, wenn ich Gru sah und blieb doch ganz ruhig. Mein Leben war ein schaukelnder Nachen auf dem See.

Einst hatte ich geglaubt, ihr Lehrmeister sein zu können. Jetzt sah ich mit Staunen, wieviel Weisheit in ihrem Tun lag. Denn alles, was sie tat, war voller Zweckmäßigkeit und Sinn. Wie unsicher, tastend, widerspruchsvoll dagegen mein eigenes Handeln, wie verworren meine Erkenntnis der Dinge! Der Jäger in mir, der blutdürstige Mensch, welcher ein Leben lang vom Fleische gelebt hatte, wehrte sich gegen ihre Liebe zur Kreatur, die dem höheren Wesen die Raublust der Tiere versagte.

Ich sah staunend, wie ihre Macht über die Geschöpfe darin lag, daß sie nie eines getötet hatte. Sie bannte den Wolf durch Ruf und Blick, spielte mit jungen Bären wie mit Katzen, wollte mich ein Gleiches lehren und erlebte den dumpfen Widerstand des ahnungsvollen Tieres. Sie lächelte und schien zu glauben, daß ihre Liebe die Verwandlung bewirken würde. Wir hatten ja Zeit, nichts drängte uns zur Eile.

Der Herbst bettete uns in ein letztes Farbenspiel, dessen Glanz wie Musik unsre Seligkeit umfing. Wir spielten unbeschwert und nackt im Lichte einer milden Sonne. Um uns tanzte das rostbraune Laub der Buchen und Espen. Die Birken regneten Goldstaub. Gru stand auf irgend einem Felsen im Frühdunst, ein bronzenes Steinbild, herb und makellos, dahinter wuchs der Wald in riesigen Tannen, uralten Laubbeständen wie eine Kathedrale auf. Heilig war seine Tiefe, heilig die Süße ihres Leibes. Ich wurde nie satt ihrer Schönheit, die einer Dryade glich und jeden Augenblick sich ins Dunkel der violetten Schatten zu verlieren schien.

Wer hatte ihr etwas von Liebe gesagt? Und doch wußte sie alles und hielt die Geheimnisse der Lust in offenen

Händen. Wer hatte sie die Inbrunst der Küsse, das Spiel der sehnenden Glieder, die Geste der Sehnsucht gelehrt? Wer hieß sie gut sein, wer Süße und Herbheit in eine unnennbare Bewegung fangen? Sie liebte groß, schweigend und mit einer übermenschlichen Versunkenheit. Es war die erste Liebe des Weibes zum ersten Mann. Ich schauerte auf, wenn ich sie ganz erkannte, denn mir schien, als hätte ich nun in den Kelch der Natur geblickt.

Die Dohlen strichen in wolkigen Zügen über unser Land. Ihr Geschrei fiel wie kalter Regen nieder. Hinter ihnen fegte der Nordwind die Wälder aus. Die Äste splitterten. Wir krochen in die Pelze.

Die langen Abende wollte ich dazu verwenden, sie sprechen zu lehren. Doch eines Tages spürte ich den Zweifel an meinem Tun. In ihrem Auge schien mir etwas wie Verwunderung zu stehen, und mit einem Schlage ward mir der Unsinn meines Vorhabens klar. Wir verstanden uns ja tiefer ohne Worte. Die tastende Ängstlichkeit der Bezeichnungen führte vom Wesen ab, hart wuchsen Gegenstände in einen Raum hinein, der von unaussprechlicher Beseeltheit gewesen war. Ich erschrak vor mir selber.

Ich erschrak, weil der Verzicht auf die Sprache mir als ein neuer Ring in jenem mystischen Lebensprozeß schien, den ich in Grus Höhle durchmachte. Langsam löste sich wieder ein Stück gewohnter Daseinsform ab. Der wichtigste Besitz menschlicher Gemeinschaft stellte sich als vollkommen unwichtig heraus, sobald es sich darum handelte, ohne Täuschung ganz einfach nur Beziehungen herzustellen, Wunsch um Wunsch zu tauschen, man selbst zu sein.

Ich verließ somit alle bisher als wichtig erachteten Posi=

tionen und zog mich auf den Urpunkt des Seins, auf mein natürliches Wesen zurück. Dies bedurfte keiner Täuschung und keines Versteckens mehr. Ganz leicht entwickelte sich aus Nehmen und Geben, Wille und Erfüllung, Wunsch und lächelndem Versagen eine erhabene Lebensform. Wie ich das erkannte, wurde mir auch das neue Ziel klar: ich mußte wie Gru selber werden, die Überlegenheit des Menschen mit der stummen Reinheit des Tieres paaren. Alles, was bisher Ich gewesen war, mußte fallen. Die letzte Häutung begann.

Häufiger wurden jetzt die Besuche der Wölfe. Ich lernte die Tiere voneinander unterscheiden, wußte, daß der große, welcher das Mädchen stets begleitet hatte, ihre besondere Gunst genoß, aus ihrem Troge fraß, ihr die Füße leckte. Die andern waren scheuer. Jenes Tier gehorchte nur Grus überlegenem Willen, wenn es in meiner Nähe blutwitternd sein Gelüst bezähmte und mit rotem, aufgesperrtem Rachen zu mir hinüberbleckte. Das Mädchen lachte, wenn ich unruhig wurde. Sie legte ihre braune Hand zwischen die dolchspitzen Zähne der Bestie und verstand nicht meine Erregtheit über dies unsinnige Gebaren.

Bisweilen fand ich sie friedlich in der Höhle liegen, ihr Haupt auf das warme Fell des Wolfes gebettet, schlafend nach ermüdendem Tage. Wenn ich eintrat, hob das Tier den Kopf und blickte mich klug und böse an. Ich trat näher und betrachtete das Bild. Ein unheimlich schönes Einssein der Kreaturen. Der Traum des Paradieses flammte sekundenlang in meinem Hirn auf, ich sah über Jahrmillionen hinaus Mensch und Tier einander nahe in seligem Begreifen. Doch gleich versank alles und mich packte schmerzhaft das Bewußtsein von der Unvereinbarkeit

alles Lebendigen. Mit einem dumpfen Gefühl des Mißbehagens ging ich hinaus. Durch den Laubgang tropfte der Regen. Es war ein kaltes Frühnovemberwetter, und groß lehnte in der fahlen Dämmerung die Einsamkeit.

Wenige Tage später lag ich um die frühe Morgenstunde mit Gru auf der Binsenmatte, die unser gemeinsames Bett bildete. Ich war ganz versunken in das Anschauen ihrer reinen Züge und genoß das tierische Behagen in ihnen wie einen Rausch. Da verdunkelte ein Schatten den Eingang. Der Wolf trat vor uns. Drei Hand breit vor mir fühlte ich seinen Atem. Ich flog jäh herum, Wut packte mich. Gru erkannte die Gefahr und stieß einen Pfiff aus. Er legte sich gehorsam nieder, den Kopf auf den Tatzen wie ein Hund. Seine Augen waren halb offen, er schien müde zu sein und gähnte.

Gru blickte zu mir auf. Ihr Blick war voll ruhigen Verlangens nach Zärtlichkeit.

Da ging ich hinaus ins Freie und schaute den Wildgänsen zu, die über dem Weiher in großen Scharen südwärts zogen.

Als ich mich umblickte, sah ich Gru an der Feuerstelle knien. In ihrem Auge lag ein Zug von schmerzhafter Angst, den ich bisher nicht bemerkt hatte.

Auch dies Jahr kam frühzeitig der Winter angestampft. Ich wollte in meine Hütte, um Pelzwerk und Decken heranzuholen, oder aber, was mir am liebsten gewesen wäre, Gru selbst mit zu mir hinauf nehmen. Da brachen Schneestürme in den Wald, wir verbarrikadierten unsre Höhle und hörten draußen die Schlacht der Winde, krachende Stämme und Geheul des Orkans. Durch die Ritzen flogen kleine Schneewolken. Es pfiff und schrie

und blies eisig um unser Nest, das Gru wie ein großes Heulager ausgepolstert und gegen Kälte abgedichtet hatte. Sie fror natürlich keine Spur, doch mir krallte sich der Frost in den Rücken. Nein, die Abhärtung eines Wolfes besaß ich noch nicht. Wahrscheinlich würde ich nie dahin gelangen, sondern ein Mensch bleiben, weiß Gott, ja. Mir ging derlei durch den Kopf, als ich so lag, während draußen der Sturm ein übles Konzert gab. Nichts behagte mir mehr, ich war unwirsch und müde.

An diesem Tage konnte ich zum zweitenmal nach meiner Ankunft in Grus Höhle von ihrer Hand eine Verrichtung bemerken, deren Sinn mir vorerst dunkel blieb.

Sie zündete in einem Steingefäß ein kleines Feuer an, warf einige Kräuter hinein und atmete den Rauch in die Lunge. Wie ich verwundert zu ihr trat, hob sie abwehrend die Hand und legte sich nieder. Bald war sie eingeschlafen.

Was mich betraf, so war ich ratlos, wußte nicht, was dies alles zu bedeuten habe, und konnte gleichwohl eine gewisse Unruhe nicht los werden. Ich beugte mich über die noch glimmenden Kräuter und bekam selbst einen Rauchkitzel in die Nase. Der Duft war nicht schlecht, er kam mir bekannt vor, und ich überlegte, ob sich dies Zeug nicht am Ende als Tabak verwerten ließe. Immerhin hätte ich gern gewußt, was sie da in den Tiegel geworfen hatte. So ohne weiteres und unbesehen mochte ich das Kraut auch nicht in meine Pfeife stopfen. Ich schnupperte noch einmal daran herum und beschloß, Gru auszufragen. Sie würde mir schon eine Erklärung auf ihre Weise geben können.

Doch ehe ich mich anschickte, diesen Beschluß auszuführen, schien mir Dämmerung den Raum zu erfüllen und eine

große Mattigkeit von der Stirn über den ganzen Körper zu fließen. Ich legte mich nieder und verlor das Bewußtsein.

Im Traum fand ich mich in meine Blockhütte versetzt. Lag dort halbnackt und frierend auf den Fellen. Wieder war es, daß irgend etwas mich am Aufstehen hemmte, vermutlich mein Bein, das, wie ich gleich darauf bemerkte, bis zum Knie amputiert war und in einem Stumpf endete. Indem trat Gru ein. Sie sah mich, nickte mir mit einem Blick tiefer, fast wehmütiger Empfindung zu und ging zum Haken, an dem mein großer Bärenpelz hing. Sie nahm den Pelz und sah mich festen Auges an. „Deck mich!" bat ich. Da bemerkte ich, daß der Pelz kleiner und kleiner wurde und allmählich nur noch wie ein Blatt in ihrer Hand lag. Ich erstaunte darüber nicht, wunderte mich aber, daß Grus Gestalt transparent war. Als ich scharf hinsah, konnte ich durch sie hindurch, wenn auch unklar, einige Gegenstände des Zimmers erkennen; etwa als säße ich in einer hellen Stube und schaute durchs Glasfenster in die Dämmerung. Diese Durchsichtigkeit schien zuzunehmen. Trotzdem blieb stets des Mädchens Blick auf mich geheftet, ihr Auge warm und voll auf mir liegen. Jetzt deckte sie das Pelzblättchen in ihrer Hand mit einer unvergeßlich gütigen Gebärde über meinen frierenden Körper. Sie tat es wie eine Mutter, ganz deutlich sehe ich heute noch ihr liebes Gesicht.

„Wie wohl du mir tust," sagte ich, denn eine herrliche Wärme erfüllte mein Blut.

Sie schüttelte den Kopf und lächelte dabei, als wollte sie sagen, ich könne doch nicht in ihr Wesen schauen.

Etwas Angst hielt mich auf, daß ich rasch fragte: „Sind wir zwei denn nicht eines?"

„Nein," antwortete sie.

Gleichzeitig sah ich die Schatten unbekannter Laubbäume, welche vor der Hütte standen, sich im Zimmer auf und ab bewegen, als habe sie ein heftiger Wind erfaßt.

Gru war fort.

Von diesem Traum erwachte ich mit einem wohligen Gefühl der Wärme. Ich schlug die Augen auf: da lag der Bärenpelz über mir. Nun erst war ich ganz wach, ja, ich war förmlich ins Wachsein hineingestürzt. Ich starrte zu Gru hinüber, die sich am Feuer zu schaffen machte. Was war das?

Ich sprang auf, ging zu ihr. Ein wenig erschreckt drehte sie sich um. Ich wies auf den Pelz und sah sie an. Ihr Blick ruhte in meinem, verwundert, beinahe mitleidig. Sie nickte.

Ich begriff alles.

Da legte sie ihre Arme um meine Schultern, hob sich langsam zu meinem Gesicht hin und küßte mich. Ich erwiderte diesen Kuß mit Leidenschaft und fühlte gleichzeitig eine unsinnige Trauer mich erfüllen.

Nun waren die Bäume kahl. Durch das dichte Gewirr der verschlungenen Äste blinkte die Fläche des Teiches. Er fror nicht zu, vielleicht hatte er warme Quellen. Stets lag er wach da, zitternd in aufblitzenden Wellenkreisen.

Schnee fiel immer dichter. Eisiger Frost erstarrte jede Bewegung. Wir waren ganz eingemummt, kaum daß sich der Eingang freihalten ließ. Nachts hörte ich die Füchse über den Schnee streifen, um sich Hühner zu holen. Meine Jagdlust erwachte, ich hätte am liebsten meine Büchse genommen und mir einen Braten und einen Pelz geholt,

doch es ging nicht, nein, ich saß in mir selbst gefangen, fühlte, daß etwas andres in mir mächtiger geworden war.

Dann stand ich wohl auf und trat zu Gru. Nahm einen glimmenden Span und glaubte bei seinem unsicheren Licht nie ein so herrliches Antlitz wie das ihre geschaut zu haben. Die Ruhe, welche über ihr lag, war keine menschliche Ruhe, der Rhythmus ihrer Atmung unhörbar, alles vollkommen, ganz rein und von herrlichem Frieden. Die jämmerliche Unrast meines Wesens wurde mir bewußt, dieses ewige Formsuchen und Formzerbrechen, diese qualvolle irdische Gespaltenheit. Ich sah mein Ziel einer neuen Menschwerdung in Grus Geiste unendlich fern, ganz unerreichbar. Warf das schwelende Holz fort und fiel zerrissener als je auf mein Lager zurück.

Ich erinnere mich der ersten schlaflosen Nacht an ihrer Seite. Lust und Elend zerrten an mir. Wie ein durchgehendes Pferd trug mich meine Phantasie bald hier-, bald dorthin. Mir fiel jener Morgen ein, an dem ich das Gesicht im Fenster erblickt hatte, und ich wußte plötzlich, daß es Grus Gesicht gewesen war. Kein Zweifel plagte mich mehr daran, daß ihr gewisse Kräfte verliehen waren, die ich nicht besaß. Ich sah sie im Geiste Schlangen durch kaum hörbaren Pfiff bannen und vertreiben, sah ihren Verkehr mit Tieren, sah ihren Blick, wenn ich zu ihr sprach, den Blick eines klugen Wildtieres. Aber wußte ich das nicht schon lange? Warum begann mich diese Wissenschaft immer heftiger zu erregen?

Ich verließ die Höhle.

Draußen wölbte sich eine ungeheure Winternacht, die mit seltsamer Helligkeit erfüllt war. Es war so hell, daß ich unsern Pfad, den wir durch den Schnee gebahnt hatten,

deutlich erkannte. Nun machte ich einige Schritte hinaus auf den Teich zu, der einem Stück Himmel glich, das auf die Erde gefallen war. Dies dämmerige Licht verwunderte mich. Plötzlich drehte ich mich wie unter einem Befehl um und sah ein unerhörtes Schauspiel. Über dem Walde flammte ein vielfarbiges Nordlicht mit purpurrotem Rande, an dem feurige Tropfen hingen. Die Erscheinung bildete eine gewaltige Ellipse. Ein schillernder Dunst umgab sie. Bewegungslos lagerte der Ring in der Luft, als habe eine ungeheure Hand ihn soeben dorthin gelegt, damit er schwebe und ein Zeichen sei.

Ich starrte darauf hin. Immer erwartete ich, daß sich etwas verändere. Doch nichts geschah. Die feurigen Tropfen hingen wie erfrorenes Blut im eisigen Raum der Nacht. Eine große, magische Stille war um mich.

Da — ein Schritt.

Ich schrak zusammen. Gru hatte meine Hand gefaßt. Sie erblickte das Nordlicht, die Farben blitzten in ihrem Auge sekundenlang auf. Dann drehte sie sich zu mir und sah mich mit einer stummen Frage an, die ich nicht verstand.

Ich schüttelte den Kopf.

Gru hob den rechten Arm, zeichnete einen Kreis in die Luft und schrieb dann etwas hinein. Es sah ganz so aus, als ob sie schriebe. Ich begriff sie nicht.

Als sie das merkte, ließ sie müde den erhobenen Arm sinken und blickte zu Boden.

Eine starke Zärtlichkeit erfüllte mich. Diese Stunde schien mir von einer Weihe zu sein, wie ich sie noch nicht erlebt hatte. Ich wußte mit einem Male, daß Anbetung keiner Formen mehr bedürfe, sondern stille Inbrunst des Einswerdens mit Gott sei. Ich erfaßte mit höchster Klar-

heit den Sinn hinter den Dingen, der nichts mit dem Sinn der Dinge gemein hatte. Ich fühlte den Bruchteil einer Sekunde lang die Gewißheit, daß es irgendwo in der Welt die ersehnte Harmonie gebe, daß unser aller Weg ihr entgegenführe, und daß es um dieser Harmonie willen sich sogar lohne, ein Leben voller Gebrechen und Verirrungen auf sich zu nehmen.

Währenddessen hatte sich Gru fest an mich gepreßt. ihren Kopf immer noch gesenkt haltend.

„Du frierst ja, Gru," sagte ich, „komm hinein." Denn ich merkte deutlich, wie sie zitterte.

Als wir aber zwei oder drei Schritte gegangen waren, hatte ich die Empfindung, als ob ein warmer Tropfen auf meine Hand falle. Ich blieb stehen und hob ihren Kopf zu mir empor.

Da erschauerte ich vor einer fast mystischen Qual in ihrem Blick, der ganz in Tränen schwamm. Noch nie hatte Gru geweint. Warum weinte sie? Auf einmal wußte ich alles, doch kein Wort fand den Weg von ihr zu mir, und die Stummheit war fürchterlich.

Indessen war es finsterer geworden. Das Nordlicht erlosch. Überm westlichen Horizont flammte das vertraute Sternbild des Orion auf.

6

Mir kam in den Sinn, daß ich wochenlang die Wölfe nicht gesehen hatte. Gru lebte einsam mit mir in der Höhle. Nur Rebhühner und Füchse, Marder und kleines Raubtierpack erschien hie und da scheu, holte sich Nahrung und sauste davon, wenn es mich erblickte. Ich war über die Veränderung nicht nur zufrieden, ich glaubte auch, sie verlangen zu dürfen. Wenn man bei einem Wildwesen, wie sie es war, von Takt sprechen kann, so schien es mir, als erforderte dies der natürliche Takt. Übrigens: meine Wunde schmerzte zwar nicht mehr, aber eine abscheuliche Narbe zierte das Bein. Doch lassen wir das. Es spielt keine Rolle mehr. Wenn es denn schon daran ist, eine Meinung auszusprechen, so meine ich, daß es nicht zuletzt die Taubennahrung war, die mich mild machte. Weiß der Henker, meine gute Raublust war eingeschläfert. Ich empfand die Ruhe dieses Lebens als ausreichend zu meinem Glück und begehrte nichts mehr von Gott und Welt, wenn das Mädchen in meinen Armen lag. Nein, dieses Leben war gut, es war Einsamkeit zu zweien, stummer Zwiegesang der Seelen. Es war Stille und, der Himmel weiß, vielleicht war es sogar Bequemlichkeit, gewissermaßen ein großer seelischer Topfkuchen.

Einmal fiel mir ein, daß ich als Jäger in diesem Walde gelebt hatte, daß ich Jäger war und eine große Lust verspürt hatte, auf Wild zu gehen (vielleicht, um dann um

so milder sein zu können). Doch es wurde nicht viel aus diesem Gedanken. Gru verstand nicht, was „Jäger" war. Gru hatte ewige Balance und trug leicht an ihrer tierischen Sündlosigkeit.

So ging der Winter hin.

Ende April kam auf einmal Tauwind auf. Es roch köstlich nach wäßrigem Schnee. Von allen Tannen tropfte es. Ich sah, wie ein Rebhuhn aufflog und vom hochwippenden Äste gleich eine kleine Schneelast zu Boden schlug. Darüber schien goldene Vormittagssonne. Alles glänzte wie geputztes Silber.

Ich ging in die Ecke, wo meine Büchse stand, rieb ein wenig daran herum, schaute ins Rohr und ließ den grauen Stahl in der Sonne blitzen. Dann warf ich sie mir um und wanderte los. Was ich wollte? Nichts. Wohin ich wollte? Nirgendwohin. Stampfte ein paar Stunden durchs Tauwetter und kam schließlich auf einen hochgelegenen Platz zurück, von dem ich über einen steilen Hang hinweg gerade auf den freien Fleck vor unsrer Höhle schauen konnte. Hier lag ich und dachte, ich werde Gru anrufen, wenn sie erscheint. Es machte mir Vergnügen, oben zu liegen und auf das Mädchen zu warten. Ich bildete mir ein, zufällig hergekommen zu sein, nichts von ihr zu wissen und wie von ungefähr Ausguck zu halten. Sie würde dann aus der Hütte treten, ich würde wie ein Fuchs auf der Lauer liegen und — ich weiß nicht. Es war so etwas Romanhaftes, was ich mir ausdachte, während ich oben kauerte. Ich war guter Laune und freute mich, daß ich lebte.

Richtig, da kam sie an. Ein himmlisches Wesen, beim ewigen Gott, ja, das war sie. Ich erschrak fast über ihre

Schönheit, über Gestalt, Haltung, Gang und Grazie der Bewegungen. Ich geriet in eine große Aufregung, war toll verliebt, so verliebt wie noch nie, und starrte hinunter. Ganz still verhielt ich mich, von Zurufen keine Spur. Ich lag nur da und schaute und schaute, ganz wie es in dem Roman vorkam, den ich mir da ausgedacht hatte, ein Fremder, der in fremdem Lande eine süße Vision hat.

Jetzt kam die Sonne wieder hinter dem balligen Gewölk hervor, ein großes blaues Stück Himmel strahlte überm Walde, warm war es wie im Frühling. Und überall dieses Knacken der Zweige, dieses Tropfen des zertauten Schnees. Gru stand in der Sonne und reckte sich ein wenig. Dehnte sich, streckte sich wie ein Tier. Dann ging sie mit einem Holzgefäß zum See hinunter. Nach ein paar Minuten war sie wieder da, stellte das Gefäß hin, entkleidete sich und begann sich zu waschen. Bis zu mir herauf hörte ich das Plätschern des rieselnden Wassers. Ich glaubte den Duft ihres feuchten glänzenden Körpers einzuatmen, auf dem die Sonne in lauter lustigen Lichtern lag.

Mitten drin brach sie ab und blickte lachend zu einem Baum hin, auf dem eine kleine Weindrossel saß und einen schallenden Lockruf hinunterschickte.

Gru stützte ihre Arme in die Hüften, schaute nach oben und schickte denselben Ruf hinauf. Ganz aufgeregt antwortete die Drossel. Wieder rief Gru und hielt jetzt beide Hände wie Schalltrichter an den Mund. Die Drossel versetzte eine lange Gegenrede, Gru schnalzte und hielt den nassen braunen Arm lockend zu ihr hin. Die Drossel flog vom Baum, umflatterte das Mädchen mehrere Male und

setzte sich unter beständigem Schwatzen schließlich auf Grus Hand.

Beide waren jetzt still, ich starrte hinab und wagte kaum zu atmen, weil ich aus diesem seltsamen Traum zu erwachen fürchtete. Mitten in der Aprilsonne steht ein nacktes braunes Mädchen und hält auf ihrer Hand eine Drossel, die ganz leise zuckende Töne ausstößt, eine süße Tonfigur, zaghaft angeschlagen und abgebrochen.

Plötzlich stößt die Drossel einen Schrei aus und fliegt wieder auf den Baum zurück. Der Wolf ist aus dem Unterholz mit einem Sprung vor Gru hingesetzt. Ich ziehe vorsichtig meine Büchse an und schaue schärfer hin.

Gru lacht auf und fährt ihm mit der Hand in den dichten Pelz. Er sperrt den Rachen auf, schlägt einen kurzen Heulton an, leckt ihr die linke Hand, die Hüfte, das nackte nasse Bein. Sie läßt es geschehen und freut sich. Eine große Freude ist in ihrem Gesicht, fast möchte ich sagen, eine ausgelassene Freude. In dem Gefäß befindet sich noch Wasser, sie spritzt es dem Raubtier ans Fell und lacht hellauf, als es sich schüttelt. Es ist ein unheimliches, ein quälendes Spiel, das ich ansehe. Gru läuft fort, der Wolf mit zwei Riesensprüngen hinterdrein, sie weicht aus, er gleitet in einen Schneeberg aus, wirft den Schnee auf, daß er wie eine Wolke auffliegt, und rennt wieder Gru an. Sie faßt beide Vorderpfoten an, er richtet sich auf und steht da, groß, größer als sie, den blutroten Rachen vor ihrem lachenden Gesicht, die zottige Brust an ihre süße glatte Haut gepreßt. Ich hebe mein Gewehr an die Wange und ziele ganz scharf.

Plötzlich ist das Tier wieder unten. Gru geht in die

Hütte, um irgend etwas zu holen. Der Wolf reckt sich und legt sich hin.

Ich nehme den Finger vom Hahn und drücke die Sicherung nieder, erhebe mich, gehe wieder in den Wald zurück.

Nach einer Stunde finde ich eine Fuchsfährte. Ich pirsche mich an den Bau, warte und habe Glück. Es ist ein schöner junger Fuchs in den besten Jahren. Ich brenne ihm eine Ladung auf den Pelz, hocke ihn mir auf und marschiere zur Hütte zurück.

Gru ist nicht da, die Höhle ist leer. Auch das Wassergefäß befindet sich wieder an seiner alten Stelle. Vielleicht habe ich geträumt, als ich oben lag. Nein, ich habe nicht geträumt, da ist noch der zerwühlte Schneehaufen, in den der Wolf hineingesprungen war. Ich lege den Fuchsbalg vor die Höhle. Nach einer halben Stunde kommt Gru. Sie sieht den toten Fuchs, sieht mich und erschrickt. Eine kleine Weile steht sie bewegungslos, dann geht sie an mir vorüber in die Höhle.

Ich denke nun, sie wird sehr böse auf mich sein, vielleicht sogar wild, voller Haß. Doch nein, es hat sich eigentlich nichts verändert. Wir essen zusammen, ich streiche über ihr langes, schwarzes Haar, sie läßt es geschehen und ist ganz ruhig.

Abends nähere ich mich ihr. Da stößt sie mich leicht vor die Brust, springt auf und läuft davon. Ich stehe wie vom Donner gerührt da, gehe hinaus, rufe nach Gru und lege mich nachdenklich auf die Matte. Durch den Eingang der Höhle sehe ich ein handbreites Stück Himmel. In diesem Stück Himmel funkelt ganz hell ein Stern.

Ich denke nach, grüble hin und her, bringe mich zu Verstand und sage mir, daß ich mit ihr reden muß. Reden?

Welch ein Unsinn! Lieber Gott, was habe ich getan? Ich glaube, ich habe etwas getan, was in die Sphäre des Menschentums gehört und nur durch menschliche Kunst wieder gutgemacht werden kann. Ich bin aus dem heiligen Tierkreis gesprungen und schreie nun aus dem unheiligen Menschenkreis zu ihr hinüber. Kein Verstehen ist möglich. Nein, sie wird mich nicht hören.

Der Stern in dem kleinen Stück Himmel funkelt und blinkt, als sei auf ihm eine funkentelegraphische Station. Es ist ein bläuliches, kaltes Feuer. Millionen Meilen weit ist dieser Stern, vielleicht sogar viele Lichtjahre weit entfernt. Es ist möglich, daß er gar nicht mehr existiert und nur sein Licht noch immer durchs Weltall saust.

Auch Gru ist weit. Der Kreis ist zersprungen. Ich wollte sie an mich reißen, aber ihr Antlitz war fremd, ganz scheu blickte ihr Auge. Wenn ich locke, fliegt keine Drossel auf meinen Arm. Furchtbar ist der Abgrund zwischen Mensch und Tier.

Plötzlich schrecke ich hoch. Gru? Wenn sie es wäre! Ich starre ins Dunkel, das voll rauschender, feuchter Bewegung ist. Ich höre Tropfen und höre Stimmen und höre die Tiefe des Waldes, der wie ein gewaltiges Gewölbe seine Bögen in die Sterne reckt.

Gru?

Ich trete vor die Höhle, mache ein paar Schritte — da liegt etwas. Ein Schreck stößt mir einen Dolch ins Herz. Ich bücke mich, fasse in ein kaltes, nasses Fell. Es ist der tote Fuchs. Nein, Gru ist fort. Irgendwo sitzt sie in der kalten Nacht, hat ihre herrlichen, großen Tieraugen weit offen und wartet auf etwas.

Es ist unerträglich, einsam in der Höhle zu liegen, den

Geruch ihres Körpers in den Fellen zu spüren, immer nur den Stern zu sehen, der gar nicht mehr zittert, sondern ruhig und kalt leuchtet. Es ist unerträglich, allein zu sein. Ich sehe sie, wie sie in der Sonne stand, feucht vom Wasser, das von ihren jungen Gliedern troff, nackt wie eine Birke. Ich sehe den glänzenden, braunen Arm und höre das zagende Anschlagen der Drossel. Ich sehe den Wolf, ihr Lachen sehe ich, ihren Blick. Lachte sie jemals so in mein Auge, wie sie in das Auge des Tieres gelacht hat? Wer hatte in ihr jene Lust entfesselt, die aus dem Spiel mit dem Tier sprang, das ihren Ruf versteht und ihre Geheimnisse kennt?

Ich hätte mich erwürgen mögen, so haßte ich meine Spintisiererei. Oh, wie ich mir mein Glück zerriß, mit beiden Händen in große Fetzen riß!

Ob noch der Tauwind geht? Wieder trete ich vor die Hütte. Es ist ein unentwegtes Brausen in der Luft, doch kaum einen Hauch spüre ich, das Tropfen hat aufgehört, leichter Frost liegt überm Schnee. Der Schnee leuchtet. Ich denke der Nachtstunde, in welcher das Nordlicht flammte, jene seltsamen Zeichen fallen mir ein, die Grus Hand in die Luft schrieb. Ich sehe sie vor mir, feurige magische Linien, aufglühend und verlöschend in Finsternis. Mir ist, als finge ich an, sie zu begreifen.

Ich stehe am See. Sterne liegen im schwarzen Wasser, zitternde ewige Sterne. Ein Wind streicht über die Fläche und bringt vom andern Ufer den Ruf der Eule mit, der wie mit schwarzen Flügeln aufflattert und verhallt. Und plötzlich rauschen die kahlen Wälder auf und ein Schreien dringt herüber, das mich aus meinem stumpfen Hindämmern schreckt. Ich horche: es ist ganz fernes Wolfs-

geheul und irgend ein klagendes Wimmern. Vielleicht wird ein kleines Tier zerrissen. Die Welt ist voller Blut. Niemand weiß etwas vom andern.

Ich liege wieder auf meinem Bärenpelz. Stunden vergehen. Ich schrecke auf, eine Gestalt steht in der Höhle. Es ist das Mädchen. Sie bringt den Geruch von Wald und feuchter Erde mit. Eine kalte, herbe Luft umgibt sie. Ich sage kein Wort, gar nichts, rege mich nicht. Immerfort schlägt mein Herz.

Sie geht zur Feuerstelle und bläst die fast verloschene Glut an. Wie die erste Flamme zuckt, sehe ich ihr Gesicht. Das Gesicht einer Frau, deren Schweigen ein tiefes Leid behütet. Das Feuer flammt auf, Wärme durchdringt den Raum. Ich starre sie an, will irgend etwas tun, das diesem Grauen ein Ende gibt. Nichts tue ich, bleibe stumm.

Da gehe ich hinaus und begrabe den Fuchs.

Wie ich zurückkomme, sehe ich ihr Auge starr in einen Winkel der Höhle schauen. Ich sehe in die gleiche Richtung. Meine Büchse lehnt an der Wand. Unsre Blicke begegnen einander. Ganz klar ist der ihre, ich lese alles, was in ihm steht. Meine Büchse —? Gru, das kannst du nicht verlangen. Ihr Auge sieht mich groß und offen an. Sie weiß, daß kein Mißverstehen mehr zwischen uns liegt. Sie wartet auf meine Antwort.

Ich zucke die Achseln, als hätte ich sie nicht verstanden, lächle sogar ein wenig und gehe ins Freie.

Nein, meine Büchse zerschlage ich nicht. Siehst du, Gru, jetzt habe ich gelogen. Das, was ich eben getan habe, war eine Lüge. Nein, ich will dein Auge nicht wieder sehen. Ich möchte nicht das Auge eines Tieres sehen, wenn es die Lüge des Menschen begreift.

Ich höre, wie sie sich in ihre Felle hüllt, dann gehe auch ich hinein und warte auf den Morgen.

Ich fand meine alte Hütte genau so, wie ich sie verlassen hatte. Hie und da hatten Stürme am Dach gezaust und der Regen in den Raum geguckt. Nun, das war zu reparieren. Ich ging gleich an die Arbeit, noch nicht zehn Minuten war ich da, und schon schallte die Axt.

Das Feuer wurde wieder angesteckt und der Bärenschinken aus dem Rauchfang geholt. Ein vortrefflicher Schinken. Lustig prasselte das Feuer. Ich blickte hinein und sah mancherlei seltsame Linien darin. Gesichter und geheime Zeichen. Ja, ich hatte alle gesunden Sinne eingebüßt, das mußte jetzt anders werden. Inzwischen war freilich die Nacht heraufgezogen. Eisig strich es aus dem schwarzen Walde her.

Ob ich die Nacht gut schlief? Ja, ich schlief gut.

Als ich in der Frühe hinausschaute, war Schnee gefallen. Vielmehr, es schneite noch lustig weiter, der Himmel hatte dicke Schneesäcke aufgefahren. Ehe diese Säcke leer sind, wird geraume Zeit vergangen sein. Gut, gut, es kommt ja auch auf den Schnee nicht an. Das ist eben das Gute, das Vortreffliche an diesem Leben, daß es auf gar nichts mehr ankommt.

Am Tage holte ich mir ein Rebhuhn von einer Lärche herunter. Der Schnee stob auf, es flatterte ein paarmal und lag dann schwer wie ein Stück Holz da. Ich briet es mir auf alte, köstliche Weise und fragte mich wiederholt, ob es mir nicht vortrefflich munde.

Und wieder kam der Abend, und die Nacht kam und wieder ein neuer Tag und eine neue Dämmerung und

eine neue Nacht. Und keine Nacht unterschied sich von der andern. Nur die dummen Träume wechselten ein wenig.

Einmal sprang ich auf, weil ich ganz deutlich meinen Namen gehört und einen Tritt vernommen hatte. Ich stürzte ins Freie und stieß an eine dichte, undurchdringliche Finsternis. Wer sollte wohl meinen Namen gerufen haben? Wer kannte meinen Namen? Und wer sollte zu mir kommen?

Der Winter ging, der Schnee schmolz, der Frühling kam, die Bucht des Sees war gelb vom Samen der Pechtannen. Die Grasmücke sang ihre Lieder, und in der hellblauen Tiefe des Himmels schwebte regungslos der Falke. Weinerlich fiel sein Schrei zur Erde. Wie vor einem Jahr, vor zwei Jahren. Jahraus, jahrein dasselbe. Was war mit mir geschehen? Warum ging ich noch durch diese immergleiche Welt? Ich wollte mit den Bäumen sprechen und die frühen, kleinen Blumen begrüßen, wollte über die Wildgänse lachen und auf den ersten Brunstlaut des Wildes lauschen, doch keine Antwort kam, die Welt blieb taub, ich hatte das Lachen verlernt, wartete auf keinen Ruf der Tiefe mehr.

Mitunter stand ich nachts auf und lief zum See. Er war freier und größer als der kleine Waldweiher im Norden. Er hatte Wellen und große Fische. Ich zündete ein Feuer an und nahm mir vor, im Hochsommer wieder nachts Fische zu stechen. Ich wollte mich auf etwas freuen. Das nächtliche Fischen hatte ich stets geliebt. Ich konnte es mir auch leisten, ich besaß ja ein Kanu. Die Flammen prasselten und warfen große, leuchtende Kreise auf Wasser und Gesträuch. Der Rauch stieg kupferrot in die Finsternis, es roch nach verbranntem Harz und feuchtem Westwind.

Irgend ein Wildgeruch lag in der Luft. Ich ließ das Feuer zusammenfallen und sah dem Spiel der Funken zu.

Denselben Unsinn trieb ich oft in diesen Nächten. Ging zum Wasser, schichtete Holz zusammen, steckte ein Feuer an und sah dem flackernden Tanz des Lichtes auf Wasser und Bäumen zu. Es war eine Art Theater. Ich saß im Parkett und brauchte nichts dazu zu tun, als mit offenen Augen dazusitzen.

In einer solchen Nacht geschah es, daß ich Besuch bekam.

Wie war es gleich? Ich lagerte wie immer am Feuer. Fühlte wohlig die Wärme und den Duft des Harzes. Aus dem Walde klang das Konzert der Frühlingsnächte, Schreie der Brunst, Gewinsel der Bären.

Plötzlich sah ich wenige Schritte vor mir zwischen zwei Walnußsträuchern den Kopf eines Wolfes. Ich fühlte mein Herz wie ein rasselndes Uhrwerk schlagen. Ein Wolf, der zu mir ans Feuer lief? Das mußte ein Traum sein. Nichts von einem Traum. Das Tier machte zwei vorsichtige Schritte auf mich zu und blieb in einer Entfernung von vielleicht sechs Metern abermals stehen. Ich erhob mich, ging zu meiner Büchse, die an einem Baum lehnte, und legte an.

Der Wolf verschwand sofort.

In der nächsten Nacht kam er wieder. Ich betrachtete das große schöne Tier genauer und sah, daß es gar kein Wolf, sondern eine Wölfin war. Sie blieb scheu in einiger Entfernung stehen und rührte sich nicht. Wenn ich anlegte, lief sie lautlos davon, als habe sie die Dunkelheit eingeschluckt.

In der dritten Nacht ging ich hinterher. Nein, es war keine Spur zu sehen. Schwarz und unruhig flackerten die

Schatten der jungbelaubten Sträucher und Espenbäume. Ich blickte um mich: violette Nacht. Hinter dem Unterholz qualmte der gelblichrote Rauch des Feuers. An den hohen Fichtenstämmen glitt der Schein unruhig auf und ab.

In der vierten Nacht bleibe ich allein. Niemand besucht mich. Das Feuer brennt nieder. Ich warte, bis das letzte Scheit verkohlt ist. Dann gehe ich in meine Hütte. Auch in der fünften und sechsten Nacht bleibe ich allein. Ich werde ungeduldig und beschließe, zum letztenmal mein Feuer am See zu entzünden.

Dies ist die siebente Nacht. Tagsüber hat es geregnet, das Holz ist naß und schwelt stark. Ich lege altes trockenes Tannenholz auf. Es zerbirst mit kleinen Explosionen, duftet gut. Der Geruch erinnert mich ein wenig an jene seltsame Spielerei mit verbrennenden Kräutern, die ich zweimal in Grus Höhle beobachten konnte. Ich stemme die Fäuste in die Backen, starre ins Feuer und denke an jene Mysterien. Trotz der Hitze fühle ich die Nässe des Bodens. Doch es ist mir gleichgültig, ich bleibe liegen. Wieder schallt aus den Wäldern das Geheul der Raubtiere. Über mein Feuer hinweg streicht ein unruhiger Vogel.

Jetzt höre ich ein Rascheln. Ich fliege mit einem Ruck herum. Die Wölfin steht da. Wie ich sie von unten her sehe, erkenne ich ganz genau, daß sie trächtig ist. Mich überschleicht ein gewisses Gefühl, das ich nicht zu deuten vermag. Warum steht das Raubtier so still da und rührt sich nicht?

Das Wort des Wildjägers fällt mir ein. Ich verspüre ein leichtes Frösteln und muß darüber lachen. Langsam greife ich zur Büchse.

Alte Weiber glauben an Werwölfe. Wenn es ein Werwolf ist, kann mein Schuß ihr nichts anhaben. Ich lege auf sie an und ziele genau.

Wieder sehe ich, daß sie trächtig ist. Es ist mir unmöglich, auf ein trächtiges Tier zu schießen. Ich setze ab. Das Tier weicht zurück, duckt sich ein wenig und stößt einen knurrenden Laut aus. Der große blutrote Wolfsrachen öffnet sich. Ich fühle den Biß im Bein, fühle den Blutdurst des jagenden Räubers in mir leise aufbrodeln.

Nein, auf ein trächtiges Tier schieße ich nicht.

Die Wölfin bewegt sich ganz langsam, raubtierhaft langsam auf mich zu. Ich sehe in die blitzenden Lichter. Ich kenne die Augen.

Plötzlich reiße ich die Büchse an die Wange und drücke ab.

Der Schuß geht mitten in die Stirn. Sie zittert, reißt das Maul wie in einem stummen, wahnsinnigen Schrei auf und fällt lautlos um.

Ich stehe unbeweglich da und starre den Kadaver an. Ich weiß nicht, wieviel Zeit darüber vergeht. Schließlich trete ich heran. Die Lichter des Tieres sind offen, aber starr. Ich bücke mich und fasse ins Fell, wie es jenes Mädchen tat. Ein dichtes, zottiges Fell. Dann lege ich meine Hand auf den trächtigen Leib. Er ist noch ganz warm.

Gegen Morgen begrub ich die Wölfin.

Es war ein trüber Morgen mit bedecktem Himmel. Alles hatte fahlen Glanz, die Farbe des Sees glich geschmolzenem Blei. In meiner Hütte war nicht viel mehr zu besorgen. Schätze hatte ich nicht aufgehäuft, die ich

hätte vergraben können. Doch vielleicht war noch etwas andres auszuführen? Vielleicht war noch etwas zu besorgen, das mir diese seltsame Unruhe nähme? Etwas sehr Wichtiges, Unaufschiebbares, das Wichtigste und Unaufschiebbarste, was ich jemals in diesen Wäldern vorgehabt habe?

Mehrere Stunden danach befand ich mich am Waldteiche, dessen Geheimnis mich wie aus blinden Augen stumm und schreckhaft ansah. Ich war rüstig ausgeschritten, hatte nicht gerastet, mein Atem ging heftig, und darum schlug mein Herz, als ich vor dem Weiher stand. Hatte er sich nicht verändert? Wie lange war es doch her, daß ich in ihm gebadet und nicht allein gebadet hatte, denn immer war das sanfte Geleucht eines Mädchenkörpers um mich, der seinesgleichen in allen Zonen und Erdteilen nicht hatte. Es war gewiß sehr lange her, daß dies geschah, wie hätte ich es sonst über mich gewinnen können, nicht täglich hier hinaufzuwandern und den Glanz des einsamen Wassers oder den Glanz ihres Blickes zu schauen?

Noch immer war der Himmel trüb, doch auf die Mittagstunde brach ein Licht durch die Wolken, eine Strahlengarbe mit silbernem Rand. Jetzt wurde auch der Waldteich wach, es begann in ihm zu blitzen und zu funkeln, und in seiner Mitte sprangen die Fischlein.

War ich darum ausgezogen, um dem Teiche einen Besuch abzustatten? Doch jedesmal, wenn ich mich anschickte, ihn zu verlassen und den bekannten Weg zu den felsigen Buchten an seinem nördlichen Ufer zu nehmen, fand ich noch rasch einen Anlaß, länger am Ufer zu verweilen. Teils weil ich glaubte, ein Recht auf Rast und schöne

Aussicht zu haben, teils weil der Mensch feige ist von Grund auf.

Feige und unwissend ist der Mensch, und wenn ihm die Gnade zuteil ward, aus dem Bezirk seiner ärmlichen Lebensschau hinauszutreten und die Horizonte geweihter Sphären zu schauen, stürzt er in Blindheit und dumpfes Tasten. Und er fürchtet sich vor dem Spiegel seiner Tat.

Ich raffte mich auf und schlug den schmalen Pfad durchs Dickicht ein. Jetzt hob sich das Gelände, felsig und verschlungen wurde der Weg. Ich stand vor einer Höhle.

Wieder schlug mein Herz infolge des anhaltenden Steigens. Es war eben nichts mehr Rechtes anzufangen mit meiner Kraft. Lächerlich war sie geworden. Schwer ging der Atem, die Knie zitterten vor Müdigkeit.

In der Höhle fand ich ein leeres Lager. Da war auch noch der Waschbärpelz, den ich zurückgelassen hatte. Dort standen ihre Geräte. Ich betastete sie alle und wunderte mich, daß sie kalt und starr waren. Und dort sah ich einen Rest von jenem magischen Kraut, das sie zweimal in meiner Gegenwart verbrannt hatte. Das Feuer aber war erloschen.

Wie lange ich in der Höhle blieb, weiß ich nicht. Wohl einen Tag und eine Nacht. Vielleicht nur eine Stunde. Als ich hinaustrat, schien die Sonne. Es war ein heller, lächelnder Sommer. Überall in den Wäldern sangen die Vögel.

Da geschah es, daß ich vor jener Felswand stand, in die vorzeiten ihre Hand das Bild von Hütte und See geritzt. Ich sehe noch deutlich vor mir, wie sie es tat.

Ihre Hand sehe ich, Gelenk und zarte Haltung des geschmeidigen Leibes.

Und plötzlich sehe ich etwas andres, sehe darunter ein neues Bild. Ich starre auf die Linien und fühle, wie langsam, gleich einem Schneefall, die große Antwort über meine ewigen Fragen fällt und sie schweigen macht für immer.

Es ist das Bild einer toten Wölfin. Doch im Leibe des Tieres liegt zusammengeballt ein menschliches Kind.

Einige Tage später zog ich den Silberbach aufwärts zum Kalkgrund. Als ich um die Mittagsstunde Rast machte und ein wenig eingenickt war, schrak ich empor, weil ein Mensch vor mir stand.

Ah, der Wildjäger! Er war trefflich ausgerüstet und hatte einen ganzen Sack voll Proviant. Auch Schnaps. Er gab mir zu essen und zu trinken.

Wohin ich wolle?

Ich zuckte die Achseln. Nirgendwohin. Es sei mir gleich. Ach ja, ich wolle in die großen Städte hinunter. Ich hatte gerade ein wenig geschlafen, daher war ich noch so dumm. In die großen Städte wolle ich.

Er betrachtete mich eine Weile und fragte dann, ob ich vom Leben in den Wäldern genug hätte.

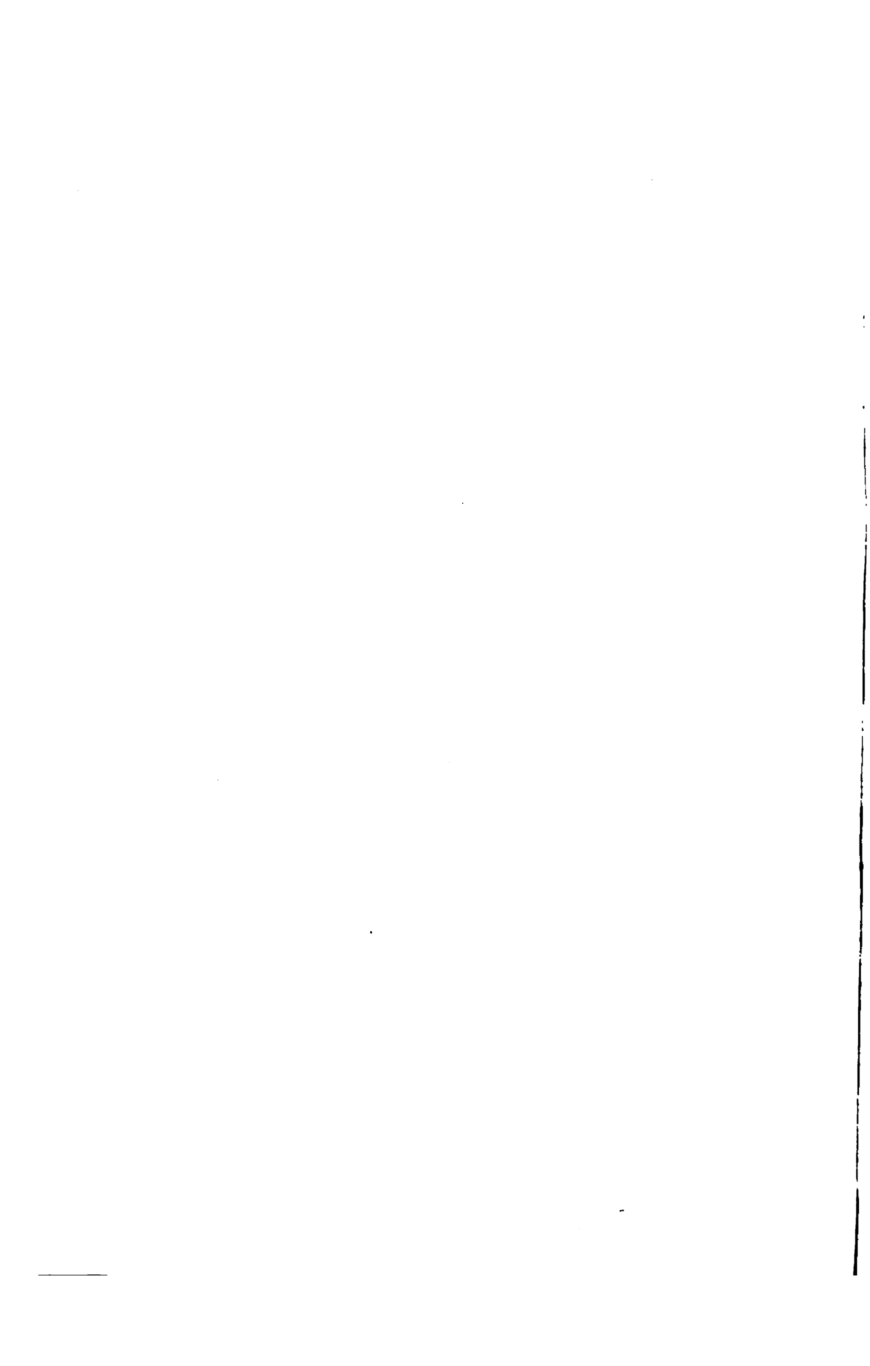
Ich nickte.

Er trat näher, nahm seine Pfeife aus dem Munde und klopfte mir damit wohlwollend auf die Schulter: „Kommt mit in die Kupfergruben zum Canadian River. Es sind reiche Minen aufgebrochen worden. Wir machen

halbpart fürs erste, und später könnt Ihr mir, wenn Ihr Glück habt, das Geborgte zurückgeben."

Ich ging mit und blieb ein Jahr in den Kupferminen. Ich hatte nicht viel Glück, doch wer kann sagen, wann er Glück habe? Was mich betrifft, so hatte ich nie verstanden, etwas damit anzufangen. Es ist wohl auch gleich. Um ganz andrer Dinge willen leben wir, und doch weiß niemand zu sagen, warum wir leben.

Tropische Dämmerung



I

Das Haus, welches seit wenigen Monaten Leander von Corner, weiland Professor an einer deutschen Universität, bewohnte, lag etwas abseits von San Martino und in nächster Nachbarschaft einer Plantage. Rund um das flache, steinerne Gebäude lief eine Holzveranda, weiß angetüncht und schmucklos. Es unterschied sich kaum von den Wohnhäusern, die man für Europäer zu bauen pflegte. Ein solides Gebäude, das den Besonderheiten des Klimas Rechnung trug, nicht ästhetischen Maximen zuliebe errichtet war. Bei Tage hatte man von der Süd- und Westseite der Veranda einen bedeutenden Ausblick in das Tal des Rio Salcajá und gegen den Gebirgszug, der die Hochebene von Quezaltenango mit einigen drohend verschwiegenen Vulkanen westlich begrenzte.

Inzwischen ist es Nacht geworden, etwa um die zehnte oder elfte Stunde. Die erfrischenden Winde haben den heißen Stein gekühlt und wohl auch veranlaßt, daß Professor von Corner seiner Gattin Maria, die leicht im Liegestuhl schlummerte, ein dünnes Wollplaid um den schmalen Körper legte, darauf sich erhob und leise vor die Veranda ging, wo ein unförmlicher Holzblock am Boden lag. Er nimmt auf ihm Platz, schlägt die Beine übereinander und raucht. Der Rauch seiner kurzen Pfeife wird einen Augenblick von der Glut des Tabaks beleuchtet, ehe der Wind ihn zerteilt. Corner sieht ihm nach und verliert den Blick

im ungeheuren Geschmeide des klaren Nachthimmels. Er sucht die Sternbilder zu enträtseln, erinnert sich wohl auch an diesen oder jenen Namen, empfindet indessen die Belanglosigkeit jeder Namengebung angesichts der Pracht dieser glühenden Zeichen so stark, daß er über die Wissenschaft lächelt, welche Geheimnisse erkennen will, indem sie ihre Erscheinungen gliedert. Trotzdem wünschte er den Namen jenes smaragdenen Sterns zu wissen, der über dem Gipfel des Vulkans Santa Maria funkelt. Ein helles, eisfarbenes Leuchten, bald klar und stark, bald von den Dampfwolken des rauchenden Kraters verschluckt.

Er dreht sich zur Seite, wo drei Männer bei einer Windlaterne unter der Veranda sitzen und Karten spielen.

„Doktor Hureman, wissen Sie, wie der grüne Stern heißt, dort über der Kuppe von Santa Maria?"

Doktor Hureman, ein Riese mit rotem Gesicht und dicken Brillengläsern, blickt einen Moment schräg auf.

„Nein," antwortet er und wirft klatschend eine Karte auf den Tisch.

Missionar Gutknecht, den Rücken Leander v. Corner zugewandt, sagt ohne sich umzudrehen mit seinem hohlen Baß: „Es wird das Kreuz sein."

Der dritte am Tisch, ein kleiner glatzköpfiger Greis mit dichtem Vollbart, lacht vor sich hin. Er streicht ein Zündholz an der Holzplatte an, entzündet paffend seine erloschene Zigarre und ruft Corner zu: „Spielen Sie mit, Professor, und lassen Sie die Sterne. Helfen Sie dem Pastor. Liegt in den letzten Zügen, der junge Mann."

Corner antwortet nicht, hat sich aber erhoben und einige Schritte in die Nacht hinausgemacht. Er geht auf und ab, beide Hände in den Taschen seines gelben Tropenanzugs.

Wieder fällt sein Blick auf den Stern, doch er hängt nicht mehr dem Namen nach, scheint an Ferneres zu denken. Sein Auge bekommt einen starren Ausdruck, weil das Lid sich nicht mehr bewegt.

Vom Hause her schallen die gedämpften Laute der Karten, die auf den Tisch fallen oder gemischt und verteilt werden. Das Windlicht brennt ruhig, es taucht die dunklen Gesichter der Männer in bronzene Tinten. Der Schein wirft ihre unförmigen Schatten an die weißgetünchte Wand.

Corner fällt unvermittelt ein Bild ein. Ist es ein Bild oder hat er dies Bild einmal auf einer deutschen Bühne gesehen? Die kartenspielenden Männer in der indigofarbenen tropischen Nacht, ihre harten Züge vom Rot der Laterne beleuchtet, ihre unruhigen Schatten gespenstig über die Wandfläche zuckend? Zu ihren Häupten das niedere Dach des Hauses und darüber der Sternenhimmel?

Wo habe ich das schon einmal gesehen? fragt er sich. Ich kann mich nicht erinnern, und doch habe ich dies Bild und kein andres schon vor vielen Jahren erblickt. Huremans funkelnde Brille auf der fleischigen Nase, seine kurzstachligen Schnurrhaare, seine unförmigen, leicht vorgebeugten Schultern. Und O'Kellys Glatze, O'Kellys weißen Rundbart, wie Meeresschaum an den roten Wangen klebend. Und Gutknechts Komödiantenprofil mit der niederen Stirn, mit den weißen Haaren und der edlen Nase. Seit Wochen setzen sie sich abends, wenn der Passat seine Flügel rauschen läßt, zum Tarockspiel nieder. In nichts unterscheidet sich ein Tag darin vom andern. Bisweilen geschieht es, daß ich mitspiele und einige Pesos verliere. Bisweilen aber sitze ich wie heute vor dem Hause und rauche, und

Maria liegt im europäischen Liegestuhl. Ein Schimmer des Laternenlichts streift ihre Schulter oder ihr Haar. Ich erhebe mich, gehe zwischen den jungen Bromelien auf und ab. Mitunter treibt der Wind vom Krater ein ganz fernes Donnern her, gleichsam als führe unendlich weit auf deutscher Landstraße ein Lastwagen. Dann sehe ich zu den Männern hinüber, die gleichmütig ihrem Spiele obliegen. Und das Licht der Laterne taucht ihr Gesicht in bronzene Tinten.

Corner ging gemächlich auf die Gruppe zu, blieb am Tisch stehen und schaute Gutknecht in die Karten. Ohne aufzusehen schob ihm der Plantagenbesitzer O'Kelly einen Schemel hin. Er wollte sich setzen, da rief seine Frau nach ihm.

Corner ging zu ihr. Doktor Hureman schickte ihm einen schiefen Blick über den Brillenrand nach. Dann warf er mit theatralischer Gebärde ein Aß aus.

„Ha, ha, ha," lachte O'Kelly diabolisch.

Doktor Hureman hielt die Hand noch einen Augenblick in der Luft und blinzelte in schiefer Kopfhaltung auf die Karte nieder, weil der Rauch seiner Zigarre ihn in die Augen biß.

„Nun?" hob Missionar Gutknecht den Kopf zum lachenden Manne hinüber.

„Gemacht!" rief der Ire und warf seine Karte. Doktor Hureman schob Geld ab. Seine Züge blieben unverändert.

Unterdessen hatte Corner auf dem Wege zu seiner Frau einen Aufenthalt erfahren. Aus der offenen Tür trat ein altes Weib, dessen behaartes Antlitz in der ungewissen Beleuchtung fast schwarz aussah. Mercedes, die alte Mercedes, ein Zambo, deren hundertjährige indianische Mutter noch in Jésus de Santa Maria lebte.

Sie hob, als sie Corners ansichtig wurde, die verwitterte Hand und fragte mit tiefer Stimme, ob die Herrin auch heute die Milch zu trinken wünsche.

Corner, der ihr Slang schlecht verstand, beugte den Nacken und wollte den Satz wiederholt wissen.

Ob die Herrin auch heute die Milch —

Gewiß. Selbstredend. Warum sie frage?

Die Greisin hob den Kopf und legte die linke Hand leicht gekrümmt an die Wange: „Corrunas Kuh ist besessen vom Herrn Teufel," röchelte sie.

Corner schüttelte den Kopf. Unsinn. Wieso besessen?

Die Alte schwatzte: „Hat sich losgerissen, ist in die Reisfelder gelaufen. Als Pueblo sie fangen wollte, hat sie wie Jaguar geschrien. Zwei Männer haben sie in Stall geschleppt. Vor der Krippe hat sie mehrmals gerülpst. Wie oft, wisse sie, Mercedes, nicht, Pueblo habe gezählt. Es wäre gut," flüsterte die Dienerin mit etwas scheuem Blick auf Missionar Gutknechts breiten Rücken, „es wäre gut, einen Medizinmann oder den ehrenwerten Herrn selbst zur Besessenen zu bringen, nicht aber ihre Milch zu trinken."

Corner lächelte: „Der Teufel sitzt nicht in der Milch, Mercedes."

„Der Teufel kann alles, Señor," antwortete sie.

„Ist die Milch gekocht?"

„Ja."

„Es ist gut. Laß sie stehen." Er ging. Mercedes verschwand im Hause.

Leander v. Corner trat neben den Liegestuhl. In der Dunkelheit unterschied er kaum die Umrisse der kleinen Gestalt und ihrer vertrauten Züge.

„Riecfst du mich?"

„Du hättest nicht zu kommen brauchen. Wie spät mag es sein?"

Corner trat in den Lichtschein zurück und zog die Uhr.

„Bald elf. Du hast geschlafen?"

„Nein. Ein wenig geträumt. Zwischen den Lidern das Flimmern der Sterne belauscht. Es war, als ob sie sich nicht beobachtet fühlten und nun geschwind zu seltsamem Spiel ineinander tanzten. Wunderbare Dinge gingen dort vor sich, und der Santa Maria brummte dazu. Was wollte Mercedes von dir?"

„Nichts von Belang. Die Kuh, deren Milch du trinkst, hat im Stalle mehrere Male aufgestoßen. Sie meint, der Teufel habe sich in ihr angesiedelt."

Maria v. Corner lachte leis.

„Spielst du noch?" fragte sie.

„Nein. Man schlägt die Zeit besser tot, wenn man dem Tanz der Sterne zusieht."

„Geht das auf mich?"

Er schüttelte den Kopf. „Im Gegenteil. Auf mich. Ich las die unbekannte Schrift am Himmel, ohne sie zu verstehen. Die Sterne trügen nicht ... Wo kommt das gleich vor?"

„Ich weiß nicht."

„Die Sterne trügen nicht. Oder: die Sterne lügen nicht. Irgendwo bei Schiller. Mit dieser Einfachheit wird nur bei ihm die Welt zerlegt."

„‚... doch dies ist wider Sternenlauf und Schicksal' heißt es weiter."

„Aha. Also die Ausnahme. Es gibt keine Ausnahme im Weltall."

Maria antwortete nicht darauf. Eine kleine Zeit ver-

ging, in der nur das Rauschen des Nachtwinds und die spärlichen Worte der drei Männer am Kartentisch vernehmbar waren.

„Du hast dich gesorgt?" fragte sie.

„Nicht mehr als sonst."

„Ich fühle mich täglich besser."

Er schwieg.

„Du hast fünfzehn Jahre lang deine Studenten Kant und Hegel durchdenken gelehrt und den Geist damit vollauf beschäftigt. Nun sind die alten Philosophen drüben geblieben, dein Geist ist beschäftigungslos, da sucht er sich Arbeit, und wenn's auch nur eine Art Sandschaufeln ist. Hab ich recht, Leander?"

Er streichelte sie leicht über das glatte dunkle Haar. Seine Finger fühlten, wie ihr Haupt der Berührung sanft nachgab.

Die Kartenspieler hatten ihren Tisch verlassen und kamen, um Abschied zu nehmen. Der kleine O'Kelly wälzte seine vierschrötige Gestalt auf das Pferd, welches sein Diener vors Haus geführt hatte. Bald hörte man den Hufschlag auf dem trockenen Boden verhallen.

Doktor Hureman und Missionar Gutknecht blieben noch wenige Augenblicke auf der Veranda und sprachen mit Maria.

Der Arzt bemerkte, daß ihre Schultern nicht genügend vom Plaid bedeckt waren, und riet ihr mehr Vorsicht an. Man dürfe den Herbst im Hochland nicht unterschätzen, weil tagsüber die Sonne einem auf den Pelz brenne. Frau v. Corner möge einmal die Temperatur dicht über der Erde messen. Kaum über Null. Nicht selten gäb's Frost. Tropische Eisbahn, jawohl.

Maria lachte. Corner hüllte sie fester ein.

„Wir werden bald Hagel bekommen," sagte Gutknecht und kratzte mit dem Taschenmesser seinen Pfeifenkopf aus.

Corner machte ein ungläubiges Gesicht.

„Ja, ja," beharrte der Missionar, „ich fühl's in den Knochen. Ich fühl's in den Knochen, und der Santa Maria prophezeit's auch."

„Warum?"

„Sehen Sie, wie nah er ist. Wie er raucht. Wer ihn, wie ich, ein Menschenalter lang kennt, dem macht er nichts mehr vor. Nichts mehr macht der dem was vor, ganz gewiß."

„Haben Sie die Eruption im Jahre 1902 erlebt?" fragte Corner.

Gutknecht nickte und entzündete die Pfeife. Er sagte nichts. Alle vier schwiegen.

An der Schwelle des Hauses erschien die alte Mercedes. Sie trug einen Topf ohne Deckel in beiden Händen, sah den Professor bedeutungsvoll an und hielt ihm den Topf unter die Augen.

Corner fuhr zurück und blickte erschreckt auf seine Frau, die aber in der Dunkelheit nichts bemerkt zu haben schien.

„Nun?" fragte Maria, „wo ist meine Milch, Mercedes?"

„In Milch sitzt Teufel," antwortete die Greisin, starrte aber immer noch Corner ins Gesicht. Der winkte ihr, wieder ins Haus zu gehen. Maria berichtete dem Missionar von der besessenen Kuh und was sie im Stalle Ungeheuerliches getrieben.

Corner benutzte diesen Augenblick, um der Dienerin ins Haus zu folgen und Doktor Hureman ein Zeichen zu geben, daß er mitkommen möge. Mercedes hatte ihren

Topf auf die Platte des Eßtisches gestellt. Er war am inneren Rande ganz mit Fett ausgestrichen. Auf seinem Boden lag, zusammengeringelt, eine dunkelbraune Schlange mit bläulicher Rückenzeichnung.

Woher die Schlange komme? herrschte Corner Mercedes an. Doktor Hureman hatte den roten Kopf über das ruhig daliegende Tier gebeugt und rückte an seiner Brille.

Die Alte zitterte und berichtete unter vielen Wiederholungen und Unklarheiten, daß sie das Tier im Waschverschlag unterm Fenster gefunden habe, wohin sie sich begeben, um ein Messer zu holen.

„Im Topf?" fragte Doktor Hureman.

„Ja im Topf. Ganz eben in diesem Topfe."

„Lüge," sagte der Arzt. „Der Topf ist mit Schmiere ausgestrichen. Das hat man getan, damit das Vieh nicht entweicht. Das Fett enthält Cerein, ein Substrat aus dem Safte gewisser Orgelkakteen, von Indianern gelegentlich zur Betäubung dieser Bestien gebraucht. Der Geruch schläfert sie ein. Woher hast du die Schlange?"

Die Alte schwur bei der Dreieinigkeit, sowie einer beträchtlichen Anzahl von Heiligen, daß sie den Topf von niemandem erhalten habe. Sie sei dem Topf überraschend im Verschlage begegnet. Doch wenn es an ihr sei, ein Wort zu wagen, so bitte sie, den Herrn Missionar herbeizurufen und das Haus von Geistern zu reinigen.

„Kennen Sie die Schlange?"

„Nein," antwortete Doktor Hureman. „Es gibt wenig Schlangen im Hochland, in dieser Gegend sind sie eine Seltenheit. Jemand, der Sie warnen will, hat den Topf ins Haus gestellt. Gieß kochendes Wasser hinein und verschwinde!" befahl er Mercedes.

„Warnen?“ fragte Corner.

„Nicht unmöglich. Mercedes' Mutter gehört den Tzutuhilen an. Man findet hier uralte Praktiken. Eine Schlange ins Haus stellen bedeutet etwas.“

„Was?“

Doktor Hureman drehte sich zur Tür. „Das weiß ich nicht,“ sagte er kurz. Er zog die Uhr. „Es ist spät geworden. Gehn wir!“ wandte er sich zu Gutknecht.

„Ja, gehn wir,“ sagte der Missionar, indem er sich erhob. „Meine Reverenz, Señora.“ Er verbeugte sich schülerhaft tief vor ihr.

Die Männer entzündeten ihre Laternen und machten sich auf den Weg.

Maria stand aus ihrem Liegestuhl auf, nahm das Plaid über den Arm und lächelte Corner zu, der auf der Veranda lehnte und den beiden nachschaute.

Das Schlafzimmer, ein nicht eben hoher, aber luftiger und großer Raum, erleuchtete eine Petroleumlampe von altmodischem Gepräge. Die Gardinen waren heruntergelassen. Eine große und wundersame Stille umgab das Haus, nur vom leichten Wehen des Nachtwinds erfüllt. Die Atmosphäre trug etwas vom Atem der Berge herüber, jenen erfrischenden Duft von Kräutern und Schnee, den verfeinerte Organe wohl von dem durchsonnten des Tages zu unterscheiden wissen.

Maria v. Corner entkleidete sich ohne Hast, langsam wie jemand, der müde ist, den indessen nichts treibt, sich frühzeitig ins Bett zu legen, weil es gleichgültig ist, um welche Stunde er sich erhebt.

Im rötlichen Schein der Lampe hatte ihre Haut den

zarten Ton bemalter Elfenbeinstatuetten. Weiß, doch nicht krankhaft blutleer, sondern leicht gerötet von einer Sonne, die sie tagsüber ins Blut gesogen. Ihre Schultern waren glatt und frauenhaft, nur ein wenig angehoben, was den ohnehin kurzen Nacken unschön verkleinerte. Aber die Rundung der Arme war vollkommen und ihr zaghaftes Gesicht von einer hingebungsvollen Süße. Am reizendsten erschien der Mund, dessen Winkel tief und launig in das Blaßbraun der Wangen geschnitten waren.

Leander v. Corner hatte seine Frau eine Zeitlang betrachtet; dann ging sein Blick an ihr vorbei ins Leere. Sie spürte es, trat zu ihm und strich wortlos fragend über sein Gesicht.

Er schüttelte den Kopf, lächelte und führte sie zu ihrem Lager. Sie setzte sich, strich Strümpfe und Schuhe ab, sah ihn aber währenddessen aufmerksam an. Plötzlich stellte sie beide Füße entschlossen auf den Teppich, strich das Hemd über die Knie und sagte nahezu ärgerlich: „Jetzt sag, was du hast."

Corner lächelte.

„Nein, du hast was. Ich spüre es doch."

„Nichts, Maria. Oder meinethalben nur eine Erinnerung."

„Was für eine Erinnerung?"

Statt zu antworten, faßte er vorsichtig ihre Beine, hob sie aufs Bett und deckte Maria zu. Einen Augenblick blieb er stehen, dann erzählte er über sie hinweg in die Wand hinein: „Als du dich auszogst und ich sah, wie du das Hemd zu Boden fallen ließest, stand plötzlich die Stunde bei Geheimrat Romney vor meinen Augen. Ich hatte die ganzen Monate nicht mehr an ihn und jenen Besuch ge-

dacht. Nun sah ich eben sein großes bärtiges Gesicht durch das schwarze Hörrohr mit deinem Rücken verbunden. Er klopfte, horchte, horchte, klopfte. Du atmetest, immer müder wurdest du. Auf deiner Stirn standen kleine Schweißtropfen, und deine Augen waren blaß geworden vor lauter Schwäche. Wie deutlich das alles vor mir liegt. Damals erblickte ich deinen Körper zum erstenmal im Leben nur als Körper. Verstehst du? Sonst sah ich das Ganze, trennte nicht dich von deinem Bilde. Nun ahnte ich zum erstenmal, daß dein Wesen nur gefangen war in einer Hülle, deren Dauer begrenzt, deren Stärke gering sein mußte, geringer als deine Seele oder deine Liebe, die nicht unter irdischer Bedingnis stehen. Ich fragte mich, ob das Grauenvolle, welches wir Tod nennen und dem wir stündlich entgegenschreiten, nichts weiter als eine körperliche Angelegenheit ist und es am Ende möglich wäre, falls man es nur verstünde, dieses unsterbliche und nicht alternde, noch welkende seelische Teil des Menschen auch übers Grab hinaus sichtbar oder spürbar zu machen."

Maria lag gerade ausgestreckt unter ihrer Decke. Die grauen tiefen Augen hingen an Corners Gesicht. Halblaut fragte sie: „Für wen spürbar?"

„Für den Überlebenden."

Sie schwieg und blinzelte in die Lampe.

Corner stand vor seinem Bettrand und schien weiter zu grübeln. Plötzlich erschrak er und legte mit einer gewissen Heftigkeit die Kleider ab. Dann sagte er unsicher: „Ich hab' das damals nur so gedacht, weil ich um dein Leben fürchtete."

Maria schlug die Augen wieder auf. „Ach," sprach sie, „das sind doch gar nicht rätselhafte Dinge."

Corner sagte nichts.

„Und wenn ich einmal sterben sollte —"

Er blieb stehen, sah sie aber nicht an. Da sie indessen den Satz nicht beendete, ging er zum Schrank und hängte seine Kleider hinein, tat auch sonst dies und jenes, was ihn in Anspruch zu nehmen schien.

„Fürchtest du dich vor meinem Tod?" fragte sie.

„Ich fürchte mich vor der Leere, die um mich sein wird."

Wieder breitete eine lange Stille ihre Fittiche aus. Corner löschte die Lampe und legte sich nieder.

„Es wird keine Leere um dich sein, Leander. Ich glaube, daß es gar keine Leere gibt. Beweisen kann ich's nicht. Ich fühle es nur. Doch ich fühle auch, daß du dich fürchtest. Mit der Furcht zieht der Mensch die Schatten herbei, vor denen er sich verhüllt, las ich einmal. Ich bitte dich, Liebster, zu glauben, daß ich täglich gesünder und", leise setzte sie es hinzu, „täglich glücklicher werde."

Corner beugte sich über sie. Er tastete im Dunkeln nach ihrem Gesicht und küßte es. Ihre kleinen Hände kamen ihm entgegen und umschlangen fest die seinen.

„Sieh, du hast alles für mich getan, was in eines Menschen Macht liegt. Du hast Arbeit und Einfluß aufgegeben und bist ins Hochland mit mir gezogen, weil sie sagten, daß ich hier gesund werden müsse. Nun sollst du ruhig sein und fühlen, wie ruhig ich selber bin. Mir ist, als erneuerte sich in uns etwas, von dem wir vorher nichts wußten, weil es uns selbstverständlich geworden war. Doch erst wenn wir's im Bewußtsein tragen, ist es wirklich vorhanden."

Er hielt noch immer ihre Rechte umspannt. Ihre Gedanken fingen an, wortlos in ihn hinüberzufließen. Er nickte: „Die heilige Gemeinschaft."

„Ja," sagte sie und legte ihr Gesicht auf seine Hand. Er spürte den Druck ihrer Lippen in sein Blut treten. Doch es wallte nicht auf, sondern erhellte sich nur, als wäre Licht in sein dunkles Geäder geronnen.

„Mir ist," sagte Maria, „mir ist in diesen ruhigen Wochen, als sähe ich die Welt von einem neuen und sehr hohen Punkte aus. Es gibt Stunden, in denen ich gewiß bin, daß eine herrliche Ordnung und große Gerechtigkeit in ihr herrscht."

Corner stieß ein unhörbares Lachen durch die Nase.

„Du verstehst mich wohl nicht," fuhr ihre Stimme fort. „Nicht nur die Welt meine ich, welche wir sehen, sondern auch die größere, welche wir nicht sehen. Nein, erklären kann ich es dir nicht. Mir ist etwa so, als bestünde ich schon von Ewigkeit her und werde in Ewigkeit bestehen. Dies Leben aber ist ein kurzes Aufblitzen."

Darauf sagte Corner nichts. Er blickte in die Finsternis, die sie umgab, und sah ihre Augen im bläulichen Schimmer ihn anstarren.

Eine kleine Zeit lagen sie noch still nebeneinander, dann wünschten sie sich gute Nacht.

Maria schlief rasch ein. Die ruhige Bewegung ihres Atems an seiner Seite war wie das Auf- und Abwogen eines Ährenfeldes in der Julinacht. Er wollte noch viel denken, viel feststellen, klären und deuten, doch die Worte hafteten träg am müden Körper, formten sich zu lächerlichen oder grotesken Gebilden und führten ihn schließlich, obwohl er ihrer Verführung eine Weile widerstand, sanft ins Labyrinth des Schlafs.

Derweil ging der Wind ums Haus und hielt Zwiesprache mit dem Frieden, der wie ein silberner Vogel auf dem

Dache saß. Die alte Mercedes lag in ihrer Kammer und ruhte aus von den Erregungen des Tages. Der Tag hatte manches Üble gebracht und ward nicht ohne Sorge beendet. Doch das gewohnte Gebet hatte über die Dinge den kühlenden Tau des Vertrauens gehaucht und sie quälender Bedenken enthoben. Auf ihrer verwelkten und wertlosen Brust glimmte indessen in heimlichem Feuer ein Fetisch, der aus indianischer Urwelt her den verbotenen Schutz der alten Götter in seinem morschen Holze bewahrte. Aus ihm blühten wie aus zauberischem Keim ferne Pflanzungen, in die niemals der Blick eines Fremden gedrungen. In mythischer Einsamkeit brausten die Gewitter der Regenzeit über ein gewaltiges Land. Die feuchte Luft der tropischen Wälder dampfte um sie im Farbfeuer ringelnder Lianenblüten. Über Moos und Wurzelwerk und Blätter, seit Jahrtausenden ineinander verschlungen, flog der unhörbare Schritt nackter Männer. Wie Geister tauchten sie aus dem heiligen Boden und versanken in seine Tiefe, funkelnden Auges wie Raubtiere. In der Glut des bewegungslosen Mittags aber ringelte sich am Sand eines Stromes die kleine braune Schlange mit blauen Zeichen, versunken in den süßen Schlaf der Welt, noch eins mit Göttern, Tieren und Bäumen. Und sie, die junge Mercedes, beugte sich vor ihr. Die blauen Zeichen aber hießen ‚uché chi tatonica', ein sinnloses Wort, das tiefe Bedeutung in seinem Klange barg. ‚Du bist nicht anders,' ein furchtbarer, heiliger und lächerlicher Ruf, das Geheimnis alles Hasses und aller Liebe.

Corner erwachte mit einem Ruck.

Was gab es? War etwas geschehen? Hatte er nur geträumt? Was war geschehen? Was hatte er geträumt?

Doch nicht einmal an den Traum konnte er sich erinnern. Dabei schien es ihm, als ob ein überraschender Lärm ihn erschreckt habe. Er richtete sich auf und horchte ins Dunkel. Nichts. Es war alles, wie vordem. Der Passat wehte, die Nacht lag stumm überm Hochland.

Beunruhigt beugte er sich über Marias Gesicht. Sie atmete. Ruhig atmete sie, in tiefem Schlummer. Nein, dies war es nicht. Doch was? Und woher sein vollkommenes Wachsein? Denn er war wirklich ganz wach, frisch, ohne Schlaf in den Augen.

Er legte wieder den Kopf ins Kissen und starrte in die Finsternis. Die Zeit stand bewegungslos. Der Wind wehte. Das war, als ob die Erde leicht wie ein Ballon durch den Äther flog. Und um sie rauschte der Raum. Die Zeit stand, die Zeit ging, Ewigkeiten oder Zucken einer Sekunde, es unterschied sich nichts mehr voneinander.

Indessen war die Unruhe, welche ihn aus dem Schlaf geschleudert, nicht zerflossen. Sie hockte im Winkel des Zimmers und behielt ihn im Auge. Ein beklemmender Druck legte schwere Gewichte auf seine Brust. Er stand auf, ging zum Fenster und zog die Rollgardinen empor.

Der frische Hauch dieser kühlenden Nacht quoll herein. Es tat gut, ihn langsam einzuatmen. Und es tat gut, den Blick ins Meer der Gestirne zu tauchen, obwohl es ein wenig ängstigend war. Der Druck wich, doch die Sterne sogen sich an ihm fest. Er spürte deutlich Kräfte herüber und hinüber gehen, und obwohl er am Fenster stand und voll irdischer Beschwernis am Boden haftete, schien es ihm gleichsam, als flöge er inmitten der Ungeheuerlichkeit des Alls dahin. Er nahm seine Mathematik zu Hilfe und erinnerte sich der Begrenztheit des Sonnensystems, sagte

sich, daß ein meßbarer Raum, ja selbst eine Zahl, die aus Lichtjahren zusammengesetzt wäre, immer noch endlich und begrifflich sei und nicht zur Schwärmerei verpflichtete. Doch da war etwas in ihm, das dieser Beweisführung hartnäckig widerstand. Und über ein kleines, als er sich immer tiefer in seine glühende Sprache versenkte, erschien ihm auch der Sternenraum nur als Symbol für etwas, das sich hinter ihm verbarg. Nicht die Welt der Gestirne gebiert die Angst, sondern das Geheimnis, welches sie verbirgt. Und wie heißt dieses Geheimnis? Das Geheimnis heißt der Tod. Es ist der Tod und ist gleichzeitig das Leben. Leben und Tod sind zwei Seiten desselben Geheimnisses.

Die Frage, ob es auf andern Gestirnen auch lebendige Wesen gäbe, erschien ihm flach und belanglos. Doch was dieses ist: „lebendige Wesen" und was dieses ist: „nicht mehr lebendige Wesen", das war die tiefste aller Fragen, und sie bedurfte der Lösung. Denn wenn sie tot ist, wen soll ich noch lieben, da ich doch meine Liebe nicht erwürgen oder ersticken kann? So grübelte er und antwortete: ich muß das Bild lieben, das mir von ihr geblieben. Aber Liebe ist lebendige Kraft, die ihren empfangenden Pol sucht. Sie ist Saat in ein Erdreich. Wenn sie nun um ein Bild der Vergangenheit kreist, ist sie nicht sinnlos vertan? Wenn Liebe nicht lebendig wirken kann, sondern wie eine Ätherwelle ins Leere verströmt, ist sie dann nicht unnütz? Wie aber kann Liebe unnütz sein? Wissen wir nicht vielmehr, ob es auch die wenigsten glauben wollen, daß alle Sehnsucht nach Glückseligkeit nur eine Sehnsucht nach ewiger Liebe ist? Alle wollen lieben, sie wissen es nur nicht. Aus menschlicher Liebe wird der Mensch geboren, und vielleicht ist es Gottes Liebe, die ihn wieder zurückruft. Gewiß

aber ist, daß sie tief im verborgenen wirkt und allein die Verbindung mit dem Reich des Zeit- und Raumlosen erschafft, also daß ein Mensch, der sie nie gefunden, auch den Weg in dieses Reich nie finden wird. Wenn nun das Leben erlischt und der Körper verfällt und der Geist ins große Unbewußtsein Gottes aufgelöst wird, sollte sie da nicht ebenfalls aufgelöst und in ein seliges Nichts zerblasen werden? Wäre dies nicht sinnlos, so sinnlos wie es wäre, wenn meine Liebe gleich einem Blinden in der Finsternis des Raumes irrte, wertlos, zwecklos, ziellos? Nichts geht verloren in der Welt, also wird auch sie nicht verloren gehen. Meine Liebe wird verbunden sein mit Marias Liebe, und Marias Liebe wird mit der meinen verbunden sein, und es wird ein Strom von ihr zu mir und einer von mir zu ihr gehen, sie werden sich durchdringen und mein Bewußtsein erhellen, bis ich sehe, ob sie auch jenseits des Grabes lebt und wie sie lebt.

In diesem Augenblick hörte Leander v. Corner, daß seine Frau im Traum sprach. Gespannt hielt er den Atem an, doch er konnte ihre Worte nicht verstehen. Es widerstrebte ihm, zu ihr hinzugehen und zu lauschen, obwohl er sicher war, daß von ihren Lippen der Purpur erhabener Deutung fiel. Vielmehr wurde er sich mit leichtem Schrecken seiner Phantasie, die er unter dem Sternendach sich selber vorgetragen, bewußt. Er erinnerte sich Marias Worte, daß man mit der Angst vor den Schatten erst die Schatten herbeizöge, und wünschte im Dunstkreis dieses klugen Aberglaubens seine Gedanken zurückrufen zu können. Und glitt erneut, nur von andrer Seite, in die Furcht vor ihrem Tode hinein.

Als er den Kreislauf sah, in dem er herumgeirrt, über-

kam ihn herbe Übermüdung. Der Geist entspannte sich im trübseligen Dämmer einer Erkenntnis, gegen die nur Schlaf half. Er faßte nach der Gardinenschnur, um wieder den Vorhang vors Fenster gleiten zu lassen, hielt aber leicht erschreckt ein.

Ein Geräusch, draußen auf der Veranda.

Er beugte sich hinaus. Jetzt konnte er Schritte hören, die anhielten, dann zagend ansetzten und sich entfernten. Bald war nur noch die Stille der Nacht und das Raunen des Windes da.

Gleichwohl tickte die alte Unruhe wieder in ihm. Zweifellos eine törichte, eine alberne Unruhe, denn die Möglichkeit, daß irgend jemand am Hause vorbeistrich, barg noch nichts Beängstigendes in sich. Auch nördlich befanden sich Pflanzungen. Es mochte ein indianischer Arbeiter sein, der noch vor dem Morgengrauen auf die Felder ging. Wie sich doch heute alles eigensinnig auf einen und denselben Punkt bezog.

Er zwang seine Gedanken zur Ruhe und fühlte langsam mit den tiefen Atemzügen den guten Rhythmus des Schlafes in sein Blut treten.

Derweil wurden die Sterne blasser, gegen den östlichen Horizont wuchs das Leuchten eines Kegels, der eine gläserne Helligkeit ausströmte. Das Zodiakallicht ging geisterhaft über der nächtlichen Landschaft auf.

2

Leander v. Corner und seine Frau standen auf dem Marktplatz von San Martino. Obwohl es noch früh war, strahlte die Sonne schon große Wärme aus; der helle Glanz über allen Dingen blendete die Augen.

Das Gemeinde- oder Rathaus, ein weißgestrichenes Gebäude mit der üblichen Veranda, hatte auf seine Flaggenstange die Landesfahne gezogen. Irgend ein Staatsbeamter war aus dem Tiefland heraufgekommen, um zu kontrollieren oder zu schelten. Deswegen gab es auch mehr Unruhe als gemeinhin auf dem Platze. Man stand, sprach, schrie, guckte und bot Waren feil.

Maria mutete dies alles fremd, fast traumhaft an. Ihr Verstand wußte, daß sie in Guatemala und zwar im Hochland von Quezaltenango in einem Dorfe am Ufer des Rio Salcajá sich befand, doch ihr Gefühl sträubte sich dagegen. Dieses beharrliche, vertrauten Erinnerungen der Heimat zugeneigte Gefühl wollte der Gegenwart ihr Recht nehmen, wirklich zu sein. Die Vergangenheit schien ihr wirklich, die Gegenwart unwahrscheinlich. Ein weißer, durchsichtiger Schleier breitete sich über ihr Denken aus. Es ermüdete sie, dem Wege nachzugehen, der sie von Deutschland hierher geführt. Alles war viel zu schnell gegangen, um es gleichzeitig zu erleben. Es wurde nötig, dieses Erlebnis Teil für Teil nachträglich durchzumachen. Sie unternahm es pflichtschuldig, bemerkte indessen mit Staunen, daß sie

auf ihrer Rekapitulation noch nicht in San Martino angelangt war.

Im Westen hob sich mit breitem Schwunge aus der dunstigen Gebirgsmasse der Vulkan Santa Maria. Ruhig wölkte er weißen Rauch in den blaßblauen Himmel. Leander zeigte ihr einen Punkt, den er als jungen Krater bezeichnete. Doch sie dachte daran, daß sein gewaltiges Massiv weit ins Flachland hinein grüße, und daß man von seiner Kuppe vielleicht das Meer sehen könne.

Als sie es ihrem Manne sagte, lachte er sie aus und nannte Zahlen und Entfernungen, mit denen sich für sie nur unklare Begriffe von Größe verknüpften. Guatemala sah auf der Karte recht unbedeutend aus und schien in Wahrheit ein großes Reich zu sein. Indessen berührte sie dies alles, Kraterbildungen, Staukegel und Kilometerzahlen wenig. Es gehörte für sie in das Gebiet der Geschichtszahlen, mit denen sie auch keinerlei Erlebnis verband, und die sie nur auswendig gelernt hatte, um sie aufzusagen.

Ein andres waren schon die fremden Gesichter ringsum, diese braunen, roten, blauhaarigen, adlernasigen Menschen, deren Bewegungen sie anfänglich erschreckt hatten, weil sie hinter jedem geduckt-leisen Schritt eine unlautere Absicht vermutete. Allmählich wuchs ihr Blick tiefer in die Züge der Eingeborenen. Sie verstand es, den Mischling vom Reinblütigen zu unterscheiden und die Art der Verbindungen mit annähernder Richtigkeit zu bestimmen. Dabei wurde sie gewahr, daß hier wie überall in der Welt das reine, ungemischte Blut verschwand, wenn nicht schon verschwunden war, daß allenthalben der Mestize regierte und dem Reinblütigen, wo er sichtbar wurde, auch schon

die untrüglichen Anzeichen der Degeneration anhafteten. Eine unheimliche und in ihren Folgen unbestimmbare Wandlung griff Platz. Wer die Weltgeschichte bisher als Rassengeschichte angesehen hatte, mußte auf überraschende, aus der Vergangenheit nicht vorzudeutende Entwicklungen gefaßt sein. Wer die Trennung und Reinhaltung der Stämme predigte, stemmte sich gegen eine Lawine, spielte eine rührende und lächerliche Rolle zugleich. Die großen Völkerbegegnungen der Zukunft würden sich zwischen Gelb und Weiß, nicht mehr zwischen Hell und Dunkel, Blond und Brünett abspielen.

Über diese Dinge hatte Leander ihr gelegentlich in seiner unaufdringlich dozierenden Art kleine Vorträge gehalten. Sie hafteten, weil sie vom Gegenständlichen und Gegenwärtigen ausgingen, und fielen ihr ein, wenn sie, wie in diesem Augenblick, einen schmächtigen Mongolen mit einem großen, aufgerichteten Weißen sprechen sah.

Schon machte ihr Mann sie auf die Gruppe aufmerksam. Den Weißen, der mit dem Rücken zu ihnen stand, erkannte sie, als er sich über einen unsichtbaren Gegenstand bückte, den der Mongole in der Hand hielt. Es war Missionar Gutknecht.

Sie traten hinzu. Gutknecht bemerkte sie, grüßte und schien aufgeregt zu sein. Der Mongole entfernte sich auf einige Schritte und blieb dann in bescheidener Haltung stehen. Der Missionar indessen war ganz von jenem wunderbaren Dinge in Anspruch genommen, das er, vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, den beiden vorwies. Auf einer sauber geschnittenen Platte von Palmenholz war ein Schmetterling befestigt. Ein herrliches Geschöpf, an sieben Zoll groß, scharlachrot mit leuch-

tend violettem Rand und schwarzen, eindrucksvollen Zeichen an den oberen Flügelenden.

Gutknecht, der kein Auge von diesem schimmernden Schaustück ließ, erklärte, daß sie in ihm ein ungemein seltenes Exemplar sähen, das er jedenfalls in dieser kapitalen Erscheinung noch nicht besitze. Der Schmetterling gehöre zur Eunikaart, sei indessen bedeutend größer, stelle möglicherweise sogar eine selbständige Spezies dar. Er könne ihn noch nicht eins-zwei-drei bestimmen, zu Hause wolle er ihn einmal unter die Lupe nehmen.

„Bemerken Sie," wandte er sich an Maria, welche mit kindlich-neugierigem Ausdruck diese tropische Schönheit beäugte, „bemerken Sie die geschwänzten Hinterflügel, die breiten saphirfarbenen Fortsätze, die eleganten Anhängsel, die graziöse Linie der langen Fühler. Ich will Ihnen sagen, daß man diesen Schmetterling, das heißt, nicht ihn allein, sondern alle ihm verwandten Gebilde, die jene schwarzen Zeichen tragen, ‚Geist des Verstorbenen' nennt. Was sagen Sie dazu? Sie können hie und da bei alteingesessenen Indianerstämmen diese Bezeichnung finden. Also ist der Glaube, wonach in einem Schmetterling sich die Seele des Toten verkörpert, keineswegs nur eine antike Anschauung, sondern auch auf diesem Kontinent gewachsen. Schließen Sie ruhig daraus, daß es mit andern Glaubenssätzen ebenso stehen mag. Das Schönste, was ein Volk erfunden hat, ist, wenn man genau hinsieht, in leicht veränderter Form Gemeingut aller."

Maria hatte das Gefühl, heute stark Belehrungen ausgesetzt zu sein, fühlte aber Interesse genug, um die Frage zu stellen, ob diese Ansicht auch für den christlichen Glauben Geltung habe. Nachdem sie gefragt hatte,

wurde sie rot. Sie fürchtete, der Missionar könnte verletzt sein.

Gutknecht bejahte bereitwillig. Ja, auch für das Christentum gelte dies. Unbedingt auch für das Christentum. Die großen Religionsstifter seien verschiedene Söhne eines Vaters. Alle Religionen nur Variationen auf dasselbe Thema. Lächelnd, als wolle er noch etwas sagen, was sich indessen schwer ausdrücken lasse, blickte er zum Mongolen hinüber.

„Man hört wohl selten einen Missionar so sprechen," warf Corner ein.

„Ich bin kein Missionar mehr," gab Gutknecht lakonisch zurück.

Eine Pause entstand, in der Maria sich wieder den Schmetterling ansah, obwohl er sie nicht mehr übermäßig interessierte. Doch was sollte sie sagen. Man wurde hier so müde. Es gab viel zu schauen, und wie in Museen wußte man damit nichts anzufangen. Alles war grell und voller Licht. Am schönsten mußte es sein, im Schatten zu liegen und die Augen zu schließen.

Gutknecht sah immer noch zum Mongolen hinüber, der unbeweglich abseits stand. Seine hellblauen Augen bekamen einen starren Ausdruck: „Im Schlamm aller Religionen liegt die mystische Angst. Aus dieser Angst entstehen die Wunder bei den einen, Sehnsucht und Ahnung bei den andern, das Dogma bei den dritten. Das Dogma ist der künstliche Schutz vor der Angst. Aber lassen wir das. Interessiert keinen. Wie?"

Niemand hatte etwas erwidert.

„Hunger, Liebe und Angst," fuhr Gutknecht fort und fixierte immer noch den Gelben. „Man kann den Hunger

verachten, die Liebe überwinden, die Angst bleibt. Sie erhebt sich riesenhaft und beherrscht den ganzen Menschen. Yutoktu weiß das auch."

„Wer?" fragte Maria.

„Der Mongole. Er nennt sich Yutoktu. Wollen Sie ihn kennenlernen?" Und ehe noch Corner geantwortet hatte, rief er ihn herbei. Lautlos war der Fremde herzugetreten. Er verbeugte sich vor ihnen. „Freunde von mir," sagte Gutknecht kurz. „Sage mir doch, glaubst du, daß in diesem Schmetterling der Geist eines Verstorbenen gelebt hat?"

Der Mongole zeigte eine Reihe mißfarbener Zähne. Schwieg.

„Natürlich Unsinn. Aber wo stecken die Toten?"

Der Mongole lächelte und antwortete nicht.

Corner war es nicht behaglich. Maria betrachtete angelegentlich den Schmetterling. „Zu welcher Sorte gehört er?" fragte sie den Missionar.

Gutknecht verstand nicht gleich. „Ach so. Eunika. Ich muß es erst feststellen."

Eine Leere entstand.

„Yutoktu hat den Schmetterling nachts gefangen. Es ist ein Tagschmetterling, doch er hat seine Geheimnisse, mit denen er zur Nachtzeit diese Tiere fängt. Er hat auch andre Geheimnisse. Er kennt den Schlamm, von dem ich sprach."

Corner sah das graugelbe, mit vielen feinen Runzeln bedeckte Gesicht des Mongolen aufmerksamer an. „Heute nacht", sagte er, „hörte ich Schritte dicht an meinem Hause. Es mag schon gegen Morgen gewesen sein. Waren Sie das?"

Gutknecht fiel jovial lächelnd ein: „Natürlich war er das. Wer sonst? Heute morgen, sagten Sie, Corner?

Haben Sie das Zodiakal gesehen? Das ist Mondwechsel. Es ändert sich etwas, ich fühl's in allen Knochen. Also eine Cunikaart. Übrigens keine Sorte. Sie sprachen vorhin von Sorten. Haha. Sorten gibt's bei Zigarren. Bei Tieren spricht man von Gattungen, Arten. Von einer Spezies."

Schon wieder eine Belehrung, dachte Maria.

Corner sah nach dem Himmel. Die Glut wuchs. Der Tag legte ein schmerzhaftes Geleucht über die helle Landschaft.

Er verabschiedete sich und entschuldigte sein Fortgehen mit Marias Leiden.

Gutknecht hatte nicht falsch prophezeit. Die Witterung veränderte ihr Gesicht. Überraschende Winde fegten von den Bergen, brachten Hagelschauer mit. Dann ballte sich langsam Gewölk südwestlich auf. Der Kopf des Santa Maria verschwand in dichten Nebeln. Die Sonne zeigte strahlend weiße Ränder, Gewitter polterten übers Hochland.

Leander v. Corner saß mit seiner Frau auf der Veranda im Schutz vor dem Winde. Der Regen floß aus tief hängenden Wolken. Doch nicht stark und heftig strömte er auf die fruchtbare, zitternde Vegetation, sondern gleichmäßig einfach, ganz als ob ein riesiger Zerstäuber in den Wolken sitze und blase. Die großen Agaven und Miritipalmen vor dem Hause bebten leicht, sie schienen zu atmen. Die erfrischende Atmosphäre war von köstlichem Wohlgeruch erfüllt.

Maria, in eine Decke gehüllt, schaute unlustig dem plätschernden Treiben draußen zu. Mißlaunig fragte sie, ob dieser Regen ein halbes Jahr andauern werde.

Corner wußte sie zu beruhigen. Es regne in der Regenzeit ebenso wenig anhaltend, wie es im Winter der ge-

mäßigten Zonen anhaltend schneie. Die Vormittage pflegten in dieser Gegend meist sonnig und heiter zu sein, die Temperatur sänke höchstens um ein geringes. Nachmittags und nachts gingen dann die Gewitter nieder. Doch es kämen selbst hier ganz regenlose Tage vor. Die Regenzeit könne nur mißachten, wer sie nicht kenne. In ihr lebe die tropische Vegetation auf wie im nordischen Mai. Die Frische teile sich aller Kreatur mit, der belebende Hauch der feuchten Luft erfrische Mensch, Tier und Pflanze.

Maria erwiderte darauf nichts. Der ruhige Ton dieser Erklärung reizte sie. Obwohl alles in Ordnung war und Leander wahrscheinlich recht hatte, man sich über die Regenzeit also unbedingt freuen mußte, wenn man nicht unverständig sein wollte, schwieg sie verstockt. Ich bin verstockt, sagte sie zu sich selbst, das ist dumm. Macht nichts. Es ist mein Recht, ich kann nicht immer ah und oh sagen. Ich kann nicht alles bewundern, als hätte ich dafür eine teure Eintrittskarte bezahlt.

Corner fragte, ob sie fröre.

„Aber nein, keine Spur."

Er schien dagegen in aufgeräumter Stimmung. Seine Pfeife schmeckte ihm, er hatte Bleistift und Notizblock geholt und machte Berechnungen. Von Zeit zu Zeit nickte er zufrieden, stieß Laute wie „hm" oder „ach" aus.

Maria schielte hinüber. „Was rechnest du denn da?" fragte sie mit gerunzelter Stirn.

„Ich habe eben ausgerechnet: der Aufenthalt hier kommt uns in der Tat so billig, daß wir sogar in einem Jahr den ganzen Umzug einschließlich Reise und Ankauf des Grundstücks amortisiert haben werden. Das wäre in Arosa nie möglich gewesen."

„Arosa —!“ sagte Maria mit unbestimmter Miene. Zweifellos, sie wollte verstockt sein.

„Wärst du lieber dort?“ fragte er.

„Ach Gott, nein.“

„Wir befinden uns noch hundert Meter höher. Die Temperatur ist viel gleichmäßiger, die Sonnenbestrahlung intensiver, die Wirkung stärker, weil überhaupt mehr Sonne scheint.“

„Du brauchst San Martino nicht zu verteidigen. Ich habe es gar nicht angegriffen.“

Corner sah seine Frau an. Sie war blaß und müde. Die Jugend schien verschwunden. Der erste Staub des Alters lag auf ihren erstarrten Zügen.

Er stand auf, ging rauchend auf und ab.

Der Wind hatte nachgelassen, nur der Regen rann mit maschinenhafter Gleichmäßigkeit. Ostwärts schien sich ein neues Gewitter aufzutürmen.

Er blieb stehen, starrte in den Garten hinaus. Dieser Garten, er verdiente kaum den Namen. Ein verwildertes, unordentliches Stück Pflanzung. Drüben lag hügelweit bis zum Rio Salcajá hinunter O'Kellys Plantage. Dahinter Kulturen. Bis heran zum Gebirge langweilige Maiskulturen. Der breite Rücken des Cerro Quemado schlief und ließ sich beregnen. Und was weiter? Nichts. Das Leben war's. Er fröstelte, spürte Unruhe aus tiefen Winkeln seines Ich steigen. Ein Gefühl, das er noch nicht gekannt, meldete sich: der Wille, diese Ruhe zu zerbrechen, etwas Unerwartetes, vielleicht Wildes und Grausames zu tun.

Plötzlich fiel ihm der Mongole ein.

Er sah das gelbe, zerknüllte Gesicht ganz scharf, deutlich, in unmittelbarer Nähe. Ein Gedanke trat auf den

Plan. Er verscheuchte ihn. Der Gedanke drängte heftiger. Er gab nach.

Corner sagte, er wolle zu Gutknecht hinuntergehen. In einer Stunde wäre er wieder da.

Maria bat um den Revolver.

Corner stutzte: wozu den Revolver?

„Ich bin ruhiger, wenn er neben mir liegt."

„Soll ich hier bleiben? Möchtest du nicht allein sein?"

„Doch. Geh, bitte. Es hat nichts zu sagen."

Zögernd legte er die Waffe neben sie auf den geflochtenen Stuhl.

„Fürchtest du etwas? Man ist hier friedlich. Denke, du lägst vor einem Chalet im Tessin; ich sei ins Dorf hinuntergegangen, um eine Literflasche roten Barbera zu holen."

Sie lächelte ihm zu. Doch als er gegangen, wurde ihr Auge starr. Ihr Blick hing sich an zwei Opuntien fest, ohne sie zu sehen, denn zwischen sie und die zwei Opuntien schob sich ein undurchsichtiger Schatten. Er drang vereisend ins Blut, Angst und Sehnsucht krallten sich in ihrer Brust fest. Ein Strom von Tränen überspülte das Gesicht. Sie weinte, wie sie seit Monaten nicht geweint hatte. Geschüttelt von Schluchzen, zerrissen von wortlosem Jammer, hin und her geworfen in aufbegehrender Schwachheit, fast erstickend im Gefühl rettungslosen Gefangenseins. Gab es denn keinen Weg zurück? Keine Möglichkeit, die Heimat wiederzusehen? Selbst wenn es ihr Tod sein sollte, lieber dort sterben, gleich nach der Ankunft sterben, als in diesem leuchtenden, wilden Lande leben, aus dessen Erde der Dunst einer unbekannten, geheimnisvollen Vergangenheit stieg, von der sie nichts wußte, mit der sie nichts gemein hatte. Sie warf sich hin und her, drückte das nasse Tuch

immer wieder an die Wangen, atmete wie eine Ertrinkende, stöhnte und unterdrückte schamhaft die Laute des Jammers, die ihr die Kehle zupreßten. Die Schwüle um sie wurde unerträglicher, die Glut im Kopfe stieg, eine Lust zu schreien fiel sie an, so laut zu schreien, daß der Ruf ihrer Not übers Hochland, über den Ozean bis in ihre Vaterstadt dränge, wo ein Bruder wohnte, der eine kleine Pappfabrik leitete. Es mußte möglich sein, daß er sie hörte, herüber kam und sie aus diesem erhabenen Gefängnis befreite, selbst gegen den Willen ihres Mannes, dessen Liebe wie ein Alp sich ihr aufs Herz legte. Was, Leben! Welches Leben? Nützte dieses Leben? Liegen, spazieren gehen, lesen, schlafen, bis der Tod sie erlöste. O Tod, lieber Tod, rief sie laut und mit flehender Gebärde, komm zu mir, brich die Stäbe dieses Kerkers, führe mich noch einmal an die grüne Neckarwiese, wo ich als Kind mit Peter gespielt! Sie erschrak nicht über ihre Stimme, deren Lautstärke ihr unbekannt geworden war, sondern weil sie etwas wie Befreiung aus diesem Ruf quellen fühlte. Schreien, ja, das war gut. Sie verließ die Veranda, lief in den Regen, rüttelte an einer jungen Palme, daß eine Flut von Tropfen sich über sie ergoß und schrie: Komm, komm, ko—omm, ich halte es nicht — mehr — aus —!!

Eine plötzliche Ermattung befiel sie mit bitterem Lächeln. Sie lehnte sich kopfschüttelnd an den Stamm. Der Atem flog. Noch einmal überstürzte sie eine Welle verzweifelter Wut, und in dieser Verzweiflung wollte sie mit dem Kopf gegen das Gemäuer eines uralten, vermorschten Tempelrestes rennen, um Blut zu sehen, um Schmerz zu fühlen, um zu wissen, daß es sich noch zu leben lohnte. Sie hatte die Arme ausgebreitet, die Hände in die Luft ge-

krallt — da fiel ihr Auge auf ein altes Weib, das mit der wissenden Ruhe eines stummen Tiers hinter einem Hausvorsprung vorlugte. Nicht wie ein Zuschauer, neugierig oder voll platter Gier nach Erregung, sondern brennenden Auges, gleichsam als habe sie diese Szene erfunden und geleitet, als kenne sie genau dieses Gesicht, als wisse sie um Grund und Sinn des Ganzen.

In Maria floß glühende Beschämung. Ihre Wut, sekundenlang gegen die alte Mercedes gerichtet, war in kurzem Angstschrei explodiert. Sie ging leicht taumelnd die Stufen zur Veranda hinauf und ließ sich auf dem Stuhl nieder. Erhob sich gleich wieder, weil sie auf dem Revolver saß. Nahm ihn in die zitternde Hand, betrachtete ihn, entsicherte ihn, starrte ihn an und erhob ihn wie zum Spaß gegen einen verwilderten Bananenbaum, dessen große blanke Blätter im Regen träge schaukelten. Doch ehe sie abdrückte, wovor sie übrigens bis zum letzten Augenblick eine unbestimmte Furcht gehabt hatte, sah sie die Gestalt ihres Mannes hinter dem Baum auftauchen.

Sie legt den Revolver auf den Stuhl. Zitternd und noch in allen Gliedern schwach, will sie sich zu einem Lächeln zwingen, als die Erscheinung im Garten sie zu beunruhigen beginnt.

Es ist nicht ihr Mann, der im Garten geht, es ist der Mongole. Er gleitet lautlos am Baum vorüber, bleibt stehen und blickt sich um, als ob er sich orientieren wolle. Nun trifft sie sein Auge, er nickt und winkt ihr zu.

Maria bewegt sich nicht.

Der Mongole schaut zu Boden, lächelt, dreht sich um und verschwindet.

Was wollte er? Sie streicht erregt die feuchten Haare

aus der Stirn und fühlt ein fernes Grauen sie betasten. Legt sich in ihren Stuhl und breitet mechanisch die Decke über den Körper. Die Ermattung ist groß.

Draußen hat sich nichts verändert. Der Regen raschelt, die Blätter der seltsamen, unbekannten, sich mit erschreckenden Gebärden zuwinkenden Gewächse glänzen vor triefender Nässe. Das Gewitter ist südwestlich abgezogen und donnert fern überm See von Atitlan. Im Hause ist es so still, daß sie die Uhr im Speisezimmer ticken hört.

Darüber sickert eine bewegungslose Zeit hin. Schweigen tropft von den Bäumen.

Leander v. Corner steht plötzlich vor ihr. Sie hat ihn nicht gehört. Er ist von der andern Seite gekommen.

„Nun? Geschlafen?"

Sie schüttelt den Kopf.

Corner beginnt sofort zu erzählen. Nimmt derweil den Revolver vom Stuhl, steckt ihn in die Brusttasche und setzt sich.

Maria unterbricht: „Er ist entsichert."

„Entsichert?" Er holt ihn heraus und drückt die Sicherung vor. „Warum?"

Maria schweigt.

Corner sieht geradeaus. „War jemand da?" fragt er gleichgültig.

„Nein, es ist niemand dagewesen."

„Niemand. Das heißt, du hast geschlafen."

„Ich habe nicht geschlafen."

Corner erhebt sich und geht auf und ab. Er ist angeregt, ein wenig nervös. Etwas beschäftigt ihn. Augenscheinlich möchte er davon sprechen, weiß aber nicht, wie beginnen. Er fühlt die Abwehr seiner Frau. Ruft Mercedes.

Die Alte kommt.

„Ist niemand hiergewesen?"

„Ein fremder Mann ging durch den Garten," antwortet sie ergeben.

Maria fährt auf: „Hast du ihn auch gesehen?"

Mercedes verbeugt sich. Jawohl, sie habe ihn gesehen.

Corner ist voller Spannung. „Wie sah er aus, nun?"

„Ein gelber Mann, ein Chinamann," gesteht sie mit gedämpfter Stimme. Sie glaubt vor einem Geheimnis zu stehen und beugt den Kopf vor.

„Ausgezeichnet. Es ist gut, du kannst gehen. Und du hast Yutoktu nicht gesehen?" wendet er sich abermals an seine Frau. Mercedes geht enttäuscht.

Maria nickt: „Ja, ich auch."

„Warum sagtest du das nicht vorhin?"

Sie zögert ein wenig, blickt immer geradeaus in den Garten, wo die großen blanken Bananenblätter unter der Nässe zittern.

„Ich dachte, ich hätte geträumt."

„Eine Halluzination, dachtest du?"

„Ja, eine Halluzination."

„Nein, es war keine Halluzination." Er stellt sich vor sie hin. „Weißt du, was es war?"

Sie blickt unruhig hoch.

„Eine Realvision. Du verstehst mich nicht. Eine Realvision beruht auf einer wirklichen Erscheinung, nicht etwa auf einer eingebildeten. Du hast den Mongolen gesehen und hast ihn nicht gesehen. Denn während du ihn sahst, lag er zwischen mir und Gutknecht auf einer Matte. Du sahst seinen ‚Astralleib'."

Maria sagt kein Wort. Sie starrt zu Boden.

„Hast du dich aufgeregt?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Nein, es war ja auch nichts zum Aufregen. Du mußtest, als du ihn sahst, denken, Yutoktu habe mich besuchen wollen, und sei bescheiden fortgegangen, da er mich nicht auf der Veranda fand. Hab' ich recht?"

Maria schweigt.

„Oder hast du dich am Ende doch aufgeregt?"

„Er winkte mir, nickte mit dem Kopf und ging," antwortet sie leise.

„Er winkte —?"

„Ja."

„So?"

Corner dreht sich zum Garten. Nach einer stummen Pause fragt er in anderm Ton: „Wo sahst du ihn?"

Maria schüttelt den Kopf, die Augen auf das Plaid geheftet.

„Was hast du? Möchtest du es mir nicht sagen?"

„Hinter dem Bananenbaum," gibt sie gequält zurück. „Vor der Ruine."

„Ich glaube doch, daß es dich aufgeregt hat. Ich konnte das nicht ahnen. Vergib mir. Sieh, ich habe —. Es war ein Experiment, wenn du willst. Übrigens sehe ich jetzt ein, daß es ein törichtes Experiment war, wahrscheinlich hätte ich es mit Rücksicht auf deinen Zustand unterlassen sollen. Immerhin —"

Maria sagt kein Wort. Sie liegt ruhig und blaß in ihrem Stuhl und schaut zu Boden.

Corner geht wieder nervös auf und ab. „Ich weiß nicht, was es mit dieser Luft für eine Bewandtnis hat. Ich drücke mich falsch aus. Nicht die Luft ist es, etwas andres, ein

feinerer Stoff ist um mich, der durch die Poren in mich eindringt, mich erregt, meine Sinne auf Dinge richtet, die ich bisher nicht sah. Vielleicht, weil ich nichts tue, nicht am Schreibtisch sitze, arbeite, forsche, doziere. Gut, aber ich kann nicht arbeiten. Ich meine, im europäischen Sinne ‚arbeiten'. Du mußt das verstehen, Maria. Ehe ich wieder ‚arbeiten' kann wie zuhause, wird noch eine lange Zeit vergehen, vielleicht wird es nie mehr möglich sein. Dennoch vermisse ich es nicht, ich fühle nicht etwa, daß ich faul, träge oder willenlos geworden bin, o nein. Europäisch arbeiten kann ich nicht, doch es arbeitet in mir darum nicht weniger. Es wäre mir wertvoll, wenn ich mich verständlich machte ..."

Maria sieht geradeaus. Als er abbricht, blickt sie hoch. Ihr Auge ist dunkel, bedeckt von einem Schleier. Sie erwidert nichts.

„Siehst du," fährt Corner fort, „übrigens entschuldige, wenn ich dich langweile. Wie?"

„Sprich doch weiter."

„Siehst du, es ist tatsächlich so, daß ich wie eine Getreideart oder wie eine Rebe, die du vom Rhein hierher verpflanzt hast, und die hier nicht nur Wurzel schlägt, sondern sich auch vollkommen verändert, daß ich mich genau so wie sie verändere. Ich sehe in dieser Veränderung ein Zeichen von Gesundheit. Akklimatisation ist immer ein Zeichen von Gesundheit und Heimweh stets ein Zeichen von Schwäche. Also ich habe kein Heimweh, ich bin entschlossen, diesen Fleck Erde uns zur Heimat zu machen, mehr als das, ich bin entschlossen, selbst hier Wurzel zu schlagen, seelisch, geistig. Ich bin nicht nur entschlossen dazu, sondern es geschieht ganz von selbst. Philosophie

interessiert mich nicht mehr, ich spüre, daß ich sie hier nicht brauchen kann, daß alles, was ich drüben brauchte, hier seinen Wert verliert. Daß es gilt, aus dieser Atmosphäre herauszudenken, zu leben, Vorstellungen zu schaffen. Falls ich also nur europäisch denke, bin ich verloren, ich muß tropisch denken. Es muß etwas von dem Geiste der alten Kulturen, auf deren Boden wir stehen, dieser uralten Mysterien, die hier die Geister beherrscht haben, die nicht aus Büchern, sondern aus den Vulkanen, Schluchten, Wasserfällen, Sonnengluten und Regengüssen dieses geheimnisvollen Landes entstanden, von diesem alten Geiste muß etwas in mich übergehen. Gelingt mir das, weiß ich, daß wir hier glücklich sein werden."

Er schweigt, scheint indessen noch weiter zu denken.

Maria sagt leise: „Du sprichst immer von dir. Ich sterbe indessen vor Sehnsucht."

Corner blickt erschreckt auf: „Was sagst du?"

„Ich sterbe vor Sehnsucht. Laß mich zurück, Leander."

Er sieht in ihre Augen. Ihre Worte sind klanglos gegen den Schrei in ihren Augen.

„Mein Gott," sagt er, „ich wußte das nicht."

„Nein?" lächelt sie. „Wirklich nicht? Dabei liebst du mich doch und hast mich immer geliebt, sonst hättest du doch nie die große Reise gemacht. So lebt man nun zusammen und lebt ganz fern voneinander. Wie fern werden wir erst sein, wenn ich tot bin."

Seine Augen werden starr. Er weiß nichts zu sagen. Kein Wort. Stumm setzt er sich auf den Stuhl und blickt zu Boden. — Auch Maria sagt nichts mehr. Es ist still um sie, die Dämmerung weht durch den Garten. Die fernen Gebirge werden violett.

Nebenan deckt Mercedes den Abendtisch.

„Ach Lieber, so gräm dich doch nicht. Ich glaube, ich habe dir weh getan. Vergib mir schon. Du kennst ja die Sehnsucht nicht."

Er antwortet: „Nein, diese Sehnsucht kenne ich nicht."

„Eine andre?"

Er nickt. „Ja. Eine andre. Und wenn du denkst, ich liebte dich nicht genug ... Diese Sehnsucht, von der ich spreche, die ist nur aus der Liebe zu dir entstanden. Du denkst an jenes Land, aus dem wir aufbrachen. Ich denke an ein Land, in das wir aufbrechen werden. Und immer nur an dies, daß wir uns nicht mehr zu trennen brauchen."

Maria lächelt wortlos. Sie hören die leisen Schritte der alten Frau, die den Tisch deckt. Glas klirrt an Porzellan.

Die Dämmerung nimmt schnell zu. Hinter dem Hügel röten sich die Wolken im Widerschein der versunkenen Sonne. Die Farben verglühen rasch, Schatten quellen aus dem Tal.

„Du meinst, daß ich bald sterben muß?"

„Wie kommst du gerade darauf; nein, nein."

Maria blickt geradeaus.

„Gewiß, einmal wirst auch du sterben, vielleicht vor mir und dann —"

Weil er den Gedanken abbricht, sieht sie ihn mit ihren tiefen, ernsten Augen an. Fragt aber nicht.

„Dann will ich wissen, wo du bist."

„Ach Gott. Du Kind."

„Ich *will* wissen, wo du bist," beharrt er eigensinnig, fast böse.

Maria steht auf und nimmt ihre Decke über den Arm.

Auch Corner erhebt sich. Sie sieht ihm ins Gesicht. „Bei dir," sagt sie und küßt ihn.

Er wendet sich stumm ab. Sie geht ins Zimmer.

Nach einer Weile ruft sie ihn zum Nachtmahl. Draußen ist der Tag versunken und im leisen Rauschen des Regens der Abend eingekehrt. Die Berge sind nicht mehr sichtbar. Doch das Gewölk beginnt sich zu zerteilen.

3

Leander von Corner entzündete die Hängelampe im Eßzimmer. Das ruhige Licht umhüllte die einfachen Möbel mit rötlichem Schein. Auf dem Tisch standen in einer Meißener Vase duftende Lianenblüten. Ihre erregten Farben beugten sich unruhig über den Rand des schneeigen Porzellans. Mercedes kam ab und zu, brachte eine Schüssel oder trug Teller fort.

„Dein deutscher Milchbrei," sagte Corner und lächelte ihr zu.

„Drum hänge ich so an ihm," antwortete sie.

Stille.

„Ja," begann Corner das Gespräch, „die Kühe degenerieren meist in den Tropen, geben keine Milch mehr oder sehr wenig Milch. Wir haben Glück, daß auf diesem Fleck Erde europäische Bedingungen herrschen."

Maria nickte.

„Überhaupt," fuhr er fort, schien indessen nicht eigentlich genau zu wissen, was er sagen wollte, denn der Satz ließ lange auf sich warten. „Überhaupt —. Die Regenzeit hier stellt uns nicht wie im Tiefland wochenlang unter eine Dusche. Und zur Zeit des Sonnentiefstandes, nein, halt einmal, des Sonnenhochstandes natürlich, zur Zeit des Sonnenhochstandes, also im Sommer, vertrocknen wir nicht wie Dörrobst, sondern bekommen immer wieder ein paar Tropfen auf die Zunge."

Er hatte vielleicht erwartet, daß Maria darüber ein wenig lachen werde. Jedenfalls sah er sie munter an. Doch sie schien kaum bei der Sache zu sein. Schließlich lachte sie doch etwas. Reichte ihm den Wein und sagte: „Nimm noch ein paar Tropfen auf deine Zunge."

Corner war bereitwillig erheitert. Er griff zur strohumflochtenen Flasche und ließ bedächtig die ölige goldgelbe Flüssigkeit ins Glas rinnen. „Ein Extrakt aus tropischer Sonne und kalifornischem Edeltraubensaft. Versteh, man hat vor fünfzig Jahren diesen Stock am Südhang angesiedelt, er entwickelte sich vorzüglich, ist vom Kalifornier aber leicht zu unterscheiden. Dieser hier ist vergleichsweise süßer. Wenn du willst, kannst du sagen, daß er an einen abgelagerten Hautes-Sauternes erinnert."

Maria fand das bemerkenswert.

„Doktor Hureman versteht etwas davon. Er kann dir gut nähere Aufschlüsse über Traubenkulturen geben. Das Kapitel ist interessanter, als man glaubt. Es gehört eigentlich in die Rassenpsychologie als Anhang aus der Botanik."

„So?"

„Ja. Doktor Huremans Freund, irgend ein Weinbergbesitzer dort unten, kreuzt zum Beispiel Stöcke. Das ist seine Spezialität, wie meine Spezialität Kant oder der Kritizismus mit Einschluß der Neukantianer gewesen ist. Also seine Spezialität ist Kreuzen. Er reist in der ganzen Welt herum, holt sich Reben, verfrachtet sie hierher, was notabene mit großer Sachkenntnis und vieler Vorsicht geschehen muß, und siedelt sie hier an oder kreuzt sie mit irgend einer andern Spezies (ich weiß nicht, ob man hier Spezies sagt. Gutknecht würde das genau wissen). Und

sieht nun zu, was herauskommt. Und weißt du, was herauskommt?"

„Nein."

„Soviel ich von der Sache verstanden habe, immer Überraschungen. Der Laie denkt, das sei so eine simple oder verhältnismäßig simple mathematische Aufgabe, aber es hat mit Mathematik nichts zu tun. Es ist, es gehört ins Gebiet der Psychologie. Botanische Psychologie, botanische Rassenkunde. Ja, so ist das."

Maria nickte und lächelte.

Doktor Hureman würde ihr das genau auseinandersetzen können, meinte Corner.

„Kommt er morgen?" fragte Maria.

„Er kommt eigentlich täglich herauf. Das Wetter macht ihm doch nichts aus. Heute wird er natürlich nicht mehr kommen. Fühlst du dich schlechter?"

Maria schüttelte den Kopf.

Wieder stand Stille im Raum. Die Uhr schlug neun.

„Regnet es noch?" fragte Corner. Stand aber selbst sofort auf und begab sich auf die Veranda.

Draußen war eine schwarze Nacht. Der Regen lag als feuchtes Rieseln in der Luft. Corner vergaß, weshalb er vors Haus gegangen. Er sah sich wieder bei Gutknecht im „Laboratorium" zwischen Schmetterlingskästen, Büchern und Apparaten. Das Zimmer war künstlich verdunkelt, nur eine große Tischlampe brannte. In einem Sessel saß der Mongole. Gutknecht gab ihm Corners Brieftasche. Er hielt sie einen Augenblick vor sich hin, schloß die geschlitzten Augen und nannte leise ihren Inhalt. Corner gab ihm einen Ring, den ihm vor Jahren Maria geschenkt. Der Mongole sagte, von wem er stamme, nannte Jahres-

zahl, Namen des Juweliers, nannte Anlaß des Geschenks und Gespräch zwischen den Eheleuten in jener Stunde. Corner reichte ihm einen Briefbogen, der einige Zeilen mit Marias Handschrift enthielt. Der Mongole warf kaum einen Blick darauf und hub an, von ihr zu erzählen, ihre Krankheit, ihr Leben, ihre Jugend, ihre Kindheit, früheste Dinge, von denen Corner nichts wußte. Gutknecht saß unter der großen Tischlampe und stenographierte eifrig mit. Yutoktu sprach weiter. Corner fühlte Frost und dumpfe Gegenwehr. Er nannte Tag und Stunde ihres Todes, schwieg und sagte, daß er sie später sehen werde, nicht lange nach ihrem Tode. Gutknecht stenographierte. Corner drehte sich um: Wie er das erkläre? „Telepathie," sagte Gutknecht, „nur Telepathie". Die Voraussage des Todes bedürfe freilich kritischer Nachprüfung. Corner wollte gehen. Der Missionar hielt ihn an der Tür auf. „Beunruhigt es Sie?" „Nein," antwortete er und lächelte. „Sie werden", sagte Gutknecht, „durch ihn dem Geheimnis näherkommen." Corner besann sich. „Welchem Geheimnis?" Der Missionar zuckte mit den Achseln. Corner blieb. Man sprach von diesem und jenem, von den Phänomenen der psychischen Wissenschaft. Gutknecht zeigte Bilder der Phantome. Plötzlich fragte er den Mongolen: „Yutoktu, du kannst dich verdoppeln?" Der Gelbe nickte. „Wie willst du es machen?" Wisse er nicht. Gutknecht schlug einen Besuch bei Frau von Corner vor. Er solle vorübergehen und sie grüßen, tun, als ob er den Professor habe besuchen wollen. Corner war einverstanden. Der Mongole versank in Lethargie, die Augen geöffnet. Gutknecht machte auf die starke Veränderung der Pupillen aufmerksam, stach ihn in die Hand und zeigte, daß kein Blut fließe. Nach

einer kleinen Zeit bewegte sich Yutoktu und erzählte, daß er dagewesen sei. Gut. Das war alles.

Aus dem Eßzimmer hörte Corner Marias Stimme. Wie lange er noch draußen bleiben wolle?

Er kehrte in den Kreis der Lampe zurück. Hier war es warm und gut, und Maria lebte.

„Regnet es noch?"

„Ja, es regnet noch."

Er zündete die Pfeife an und begann seinen Rundgang durchs Zimmer. Mercedes räumte den Tisch ab.

„Was hast du mit der Schlange gemacht, die man dir neulich verehrt hatte?"

Die Alte blieb stehen. „Tot," sagte sie, bekreuzigte sich und ging zur Kredenz.

„Was für eine Schlange?" fragte Maria.

„Mercedes hatte eine Schlange geschenkt bekommen. Eine kleine Schlange in einem Topf. Der Doktor war dabei. Er sagte, wie sie sachgemäß zu töten wäre."

Maria schwieg. Auch Mercedes sagte nichts darauf.

Corner setzte sich und blickte in die Lampe.

„Erinnerst du dich noch," begann er, daß du als kleines Mädchen von fünf Jahren auf dem Friedhof deines Geburtsorts standest und einen alten Mann sahst, der eine Grube mit dem Spaten aufstach?"

„Wer hat dir das erzählt?" fragte Maria.

„Erinnerst du dich noch daran?"

Maria antwortete nicht gleich. Sie blickte zu Boden. „Nein," sagte sie leise.

Corner fuhr fort: „Der Mann grub, und du standest mit deiner Puppe dabei. ‚Was gräbst du da?' fragtest du ihn nach einer langen Weile. Der Greis blickte sich um und

sagte, ohne die Arbeit zu unterbrechen: ‚ein Bett für meinen Sohn.‘ Erstaunt fragtest du, ob denn sein Sohn kein andres Bett habe. Der Mann antwortete ‚nein‘. Da sagtest du ‚ich will ihm mein Bett geben. Er soll nicht in der feuchten Erde schlafen. Bei mir kann er schlafen.‘ Der Greis grub weiter und antwortete nicht. Doch nicht lange danach hielt er inne und beugte sich über die Schaufel. Du zupftest ihn am Ärmel. Er drehte sich nicht um. Doch du sahst Tropfen aus seinem alten Gesicht in die Grube fallen, welche er gegraben hatte, das Gesicht sahst du nicht. Da fingst du an zu zittern. Plötzlich schriest du auf, die Puppe fiel dir aus der Hand, und du stürztest fort. Der Alte stand immer noch und sah in die Grube."

„Woher weißt du das, Leander?" flüsterte Maria.

„Erinnerst du dich daran?"

„Ich hatte es seitdem vergessen."

„Erinnerst du dich an den Namen des Alten?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Hieß er vielleicht Paul Lukas?"

Maria sagte nach einer Pause: „Unser Totengräber hieß Lukas. Woher weißt du das alles?"

„Du hast es mir, glaube ich, früher einmal erzählt."

„Nein, ich habe es dir nie erzählt."

Corner schwieg und rauchte.

Es verging eine lange Zeit. Die Uhr tickte.

Maria fragte: „Hat es dir der Mongole gesagt?"

„Ja."

Ein Nachtschmetterling hatte sich ins Zimmer verirrt und stieß unruhig an die Lampenkuppel. Corner erhob sich, um ihn zu fangen. Dabei bemerkte er, daß Maria den blassen Kopf auf die Lehne des Stuhls gelehnt hatte und weinte.

Er streichelte sie und sprach ihr leise zu, doch sie hörte nicht auf zu weinen.

Eine Stunde danach gingen sie zu Bett. Beide Fenster waren geöffnet, die Vorhänge aufgezogen. Der erfrischende Atem dieser Nacht erfüllte den Raum. Die Wolken hatten sich zerteilt, doch das Licht der Sterne war aufgesogen vom milchigen Glanz des Mondes, der hoch überm Gebirge stand.

Maria löschte das Licht und erschrak fast vor der Helligkeit, welche ins Zimmer flutete. Der bleiche Dämmer des voll erblühten Gestirns schien so stark, daß man am Fenster lesen konnte.

Corner zeigte ihr ein Blatt, darauf er schon mit Tinte zwei Zeilen geschrieben hatte. Sie kam auf nackten Sohlen ans Fenster, las und blickte ihn an.

„Kannst du es lesen?"

„Ja," nickte sie.

„Und vergibst du mir?"

Sie sagte nichts, nickte nur. Ihre tiefen Augen sahen ihm ins Gesicht. Ihr Mund war fest geschlossen, scharf ins blasse Fleisch der Wangen geritzt. Die Farbe des Mundes, sonst zu rot, um Gesundheit vorzutäuschen, blieb unsichtbar. Das Mondlicht trank alle Farben auf und schattete das Antlitz in dunkle und helle Flächen um.

So standen sie, sahen einander ins Gesicht und lächelten. In diesem Lächeln war Leid und Wonne eins geworden. Es tat weh und beseligte, es band und löste und führte in die Region neuer Erkenntnis.

Und dann schwiegen sie und sahen in die Nacht hinaus. Das schlafende Haupt des Santa Maria war mit Sternen

gekrönt. Der Vernichter wußte nichts von der Glut, die sein dunkler Leib barg. Er war heilig wie ein schlummerndes Tier, das zerfleischt, weil Gott es so befohlen hat und es keiner andern Stimme folgt als der Gottes.

„Die fremden Sterne haben mich immer geängstigt," sagte Maria. „Ich habe jetzt keine Furcht mehr."

„Jetzt?"

Sie antwortete nicht, sondern schaute nach oben. Ihr Auge war hell und schimmerte im Glanz der großen Lichter, als seien in ihm Funken entzündet.

„Ja," versetzte sie nachdenklich, „jetzt habe ich keine Furcht, weil ich weiß, daß dies nicht der Raum ist, in den wir kommen werden."

„Wohin werden wir kommen?"

„Nicht dorthin. Dort und jenseits dieser Welten sind auch Wesen, die im Raume leben. Sie alle leiden wie wir und sind froh wie wir. Sie alle sterben und gehen ins zweite Reich hinüber."

„Das zweite Reich?" fragte Corner vorsichtig.

Sie nickte. „So nenne ich es. Das eine Reich ist das Sichtbare, Räumliche und Zählbare. Das zweite — das ist das andre, das wir nicht denken können."

„Gutknecht glaubt, daß wir es denken können. Er zeigte mir dicke Folianten einer Wissenschaft, die sich mit der Ergründung dieses Geheimnisses beschäftigt. Sie hat schon viel aufgedeckt, von dem die meisten Menschen nichts wissen."

Maria schüttelte den Kopf.

Er sah sie an.

„Nein," entgegnete sie, immer noch heiter in die Sterne blickend, „nein, diese Wissenschaft ist ganz bestimmt dumm.

Sie wird vielleicht wie Kolumbus irgend ein Amerika entdecken, doch das, was sie entdecken will, das wird sie nicht entdecken. Das geht auch gar nicht. Denn ein Lebendiger kann nicht den Tod denken, sonst würde er sich ja zerstören. Er kann ebensowenig den Tod denken, wie er Gott denken kann. Denn sonst müßte er ja selbst Gott werden. Eine Wissenschaft — ach nein, Liebster. Wie kannst du so etwas glauben? Gerade eine Wissenschaft kann es nicht, und je mehr sie beweist und beweist, umso weiter entfernt sie sich vom Geheimnis."

„Sie hat schon viel bewiesen, Maria. Man ist mit Verstorbenen in Verbindung getreten, und sie haben Ereignisse genannt, die kein Lebender wußte. Man forschte nach und — es stimmte. Sie haben die Zukunft vorausgesagt, und auch das stimmte. Man hat nicht hundert, sondern tausend, nein Tausende, viele Tausende von Protokollen aufgenommen, in denen das Unglaublichste wahr wurde, und beispielsweise zu gleicher Zeit in New York und Zürich zwei einander unbekannte Medien die beiden Teile eines Satzes aussprachen. So manifestierten sich die Toten."

Maria wandte nun wieder ihren Blick ihm zu. Eine kleine Zeit verging, dann fragte sie leise: „Und du glaubst, daß dies die Toten waren?"

„Es ist möglich."

„Nein, es ist nicht möglich. Ich weiß nicht, wer es war, aber nicht die Toten. Nein, Leander, die Toten sprechen nicht so zu den Menschen. Sie schweben nicht wie Schallwellen durch den Raum und lassen sich von den Apparaten eurer Wissenschaft einfangen. Spürst du das nicht, wenn du in jenes Blitzen und Flimmern hineinsiehst? Wie soll ich dir das beweisen, eine Frau, die vom Denken nicht viel

versteht und nur den Spürsinn eines Tieres hat. Beweisen kann ich es dir nicht ..." Und fügte plötzlich entschlossen hinzu: „Doch, ich kann es dir beweisen."

Corner wartete, daß sie sprechen würde. Aber sie schwieg und schaute hinaus.

So verging abermals eine geraume Zeit. Maria legte die Arme um seinen Nacken, sah ihn an und lächelte.

„Wie willst du es beweisen?"

„Heute nicht," sagte sie, „und vielleicht noch lange nicht. Ich habe mich auch dumm ausgedrückt. Ich werde es dir gar nicht beweisen, sondern du. Wenn ich einmal tot bin und du solltest leben, dann wirst du es spüren, was ich heute ganz deutlich spüre: Nur in einer einzigen Form kann ein Toter einem Lebenden ganz nahe sein. Errätst du sie nicht?"

„Nein."

Sie hielt ihn noch umarmt. Jetzt näherte sie ihren Mund dem seinen, küßte ihn langsam mit offenem Blick und sagte: „Liebst du mich?"

Er nickte.

Sie nahm seine Hand und führte sie unter ihr Hemd, wo die kleine schwache Brust das Klopfen des Herzens unter kühler Haut verbarg.

„Hörst du es sprechen?"

„Ja."

„Vielleicht ist es einmal still, doch was hat das zu sagen. Glaubst du, daß eine Liebe nicht mehr vermag als eine Uhr? Auch eine Uhr steht einmal still, aber die Zeit geht weiter."

Er lächelte und preßte sie wortlos an sich. Die zarte Gestalt rührte ihn. Er fühlte ihre irdische Zerbrechlichkeit und

wollte glauben, daß der Leib nur Zelle eines Unsterblichen sei. Ja, er glaubte es, doch auch dieser Glaube tat weh, weil er die tragische Einsicht barg, daß im Irdischen nur Irdisches sich den Sinnen offenbarte. Ich muß das Bewußtsein ihrer Unsterblichkeit mit Unbeweisbarkeit erkaufen.

Er spürte, daß ihre Haut sich fröstelnd zusammenzog, erschrak, führte sie ans Bett und deckte sie zu.

Der Mond lag jetzt wie durchsichtige Seide auf ihrer Decke. Bisweilen aber erlosch sein Licht, weil Gewölk vorüberzog. Dann stürzten die Schatten ins Zimmer, Maria schloß die Augen und hielt fester seine Hand umklammert.

„Frierst du, Maria?"

Sie schaute auf. „Ich wüßte schon, wie ich warm würde," sagte sie heiter.

„In dieser schweren Nacht?"

„Ist sie schwer? Ich finde sie wunderbar leicht. Durchsichtig wie das Mondlicht. Und so kristallen wie ein Gefäß. Ach, du verstehst mich nicht."

Er küßte sie und entkleidete sich mit steigender Erregung. Denn es war Angst in ihm, sie möchten vom Grat in die Tiefe stürzen. Und es war Lust in ihm, den Grat zu betreten, von dem sie schauen und stürzen konnten.

Maria richtete sich auf, zog ihre Beine an sich und umschlang sie mit ihren Armen. Auf die Knie legte sie das runde Kinn, ihre Augen verfolgten ihn, als lauere sie auf etwas.

„Du?" flüsterte sie.

Er blieb stehen.

„Ich weiß etwas."

„Sag."

„Wenn du bei mir sein wirst."

Er wusch sich und fühlte ihre Blicke seinen Nacken betasten.

Als er sich umdrehte, saß sie wie vordem im Bett, nur ihr Hemd lag auf dem Boden.

Er wollte zum Fenster, um die Vorhänge zu schließen und das Licht zu entzünden.

„Laß offen," bat sie. „Bist du eifersüchtig auf den Mond? Er lehnt sich schon an meine Knie. Wie die Sterne funkeln. Diese Nächte sind anders als in Europa. Weißt du, daß Purpur in der Nacht ist? Eine leuchtende Purpurfarbe. Du siehst sie nur nicht, weil du ein Mann bist."

Nun war er bei ihr. Sie lehnte sich an ihn und löste ihre Glieder in süßer Müdigkeit.

„Sag, was du Geheimes weißt," bat er.

Sie hielt die Augen geschlossen. Atmete tief die Nachtluft ein.

„Was weißt du?"

Sie hob den Kopf. „Im Tal singen Indianer. Hörst du die dumpfen Instrumente? In einer Hütte halten zwei Hochzeit. Ein neuer Stern geht auf über der Hütte ... Ach wie ich dich liebe, du Mann. Schmerzbereiter, Beseligender."

Wieder ging Gewölk über den Mond. Doch ihre Augen, an die Nacht gewöhnt, erkannten einander.

„Willst du mein Geheimnis wissen?" hauchte sie.

Er nickte erregt. Immer wunderbarer ward die Tiefe unter ihm. Er sah den Purpur der tropischen Nacht wie Geäder in die Finsternis rieseln.

Sie sprach: „Weißt du, daß unsre Lust nur ein Abbild ist?"

Er legte seine Stirn aufs Kissen.

„Abbild einer andern Lust, die nicht Zeit noch Raum kennt. Wo zwei auf Erden sind, da ist immer Trennung und Trauer. Wo wir drüben eins sein werden, da ist die Ruhe."

Die Nacht schritt vor. Sie lagen wach und sahen die Sterne wandern. Gegen die erste Frühe bedeckte sich das Gebirge mit steigenden Wolken. Ein Wind lief ums Haus und verstummte. Tropfen fielen, und im Entschlafen hörten sie wieder Regen auf die Blätter niederrauschen.

4

Die Tage glitten dahin wie Barken auf ruhigem Flusse. Leander v. Corner fühlte die Macht einer neuen Sphäre, der Schatten wich von ihnen. Sie standen besonnt da, gleich tropischen Gewächsen um die Mittagszeit. Die dunkle Seite der Dinge schien verschwunden. Marias Wille hielt von ihm den Insektenschwarm grübelnder Quälereien, der ihn vordem immer tiefer ins Gestrüpp gejagt hatte. Wie war es nun schön, nicht mehr um Erkenntnis zu ringen, sondern sich jenem lichten Glauben hinzugeben, der aus blühender Stunde Honig sog, der ihr Dasein als großes Geschenk hinnahm und den Gedanken an ihr Sterben als Befleckung des Lebens von sich wies.

Darüber änderten sich nicht Doktor Huremans Visiten. Er verstand es, Hoffnungen zu wecken und Befürchtungen in der Form ruhiger Mahnung auszusprechen. Maria lag viel, sprach über ihr Befinden wenig, über seine Furcht nie mehr. Gutknecht kam mit Büchern, für die Corner zurzeit geringeres Interesse zeigte. Den Mongolen traf er nur einmal gegen Morgen auf dem Felde arbeitend. Sie begrüßten einander, wechselten indessen keine Worte.

Gelegentlich ritt er zu Doktor Huremans Niederlassung nach San Cristobal Totonicapan. Der Arzt lebte wie ein Heide in offenem Konkubinat mit zwei Frauen, einer starken, tierisch-schönen Negerin namens Juana und einer schlanken, vierzehnjährigen Mulattin, die ihm kürzlich

einen Knaben geboren hatte. Beide fürchteten ihn sehr, weil er mit der Peitsche dazwischenschlug, sobald sie sich in den Haaren lagen. Sie zankten sich oft und versuchten einander zu ermorden, versöhnten sich indessen ebenso rasch und tanzten abends zum Schein der Windlichter alte Stammestänze. Dabei trugen sie wilde Masken, sonst so gut wie nichts. Ein alter indianischer Diener schlug die Trommel dazu und zeigte keinerlei Begierde mehr auf das Leben.

O'Kelly, der glatzköpfige Plantagenbesitzer, kam häufig nach Totonicapan und bat den Doktor, er möge die Weiber tanzen lassen. Gut, sagte Doktor Hureman, ließ die Trommel und die Frauen bringen und befahl zu tanzen.

O'Kelly lachte vor sich hin, rieb sich die Hände und trank Sodawasser, das er mit Whisky und Honig seiner Zunge angepaßt hatte.

„Du könntest diese Tänze noch künstlerisch ausgestalten, Doktor," sagte O'Kelly.

„Künstlerisch? Sind sie nicht genug ausgezogen?"

Der Plantagenbesitzer gab das zu, wiewohl — mit Einschränkungen. Apropos, die törichten Masken! Junge Frauen wie diese sollten ihre Gesichter nicht in Kürbisse stecken. Nun gut. Sei's darum. Aber das Künstlerische, der Effekt, der Schuß ins Schwarze, haha, das fehle. Was der Professor dazu sage?

Corner zuckte die Achsel. Er sei mit diesem Urzustand der Menschheit zufrieden.

„Ich auch," fuhr Doktor Hureman fort. „Ich verlange nicht, daß sie französisch reden oder sonst welche Allotria treiben. Sie sollen tanzen, bis mir heiß wird, dazu trinke ich Eiswasser. Basta. Es sind eben Weiber, was verlangst du da für Schüsse ins Schwarze, Ire! Ein Mann schießt

ins Schwarze. Das ist meine Meinung. Wie findest du, daß Chinché die Trommel schlägt?"

„Sehr gut."

„Ja, das versteht er. Sieht gar nicht hin, sondern schlägt, daß es ordentlich brummt. Manchmal singt er dazu. Doch es klingt nicht gut. Ich verstehe nichts von Gesang, mir genügt es. Aber ich glaube nicht, daß er singen kann. Trinken Sie, Professor. Freue mich, daß Sie da sind. Bringen Sie einmal Frau Maria mit, ich schicke einen Wagen. Der Garten wird ihr Spaß machen, sie kann sich Orchideen nehmen, soviel sie will. Schließlich brauchen die Mädchen dann ja nicht nackend herumzulaufen."

Corner fand die Idee nicht schlecht. Doktor Huremans Besitzung war schön, ausgedehnt und mit viel Sachkenntnis gepflegt. Seitdem Maria und er hier gewesen waren, mochten gut vier Monate vergangen sein.

O'Kelly klatschte in die Hände: „Was macht ihr da, he!" rief er belustigt.

Die Frauen tanzten nicht mehr, sondern balgten sich.

Doktor Hureman warf einen flüchtigen Blick hin, ergriff die Peitsche und ließ sie ein paarmal durch die Luft knallen, während er, den dicken Kopf seitlich geneigt, angelegentlich mit Corner sprach.

„Haha!" lachte der Plantagenbesitzer.

Corner erzählte von Gutknecht und dem Mongolen.

„Leider, leider!" versetzte Doktor Hureman. „Ist so weit normal, der Alte, das heißt, so weit er Schmetterlinge sammelt. Aber er sammelt auch Geister. Und da sitzt der Haken, verstehen Sie mich."

„Der Mongole —"

„Yutoktu ist ein Vieh," unterbrach ihn Doktor Hure-

man. „Er hat mir im vorigen Jahre eine Kuh gestohlen. Schluß davon. Tanzt!“ rief er den Frauen zu, „was treibt ihr für Unfug! Die Trommel, Chinchs!“

„Alles was recht ist, Medizinmann,“ lachte O'Kelly wissend, „eine Kuh stehlen und sie behalten können, verrät Technik, Diplomatie! Ich beispielsweise kann das nicht ohne Risiko. Yutoktu mag sein, was er will. Gut, meinethalben ein Vieh, eine Klapperschlange. Einverstanden. Aber — die Geister helfen ihm, wenn er stiehlt. Siehst du, er ist eben ein Künstler, ein Mann von Beziehungen.“

„Tanzt, Weiber!“ schrie Doktor Hureman plötzlich wütend den Frauen zu, hob die Peitsche und ließ sie durch die Luft klatschen. „Und Whisky für den Gorilla, lauf!“ befahl er einem Diener.

„Nenne mich nach Belieben einen Gorilla, nenne mich — kurzum, einen Gorilla. So lange du Whisky hast, beweist mein Durst den Kulturmenschen. Sieh, die Weiber tanzen ja nicht mehr.“

„Sollen nicht tanzen. Schluß,“ brummte der Arzt. „Ich habe ihnen allein zu befehlen und niemand sonst. Dolores! Her zu mir! Ich befehle es.“

Die Mulattin kam leichtfertig und erhitzt angesprungen. Als sie vor Doktor Hureman stand, blickten ihre schwarzen Pupillen seitwärts zu Leander von Corner. Hureman sah das schattige Weiß der Augäpfel. Wie bei einem Hunde, dachte er, dessen Kopf man gewaltsam in eine Richtung preßt, während seine Augen dorthin gehen, wo das Fressen liegt. Hureman faßte beide Arme, zerrte sie an sich und preßte ihre schmale Figur zwischen seine starken Schenkel. Flüchtig schaute sie zu ihm hin, dann wanderten die Augen wieder zu Corner.

Doktor Hureman ließ sie frei, „Lauf! Ich weiß, wohin du willst. Haha, ich merke alles. Willst du sie haben, Corner? Nimm die Juana, ich schenke sie dir; Dolores behalte ich."

Corner vertauschte unauffällig Doktor Huremans Glas mit dem seinen und lachte. „Sie ist nur neugierig. Was denken Sie!"

„Gierig? Ja. Nichts von neu. Oder auch gierig auf Neues. Ich kenne die Weiber. Keine Apologie, Professor. Niemand ist angeklagt. Niemanden klage ich an. Ich bin Arzt, ich weiß, die Welt teilt sich in vier Unternehmungen" — er malte mit seinem großen, fleischigen Zeigefinger ein Koordinatensystem in die Luft — „oben stehen Spielen und Schlafen, unten Fressen und Begatten. Nennen Sie mir ein Ereignis in der Welt, das nicht von einem dieser vier Hanswürste gemacht wird, he?"

„Der Tod," sagte Corner.

Doktor Hureman sah ihm glasig ins Gesicht.

„Gehört der ins Leben? Was geht der uns an, solange wir leben?"

„Ich denke doch —"

Hureman stieß O'Kelly in die Seite: „Was geht dich der Tod an, solange du lebst, Ire, sprich? Möchte die Meinung eines vorurteilslosen Greises hören?"

Der Plantagenbesitzer wurde plötzlich rot im Gesicht. Er sprang auf, beugte den kurzen Nacken vor, als wollte er stoßen. Er verbäte sich diese Behandlung. Ob das Gastfreundschaft sei, derartige Fragen an einen Mann wie ihn zu stellen? Ob das Anstand sei?

Hureman und Corner erhoben sich gleichzeitig.

Der Arzt suchte ihn zu beruhigen. Es habe sich doch nicht

um eine Beleidigung, sondern um eine sachliche, wissenschaftliche Erörterung gehandelt. Seine Meinung zu hören, wäre ihnen interessant gewesen. Er möge doch Vernunft annehmen und Whisky trinken. „Hier," er griff nach seinem Glase, „sauf und rede dir gut zu."

O'Kelly trank. Begann aber sofort über das Eiswasser zu schelten, welches man ihm vermutlich absichtlich gegeben habe, um ihn zu demütigen. Corner nahm die Schuld auf sich. Vergeblich. Der Alte war beleidigt.

Da kam dem Arzt ein guter Gedanke.

„Willst du vielleicht die Juana mitnehmen?" fragte er ernst. „Ich borge sie dir, nimm sie, mein Junge. Brauchst sie auch nicht wiederzubringen, sie läuft schon allein von dir hierher. Na?"

O'Kelly schien versöhnt. Nein, nein, das ginge heute nicht. Seine Alte und so weiter. Nein. Schließlich, was ginge ihn die Alte an? Aber — nein. Besser nicht. Andermal. Nicht wegen der Alten übrigens, der habe er schon oft das pikante Schauspiel gegeben, wie sagt man? nicht gegeben, sondern beigebracht, appliziert. Sie habe sich daran gewöhnt. Also nicht ihretwegen, sondern ihres Geburtstags wegen. Sie habe heute Geburtstag. Als Christ müsse er solchen Unsinn respektieren.

„Gut," antwortete Doktor Hureman. „Also ein andermal."

Man verabschiedete sich. Der Arzt sagte zu Corner: „Man soll ans Leben denken. Es ist zwar hier ebenso schmutzig wie in Europa. Aber man hat wenigstens die Freiheit, sich den Schmutz auszuwählen, in dem man waten will. Ich bin hier ein Pascha. Überlegen Sie sich die Vorteile des hiesigen Lebens, Professor, und akzeptieren Sie es ohne Um=

schweife." Vorsichtig sah er sich nach O'Kelly um, „oder glauben Sie an —" sein Zeigefinger wies in die Luft — „glauben Sie an ein Oben?"

„Oben nicht," lächelte Corner, „anderswo."

„Anderswo? Na, das stimmt nicht. Man irrt sich da zu leicht. Schließlich habe ich als Arzt ja auch mit derlei zu tun und darf mitreden. Es gibt vielleicht schon was, was, was — ich weiß nicht. Aber was wollen Sie damit hier anfangen? Warten Sie doch ab, mein Teurer. Sehen Sie, wie O'Kelly auf sein Walroß klettert. Eine Dreschmaschine mit zwei Beinen. Ja, also wenn Sie denn schon gehen wollen? Übrigens: das mit der Juana war gut? Was? Der alte Narr! Schade um ihn, er wird an Diabetes sterben. Hat elf Prozent und säuft und frißt. Dazu hier in den Tropen. Genug, ich bin schwatzhaft, weil ich Sie halten möchte. Leben Sie wohl, Professor. Meine Reverenz der Señora."

Die große Figur verbeugte sich plump, drehte sich kurz um und verschwand im Haus, ohne noch einmal zurückzuschauen.

Nicht lange danach geschah folgendes: Leander von Corner war um die Nachmittagsstunde zum Rio Salcajá hinunter gegangen, um sich an einer vorbestimmten Stelle mit Gutknecht zu treffen. Der ehemalige Missionar wollte ihm ein durch Rutschungen sichtbar gewordenes Grab aus der Zeit der spanischen Invasion zeigen. Er schien sich, da er schon einige Tage daran mit Spaten und Hacke beschäftigt gewesen, auf gute Funde vorzubereiten. Im Tal des Rio Salcajá hatte der Kampf mit den Eingeborenen am heftigsten getobt. Gutknecht wußte Einzelheiten aus dieser

historischen Epoche durch Hinweise auf Örtlichkeiten vorzubringen. Auch Maria ließ sich gern von ihm den Anblick des Hochtals und seiner Hügelungen, Terrassen und Wasserfälle durch die Erinnerung an eine ferne und erregte Vergangenheit beleben.

An diesem Nachmittag war sie, wie meist, daheim geblieben. Der Himmel sah bewölkt aus, doch kein Tropfen fiel. Eine feuchte Schwüle hing in der Atmosphäre. Der Santa Maria hatte sich verhüllt.

Dazu kam, daß die alte Mercedes ein Glas zerworfen, geweint und schließlich gebeten hatte, nach San Cristobal hinuntergehen zu dürfen.

Warum?

Sie schaute beiseite.

„Warum willst du nach San Cristobal?"

„Sohn besuchen."

„Hast du einen Sohn in San Cristobal?"

Sie nickte.

„Also geh und sei vor Einbruch der Nacht wieder zurück."

Die Alte ging.

Maria blieb in Unruhe zurück. Etwas Unsichtbares bedrängte sie. Schwüle polterte hinter dem Gebirge in fernen Gewittern. Sie wünschte, Leander wäre daheim geblieben.

Sie erhob sich, machte einige Schritte in den Garten, der nördlich in sanftem Anberg sich gegen einen Hügel lehnte. Von hier aus war der Blick freier. Sie sah die Hütten von San Martino und ein Teil des Tals. Auf den Feldern war niemand. Auch im Dorfe schien Leere eingekehrt. Freilich konnte man von diesem Ort aus nur einen Teil des Dorfes und der Maisäcker übersehen, doch sie zweifelte nicht, daß auch die übrige Welt ganz leer, ganz

unbewohnt sei. Daß infolge irgend eines lautlosen Ereignisses alle Menschen sich in Dunst aufgelöst und nun wie schweres Gewölk über der Erde schwebten, auf der sie allein zurückgeblieben sei.

Ein unangenehmer Gedanke. Sie lachte ihn aus. Er kam wieder, kauerte sich in ihr Gehirn und quälte sie. Sie beschloß, nach San Martino hinunterzugehen, nur um Menschen zu sehen. Schalt über ihre Unruhe und betrat wieder die Holzveranda, stützte die Hände gegen die Pfeiler, gab sich der unheimlichen Empfindung hin, daß „etwas" geschehen sei oder sofort geschehen werde. Alles werde genau so aussehen wie vordem, und doch habe eine ungeheure, schreckliche und ganz unverständliche Wendung stattgefunden. Das fremde Land lag still vor ihren Blicken. Es überwältigte sie, die Europäerin, die Heimatferne, mit unabwendbarer Sicherheit. Die Toten, welche seit drei Jahrhunderten hier im Kampfe gegen weiße Räuber gefallen, schienen ihr im Augenblick weniger tot als die, welche wohlgemut über ihre Gräber gingen. Es schwirrte und schattete im ganzen Lande von einer geisterhaften Stummheit, die in dieser einsamen Stunde sie bedrängend stark anfiel. Überall sah sie Zeichen winken, deren Sinn sie nicht begriff. Unter dünner Missionskruste zuckte noch das Heidentum, und aus seinem versickerten Blut stiegen Mysterien, deren Unbeweisbarkeit ihr erst recht einen Beweis für ihre Existenz zu geben schien.

Maria sagte sich, daß dies Gefühl, welches fröstelnd über ihren Rücken hauchte, Angst sei. Jene gleiche Angst, die sie vor vielen Jahren empfunden, wenn die Eltern sie allein zu Hause ließen, die Dämmerung durch die Fenster und Türen quoll und aus jedem Winkel unsichtbare Blicke sie

verfolgten. Sie erinnerte sich mit steigendem Unbehagen eines schreckhaften Erlebnisses, das bis zu dieser Stunde ihr entfallen und nun aus den Tiefen des Unbewußten emporgetaucht war: Die Eltern und Geschwister hatten das Haus verlassen. Das Mädchen sollte die kleine Maria hüten, doch auch das Mädchen war fortgelaufen. Sie war allein in der Wohnung. Im Kinderzimmer brannte die Lampe überm Mitteltisch, auf dem sie Bauklötze mit bunten Bildern zu lustigen Figuren aneinander fügte. Plötzlich klingelte es. Sie erschrak ein wenig. Weil das Mädchen fort war, ging sie selbst zur Flurtür, öffnete indessen nicht, sondern fragte durch den Briefschlitz, wer draußen sei. Niemand antwortete. Durch das Guckloch konnte sie nicht schauen, weil ihr Kinderkörper nicht so weit hinauf reichte. Also trat sie unschlüssig, doch schon ein wenig ängstlich zurück, sah die Tür an und bemerkte, daß eine kleine hellgelbe Wolke durch den Schlitz in die Wohnung drang. Weiß Gott, ein winziges Wölkchen quoll in den Korridor. Sie preßte sich an die Wand und starrte auf das Wölkchen. „Wer ist da?" rief sie noch einmal. Nichts erfolgte. Plötzlich erlosch das Licht in der Wohnung. Schreiend lief sie den Gang hinauf ins Kinderzimmer. Eine wilde Angst schoß auf. „Hedwig, Hedwig!" kreischte sie. Da ging die Tür zur Mädchenkammer auf, Hedwig erschien, notdürftig bekleidet, mit einem Licht in der Hand und redete ihr ärgerlich zu. Sie stellte das Licht zu den Bauklötzen auf den Tisch und versprach, zur Tür zu gehen und nachzusehen, wer da sei. Sie ging auch, merkte aber nicht, daß die kleine Maria ihr nachschlich, voll ängstlicher Neugierde. Sie schlich indessen nicht weiter, als bis vor die Tür der Mädchenkammer. So stand sie im Dunkel und

hörte das unwirsche Schelten des Dienstmädchens, dessen Zündholz zu früh verlosch. Plötzlich öffnete sich die Kammer um einen Spalt, und während gleichzeitig am andern Ende des Ganges Hedwigs Zündholz aufflammte, sah sie ein rotes fremdes Männergesicht vorsichtig zwischen Tür und Rahmen hindurchlugen. „Da ist er!" schrie sie und spürte den Boden weich werden. Als sie erwachte, lag sie im Bett, und ihre Mutter war da.

Diese Geschichte fiel ihr jetzt ein, und abermals fühlte sie etwas von jenem Netz des ersten Grauens ihre Schultern streifen. Sie schüttelte den Kopf darüber, nahm ein Buch und versuchte zu lesen. Doch die Dämmerung verbreitete ein unsichtbares Licht, wuchs rasch und ging in bleifarbene Finsternis über. Hinter dem Cerro Quemado wetterleuchtete es.

Als Maria aufstand, um ins Haus zu gehen und die Lampe zu entzünden, sah sie die alte Mercedes im Garten.

„Schon zurück?" rief Maria. „Du bist doch niemals in San Cristobal gewesen."

Die Alte schien sie nicht gehört zu haben. Sie schaute nicht einmal hin. Stand gleichsam in Gedanken eingesponnen da und hielt ihren braunen rissigen Arm vor sich ausgestreckt. Maria sah, wie sie sich mit einem Messer kreuz und quer hineinschnitt. Schwarzes Blut tropfte zu Boden.

Maria lief erschreckt auf sie zu. „Was hast du?" rief sie. „Was schneidest du da, Mercedes?" Mercedes aber wurde undeutlich, löste sich wie ein Schatten in der tiefen Dämmerung auf und versank ganz in ihr.

Maria rührte sich nicht.

„Mercedes!" rief sie halblaut.

Nichts veränderte sich. Nach wenigen Sekunden hörte

sie Schritte, Leanders Pfiff ertönte. Er kam mit Gutknecht und begrüßte sie, indem er sofort zu erzählen begann, was sie unten zutage gefördert.

Maria wollte ihn fragen, ob er nicht soeben der alten Dienerin begegnet, ließ aber davon ab. Sie wußte, daß er ihr nicht begegnet sein konnte.

Als die Nacht einbrach und die Alte nicht erschien, erzählte Maria, daß sie zu ihrem Sohn nach San Cristobal habe gehen wollen. Corner zeigte sich mißtrauisch. Auch am nächsten Morgen kam sie nicht zurück. Ein Bote wurde nach San Cristobal geschickt und erklärte, daß Mercedes gar nicht dort gewesen, auch daß ihr Sohn seit Wochen nicht mehr hier oben weile, sondern sich im Westen aufhalte. Bald darauf erschien ein Mann, der berichtete, daß die Greisin etwas seitab vom Wege neben einer blühenden Agave halbsitzend gefunden worden sei. Eine Schlange habe sie gebissen; ihr Versuch, die Stelle in ein Kreuz und Quer von blutenden Schnittflächen zu verwandeln, müsse ungeschickt ausgeführt worden sein, denn sie habe sich dabei die Pulsader durchschnitten.

Bald darauf nahm Marias Gesundheitszustand eine ungünstige Wendung. Doktor Hureman hielt es für ratsam, sie nicht aufstehen zu lassen, obwohl sie sich mehr, als es ihre Gewohnheit war, um die Leitung der Wirtschaft quälte. Einstweilen hatte der Arzt für die verstorbene Köchin seine Juana ausgeborgt. Sie benahm sich manierlich, trug ein Kleid und kochte europäisch.

Darüber vergingen einige Wochen. Maria durfte aufstehen, im Garten hin und her gehen, auf der Veranda liegen.

Sie tat es mit gequältem Lächeln. Eines Tages zerriß ihre Haltung, sie brach in Tränen aus, und der Ver-

zweiflung ihres großen Schluchzens, das keine Grenzen und keine Hoffnung kannte, entstieg die flehende Bitte, heimkehren zu dürfen.

Corner fragte Hureman.

Der Arzt sagte: „Versprechen Sie es ihr."

Er erschrak: „Sollen wir fahren?"

„Nein, Sie werden nicht fahren."

Corner wandte sich ab und ging heim. Er sagte, er habe mit Doktor Hureman gesprochen. Doktor Hureman habe die Reise gestattet. Nur so weit müsse sie sich noch kräftigen, daß die Fahrt über Land sie nicht zu sehr angreife. Freuen dürfe sie sich schon darauf, aber packen noch nicht. Und er lächelte. Doch sie sah nicht, wie sich seine Augen röteten. So groß war ihr Glück.

Die Fieberkurve stieg ein wenig, doch die Kranke fühlte sich wohler als jemals. Nachdrücklicher drängte sie den Arzt, ihr einen Termin für die Abreise zu nennen. Er machte Ausflüchte. Als sie nicht nachließ, sagte er: „Anfang März".

Corner war nicht zugegen. Noch während er durch den Garten ging, rief es ihm Maria zu: „Anfang März fahren wir!"

„Schon so früh? Darf sie?" fragte er.

Doktor Hureman stand neben ihrem Stuhl und sagte nichts.

„Gewiß ist es zu früh —" forschte Corner unruhig.

„Nein," antwortete Hureman, „ich glaube, daß es nicht zu früh ist."

Corner ging ins Haus.

Einige Minuten verrannen. Maria sprach leise: „Er fürchtet für mich."

„Ja."

„Das ist nicht nötig, Doktor Hureman."

„Ich weiß nicht."

„Nein, es ist nicht nötig. Weil nichts mehr zu fürchten ist. Es ist nur noch zu hoffen. Ja, Hoffnung, Und ich hoffe ganz stark, daß ich noch so lange dies Leben halte, bis ich drüben bin."

Der Arzt stopfte sich umständlich die Pfeife.

„Das ist es," sagte sie, „ich möchte nicht in dieser Erde liegen, wo ich kein Recht habe zu liegen. Es ist vielleicht gleichgültig. Was schiert es den Geist, wo die Gebeine modern. Doch ich habe Angst, daß die Toten es mir verbieten könnten. Ich habe immer Angst in diesem Lande. Es ist gar nicht nötig zu leben, so wie ich lebe. Es ist aber nötig, in der Heimat zu sterben."

„Mag sein," brummte Hureman, „ich weiß es nicht. Wenn ich nach London komme, macht man mir kein Fest aus dem Wiedersehen."

„Denken Sie nicht an die Themse zurück? An das Gewimmel der City, an sonnige Sonntage im Hyde Park oder ans flache Land? An die grüne Wintersaat, die hohen Eichen- und Buchenwälder und die Drosseln?"

„Nein," gab der Arzt kurz zurück, „daran sollen Sie denken, nicht ich."

Maria schwieg und lächelte noch.

Doktor Hureman grüßte. Im Haus hielt ihn Corner auf: „Ich begreife nicht, daß Maria die Auflösung nicht spüren sollte. Sie fühlt sich relativ wohl. Sie hustet wenig, fast gar nicht. Irren Sie sich wirklich nicht, Doktor Hureman?"

„Nein, Mister Corner."

Der Arzt hatte sich seine Pfeife kunstvoll mit Tabak

gefüllt, betrachtete sie kritisch und setzte sie in Brand. Dann machte er einige Züge, stieß den Rauch in dicker Wolke aus und versetzte: „Nein. Die Luft hier, die Höhe, dieses Klima erleichtert den Exitus. In Berlin wärs anders."

„Glaubt Sie wirklich an Genesung?"

Doktor Hureman lachte auf.

Corner sah einen Augenblick verwirrt vor sich hin, dann reichte er dem Arzt die Hand und begleitete ihn schweigend vors Haus.

Gewitter zogen sich überm Hochland zusammen, türmten sich in finsteren Burgen und brachen in feurigen Schlachten gegeneinander los. Der Regen prasselte auf die atmenden Pflanzen. Nachmittags hoben sich die Wolken. Scharlachrot wurde der Himmel. Das Schlachtfeld des Tages blutete aus. Ein flimmernder Regenbogen stieg aus dem violetten Massiv des Vulkans. Maria sah auf ihm die Geister der vernichteten Indianerstämme schreiten und stumm auf ihr Land hinuntersehen, das Fremden gehörte.

„Wir dürfen hier nicht sein. Das glaube ich manchmal ganz bestimmt. Wir sind Einbrecher, die in fremder Wohnung hausen."

Corner streichelte ihre blassen Wangen.

Eine finstere Wolkenwand erhob sich gegen das leuchtende Tor. Schräg schoß aus ihr der Regen. Der Himmel nahm westlich Schwefelfarbe an.

Maria lag im Bett. Die Fenster standen weit auf. Der Raum war erfüllt von frischer, in süßen Düften atmender Feuchtigkeit.

„Wie stark die Nadelhölzer duften! Dazwischen der betäubende Atem der Orchideen."

Maria sog die Luft ein, antwortete nichts.

Corner setzte sich auf das Fensterbrett.

„Es wird morgen gutes Wetter geben, der Wind hat sich gedreht."

Maria nickte: „Ob gut oder schlecht, es ist immer dasselbe. Immer sind Lianen da und unheimliche Schmetterlinge, bunte seltsame Vögel, fremde süß riechende Gewächse und Palmen. Denkst du noch manchmal an den Neckar zurück? An das grüne, grüne Wasser? An die schiefen Giebel von Bietigheim? Ich möchte einmal noch Sperlinge sehen. Die kleinen, grauen, frechen Kerle. Sie baden im Sand, plustern sich auf und begnügen sich mit Pferdemist. In Guatemala sind alle Tiere so anspruchsvoll. Sie hungern nicht. Überall gibt's zu fressen. Hierher reisen die Vögel nur, wenn der Winter kommt. Doch sie kehren zurück. Alle kehren zurück. Reisen ist nur dem ein Glück, der heimkehren kann."

„Wir werden bald heimkehren."

Maria blickte in den blauenden Abend.

„Lies etwas," bat sie.

Corner nahm das Buch vom Tisch, in dem sie nachmittags geblättert und las:

„In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf
Zu leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Tal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle ..."

Er brach ab, weil sie den Kopf ins Kissen preßte.

Wenige Tage später ging Corner um die Nachmittagsstunde zu Gutknecht hinunter. Er traf ihn nicht an. Von unklarer Ruhelosigkeit bedrängt, machte er sich auf den Heimweg.

Maria sah schlecht aus. Blaue Schatten ringten die Augen ein, deren Blick fieberhaft schön war. Er spürte, daß sie ihm viel verbarg. Doch wenn er fragte, lächelte sie nur. Von der Heimreise sprachen beide seit einigen Tagen nicht mehr.

Doktor Hureman kam, untersuchte das Herz, ordnete Bettruhe an. Sie unterhielten sich ein wenig, besahen Photographien, schauten dem Sonnenuntergange zu.

Dann ging der Arzt, und Corner begleitete ihn nach seiner Gewohnheit durch den Garten. Diesmal wählte er den östlichen Weg zu O'Kellys Plantage, wo Huremans Pferd stand.

Die Landschaft überbreiteten schon die Schleier des Abends. Die fernen Gebirge grenzten sich hart ab gegen den helleren Himmel.

An einer Palmengruppe blieben die Männer stehen, um von einander Abschied zu nehmen.

„Sie verbirgt ihr Leiden wie eine Frau," sagte Hureman plötzlich.

Corner sah ihm stumm ins Gesicht.

„Hat schon zwei Blutstürze gehabt."

„Zwei Blutstürze?" fragte er leise.

„Ich wollte es Ihnen nur sagen, Mister Corner. Schadet nichts, wenn Sie es wissen. Aber vor i h r — nichts da! Verstehen Sie?"

Corner nickte.

„Also guten Abend."

Doktor Hureman ging. Hinter den hohen Bäumen war er bald verschwunden.

Der andre stand noch. Schwere Gedanken umsponnen ihn wie eine Larve. Er sah nicht, daß über dem Hochtal sich ein klarer Nachthimmel entzündete, er sah nur das schwarze Joch, durch das Maria gehen mußte.

Ein dumpfer Schuß dröhnte vom Rio Salcajá her. Eine Echokette hallte über die Hügel. Er schrak auf und lief hastig heim.

An der Schwelle schlug ihn eine wahnsinnige Angst vors Herz.

„Maria!" rief er, doch das Wort war schwach und fiel zu Boden.

Er wollte ins Schlafzimmer gehen und fühlte die Angst vor der sicheren Erkenntnis ihn umklammern.

Nicht hinein!

Er preßte das Ohr an die Tür.

Vielleicht schläft sie?

Er versuchte, ihre Atemzüge durch das Holz zu erlauschen.

Dann öffnete er und fand sie schlafend mit seitwärts auf die Bettkante geneigtem Kopf. Ein wenig geronnenes Blut auf den Lippen.

5

Corner sitzt vor der Tür seines Hauses und wartet auf Gutknecht, der um fünf Uhr bei ihm sein wollte.

Es ist ein schöner, durchsonnter Nachmittag, kein Regen. Aus dem neuen Krater des Santa Maria steigt weißer Dampf.

Von seinem Platz aus kann Corner in den Garten sehen, gerade auf ein erhöhtes Rasenstück, das mit Tulpen und Narzissen geschmückt ist. Ein liebliches Stück Erde, mitten im tropischen Hochland ein deutsches Grab. Doch auch ein „Grab" ist es nicht. Kein Kreuz steht darauf, keine Bank daneben. Es prangt und quillt in Blumen, sieht heiter aus und lädt zum Betrachten ein.

Von seinem Platz aus kann er das Blumenstück gut erkennen. Sein Auge weilt aber nicht darauf, sondern ist darüber hinweg auf einen gleichgültigen Punkt im Horizont gerichtet.

Die Uhr aus dem Eßzimmer schlägt fünf.

Diese Uhr hatte Maria immer aufgezogen. In den letzten Wochen ist es sein Werk gewesen, da lag sie im Bett, war krank, konnte nicht die Uhr aufziehen.

Einmal hatte sie über die Uhr gesprochen. Nicht über diese Uhr, sondern nur im allgemeinen. Es war eine kühle, klare Sternennacht. Sie hat gesagt: „Auch eine Uhr bleibt stehen, und dennoch geht die Zeit weiter." Ja, das hat Maria damals gesagt. Kurz vorher hatte sie seine Hand

genommen und an die Stelle des Herzens geführt. Auch das Herz bleibt stehen, und doch geht die Liebe weiter.

Er schließt die Augen und fühlt deutlich, in der Linken die glatte Haut ihrer schwach entwickelten Brust. Deutlich sieht er sie hell im Mondlicht stehen.

Wie er die Augen öffnet, ist wieder der Garten da und das Blumenstück auf dem hügligen Rasen. Man sollte Drosseln hier ansiedeln, aber sie werden sterben. Oder aber sie werden leben und nicht singen. Irgend etwas wird in ihnen entzweigehen. So ein kleiner Vogel will auch seine Heimat haben.

Und ich? fragt er laut. Fast erschrickt er über seine Stimme. Wie ist das mit mir? Wo ist meine Heimat?

Keiner antwortet. Auch er weiß nichts zu antworten. Auf diese Frage gibt es keine Antwort. Oder einer müßte sagen: Deine Heimat, das ist jenes kleine, leuchtende Blumenstück dort. Stehst du davor, kommt ein Rauschen über dich aus Wäldern und Wasserfällen. Du schließt die Augen, weil sie vor Brennen nicht mehr schauen können. Nein, auch das ist keine Antwort. Denn nicht im Körperlichen wurzelst du, das Körperliche zerfällt, und mit ihm unsre Liebe zum Körperlichen. Doch etwas andres zerfällt nicht, dorthin fliegt unsre Liebe wie ein Lichtstrahl und wie ein Gedanke. Es ist da, aber niemand weiß, wo es ist. Und es *i s t*, aber niemand weiß, was es ist.

Corner steht auf. Er spricht zu sich selber: alles Forschen und alles Philosophieren war umsonst, da es mich nicht zum Grunde führte. Von nun an will ich mein Leben in den Dienst dieses Geheimnisses stellen. Ich werde wissen, wo sie ist und was sie ist. Einmal werde ich es erfahren haben, und dann werde ich ruhig sein.

Gutknecht kommt durch den Garten. Sie reichen sich die Hände. Gutknecht öffnet sogleich eine Mappe und entnimmt ihr ein Blatt. Es ist das Protokoll jener Sitzung mit dem Mongolen, bei der auch Corner zugegen war.

Auf Grund dieses Protokolls stellt der Missionar fest, daß Yutoktu sich nicht geirrt habe, da er den zwölften März als Todestag Maria von Corners nannte.

Corner nickt. „Hier steht es: gegen sieben Uhr. Erinnern Sie sich nicht mehr daran?"

„Ja, jetzt erinnere ich mich. Ich hatte es vollkommen vergessen. Maria schöpfte diese Erinnerung aus meinem Gedächtnis fort. Sie liebte den Mongolen nicht."

„Yutoktu ist weder zum Lieben noch zum Hassen da. Seine Fähigkeiten allein machen ihn wertvoll. Die Society for Psychical Research wäre glücklich, wenn sie mit diesem Manne experimentieren könnte."

„Das glaube ich. Aber was beweist das? Mit den Methoden der Wissenschaft kommen wir nicht weiter."

Gutknecht setzt sich, die Hände in den Rocktaschen, sieht zu Corner auf, lächelt.

„Nun?"

„Sie zweifeln, Professor von Corner. Es ist Ihr Recht. Ich habe auch gezweifelt. Die Summe meiner Erfahrungen läßt den Zweifel nicht mehr zu."

Corner geht auf und ab. Erneut kommt eine Welle der Erregung über ihn. Er will sich gegen Gutknecht auflehnen, fürchtet die Beweisführungen dieses ehemaligen Missionars, der die Bibel mit einem mongolischen Medium vertauscht hat. Der Weg, den Gutknecht weist, ist verlockend, weil er auf eine Postenkette von Erfahrungen schaut, die neuerliche Irrtümer ausschließen. Aber Marias Widerstand sitzt in

ihm und klopft den Gegenrhythmus zur ruhigen Sprechweise des Alten, dessen rotes Gesicht frisch und blauäugig zu ihm emporschaut.

„Was sind Sie eigentlich?" fragt Corner fast rauh. „Theosoph?"

„Nein, ich bin kein Theosoph."

„Spiritist?"

Gutknecht lacht. „Nein, auch Spiritist nicht oder was Sie sonst noch fragen könnten, bester Professor. Ich bemerke, daß wissenschaftliche Gewohnheiten Ihnen mehr noch als mir anhängen."

Corner zuckt die Achseln.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag," sagt Gutknecht.

„?"

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Nehmen Sie an unsren Forschungen teil, ohne dabei ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Vergessen Sie Ihre Wünsche, Ihre Hoffnungen. Denken Sie nicht an das Mögliche, sondern halten Sie sich ans Gewisse. Kontrollieren Sie die Phänomene."

„Ich weiß, was Sie wollen. Sie zeigen mir Levitations- und Materialisationserscheinungen und glauben, damit den Fisch zu fangen. Jeder vorurteilsfreie Mensch der Wissenschaft weiß heute, daß Gegenstände ohne physische Einwirkung bewegt, und Erscheinungen allein durch die Kraft des Mediums erzeugt werden können. Das Problem ist also nicht mehr die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Phänomene, sondern ihre Herkunft. Weil ein Tisch in der Luft schwebt, oder eine Gestalt, die aufs Haar dem Toten gleicht, erscheint, darum ist noch nicht die Einwirkung der Toten bewiesen. Für mich jedenfalls nicht."

„Für mich auch nicht. Diese Erscheinungen kommen wahr-

scheinlich durch Anwendung der Unterbewußtseinskräfte des Mediums oder sogar einzelner Teilnehmer zustande. Sie gehören ins Gebiet der psychischen Forschung, nicht in jenes der mortalen Forschung."

„Der mortalen Forschung?"

„Ja. Forschung des Todes. Mortale Forschung. Die Wissenschaft, welche sich mit dem Tode befaßt, übergeht, sofern sie exakt sein will, die Erscheinungen der Levitation, der Pseudopodien usw. usw. Das sind Vorstufen. Auch die kreuzweise Korrespondenze ist eine Vorstufe."

Corner blickt ihn mißtrauisch und fragend an.

„Ja," lacht Gutknecht. „In Ihnen sehe ich einen guten Zweifler, einen geschulten Zweifler. Wir Deutsche stammen alle von Kain ab, der den Selbstbetrug mit dem Opferrauch nicht mehr mitmachen wollte. Aber lassen Sie gut sein, gegen Tatsachen kämpfen Götter selbst vergebens. Und wir wollen uns beide nur den Tatsachen beugen. Nicht wahr? Ich sprach ein wenig schulmeisterlich von einer Vorstufe. Verstehen wir uns recht, es handelt sich damit um die Abgrenzung der irdischen Möglichkeiten gegen die nichtirdischen Möglichkeiten. Schlecht ausgedrückt. Ich sage: Wir müssen so lange in der Vorstufe der Erklärungen aus irdischen Geheimnissen bleiben, bis wir wissen, daß diese Erklärung nicht mehr ausreicht und die Erklärung aus überirdischen Geheimnissen einsetzt. Ist das wissenschaftlich?"

„Ich weiß, was Sie wollen. Aber ist Ihnen nie aufgefallen, daß alles, was die Toten in den Seancen sagten, auch wenn sie Geheimnisse aufdeckten, die niemand der Beteiligten kannte und die erst umständlich nachgeprüft werden mußten, recht eigentlich fades Geschwätz war?

Fragen Sie aber einen Toten nach dem Geheimnis seiner Existenz, so weicht er aus oder spricht von dunklen Gängen, schildert einen homerischen Hades, an den Sie doch auch nicht glauben."

Gutknecht erhebt sich, faßt Corners Hand, und sagt heiter: „Sie streiten gegen Windmühlen, Bester. Sie haben die Bücher der metapsychischen Wissenschaft mit der Kritik des Denkers gelesen, der vor dem Unerklärlichen nicht gleich gläubig den Hut abreißt. Übrigens, was den Hades angeht — — ich glaube so viel an ihn, wie ich nicht an ihn glaube. Es ist nicht unmöglich, daß es diesen Hades gibt, in dem die Toten sich reinigen. Verstehen Sie mich? In einer Zwischenstufe nach dem Tode, einem Schwellen- und Schattendasein, sind sie uns noch eine Zeit gewärtig, doch langsam läutern sie sich zu höherer Form, entschwinden, um nie mehr zu erscheinen. Für diese Ansicht ließen sich Parallelen in der chinesischen Mythologie finden —"

„Aber es gibt doch Sitzungen, in denen man den Geist Ciceros oder Alexanders des Großen oder sonst wen aus der Vorzeit zitiert," unterbricht Corner.

Ärgerlich winkt Gutknecht ab. „Larifari. Unsinn. Seifenschaum. Das sind doch nicht ernsthafte Seancen."

„Also damit fangen wir nicht an?"

Gutknecht bricht ab. „Lassen wir es," sagt er kurz, nicht unfreundlich. „Ich spüre ihre Widerstände. Übrigens starke Widerstände, weil sie aus der Verbindung mit Ihrer Frau kommen. Und gute Widerstände, denn Ihre Frau liebte Sie sehr."

„Warum sagen Sie ‚liebte'? Glauben Sie, daß ihre Liebe nicht mehr da ist?"

Gutknecht scheint betroffen. „Sie rühren gleich an das Tiefste. Es entsteht die Gegenfrage, was die Liebe ist?"

Corner lächelt und sieht in den Garten.

Vorsichtig setzt Gutknecht hinzu: „Wüßten wir, was sie ist, dann könnten wir auch sagen, ob sie stärker als der Tod ist."

„Das ist es," entgegnete Corner, fast erbittert. „Wenn die Wissenschaft an das Heilige rührt, zerstört sie, wie auffallendes Licht die photographische Platte zerstört. Gewiß, das Bild ist noch da, doch für irdische Augen ist es unerreichbar. Es gibt Gebiete, die nicht einmal die Chemie des Gedankens berühren darf."

„Wie wollen Sie diese Gebiete denn erobern?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Corner, „ich weiß nur, daß ich sie erobern werde."

„Noch eins, Professor. Gehört zu diesen Gebieten auch der Tod?"

Corner schweigt.

Gutknecht öffnet seine Mappe, entnimmt ihr einige Papiere und beginnt darin zu blättern. Corner geht auf und ab.

Bald nach Mitternacht erhob sich Corner. Es war heiß im Raum. Die schlaflosen Augen schmerzten.

Er wollte nicht mehr liegen und das Abrinnen der Finsternis spüren. Auch den Schlaf wollte er nicht suchen. Schlaf war nicht gut, er brachte Träume mit ...

Corner ging zum Fenster. Er zog die Vorhänge empor und stieß die Scheibe weit auf. Der Himmel war halb bedeckt. Hie und da ein Stern.

Eine Weile saß er und sah hinaus. Gleichmäßig wehte

es im Garten. Ein leichtes, leises Rauschen in den Blättern. So hatte es manche Nacht geweht und gerauscht. Und die Sterne hatten über der dunklen Welt geglitzert. Und Maria hatte sich im Bett halb aufgerichtet und gefragt: „Siehst du etwas?“ Und er hatte geantwortet: „Nein, nur die Sterne sind da, und der Wind geht ums Haus.“

Zu viel. Der Raum erstickte ihn. Die Stubendecke senkte sich wie in einer hydraulischen Presse. Er kleidete sich an, lief in den Garten. Atmete langsam, tief die Luft ein. Eine kühle, feuchte Luft, in der etwas Schneehauch der Berge lag.

Der Garten war sehr finster. Bald aber gewöhnte sich Corner an die Dunkelheit. Durchschritt ihn, ohne zu straucheln. An dem Hügel mit den Tulpen und Narzissen blieb er stehen. Nur wenige Sekunden, dann begab er sich ins Tal hinunter.

Seitlich zweigte ein Pfad in die Felder ab. Er wählte ihn, machte aber von Zeit zu Zeit halt, um nach oben zu schauen, wo ein großes Stück Nachthimmel den Blick in grenzenloses Gefunkel führte. Die Tiefe hörte nicht auf. Endlos flog der Pfeil des Auges in den Raum.

Corner schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er. „Dort bist du nicht. Und unter der Erde bist du nicht. Und in mir bist du nicht. Aber doch mußt du in der Welt sein. Denn nichts geht verloren.“

Danach schritt er weiter. Und blieb abermals stehen und ging wieder und blieb stehen, blickte hinauf oder starrte um sich und sprach, schüttelte den Kopf und ging weiter.

Bisweilen sah er Gestalten, Tiere, Erscheinungen, die auf ihn warteten. Doch wenn er näherkam, waren es Bäume und Büsche. Oder es war ein Pfahl, ein Felsblock,

ein seltsamer Strauch, der seine spitzen Blattfinger flehend in die Nacht streckte.

Unterdessen senkten sich die Wolken zum Horizont. Immer tiefer wurde das Geleucht des Sternenmeers. Die großen Zeichen waren deutlich. Das südliche Kreuz, der Skorpion mit seinen eisigen Lichtern, die Jungfrau.

Nein, dort bist du nicht. Ich kann den Erdball umstürmen und werde dich nicht finden. Und hätte ich Macht, zu den Sternen zu fliegen und auf Planeten und Sonnen nach dir zu suchen, ich würde dich nicht finden. Du bist nicht da, wo das Sichtbare ist. Und doch bist du i n der Welt ...

Er blieb stehen und starrte nach oben.

Wenn du aber in der Welt bist, warum solltest du fern sein, Ewigkeiten weit entfernt? Wenn du nicht im Sichtbaren, nicht im Räumlichen bist, gibt es dann noch Entfernung für dich? Sind Zeit und Raum dann nicht aufgehoben? Bist du dann nicht bei Gott und bei mir zugleich? Und in jeder Stunde, gestern, heute und in Ewigkeiten? Denn Zeit ist nur irdisches Münzgeld. Man hat sich geeinigt, sie anzuerkennen, solange man lebt, damit durch sie das Räumliche erfaßbar wird. Wo aber kein Raum mehr ist, da ist keine Zeit mehr, da gibt es kein Leben und kein Sterben mehr, sondern da ist die Quelle. Du schaust in die Tiefe, aus der das Geheimnis rinnt. O gib mir ein Zeichen, daß du von mir weißt, daß du mich nicht vergessen hast, daß du bei mir bist, daß Liebe nicht stirbt.

Seine Erregung stieg, er fühlte aus den Tiefen des Bewußtseins dumpfe Ströme steigen, die seinen Willen erfaßten und zu ungeheurem Ziele trugen. Er ahnte die Gewalt des ungebrochenen Willens und flüsterte: „Erscheine mir, Maria! Gib mir ein Zeichen, Maria! Höre mich, höre

mein Rufen. Ich schreie nach dir, ich will dich. Hörst du? Ich will dich! Ich will, daß du kommst! Ich will, daß du bist! Ich will, daß du erscheinst!"

Es blieb still. Der Wind wehte übers Feld. Bäume rauschten.

Ich flehe zu dir. So höre mich doch. Ja, du hörst mich. Ich weiß es, daß du mich hörst. Du bist da, ich weiß es, daß du da bist. Aber ich — ich habe Angst vor der Leere. So gib nur ein Zeichen mir, ein Aufblitzen aus der Ewigkeit, ich flehe dich an, gib es. Dann werde ich glücklich sein, mein Leben lang ganz ruhig in diesem Zeichen leben. Ich beschwöre dich bei allen Kräften, die hinter dem Tode stehen, und die ich mit meinem Willen hierher ins Leben ziehe, erscheine! Ich beschwöre dich bei deiner Liebe, erscheine!

Ermattet ließ er die Arme sinken. Der Kopf ward schmerzhaft, schwer. Die Angst, allein zu sein, wuchs. Und wenn wirklich Tod Tod ist? Lohnte sich dann noch das Leben? Lohnt sich dies Leben um des Lebens willen? Nein, es ist nicht so. Sie erschien mir nicht, aber sie ist nicht mit ihrem siechen Körper in Erde zerfallen. Nein, nein, nein, ich will es nicht, daß es so ist.

Und wenn es doch so wäre?

Es ist nicht so.

Wenn es aber doch so wäre?! Was wolltest du tun? Sterben? Das hieße: auch faulen und dennoch nichts von ihr wissen, noch weniger als heute von ihr wissen. Und leben, das ist fressen, atmen, schlafen, dumpfe Triebe fühlen, nicht mehr lieben, nicht mehr hassen. O grauenvolle Zelle des Unwissens! Eine Erleuchtung gib mir aus dieser Nacht!

Doch der Wind, dieses geheimnisvolle Geschöpf aus dem Weltenraum, wehte übers Feld. Die Sterne zitterten. Stumm und schwer schlief westlich das Gebirge.

Es überkam ihn eine große Müdigkeit. Großer Jammer um dieses tierisch dumpfe, wilde, ahnungslose Leben. Und aus der tiefen Niederung der Ohnmacht stieg der brennende Wunsch, die Schale zu durchbrechen. Ein mystischer Haß auf Gott, der sich ihm nicht zeigte, nicht zeigen wollte, sondern feige sich hinter Unsichtbarkeit verbarg, knisterte auf, schlug zur Flamme empor und entlud sich in einem Schrei heiligen Zorns: er brüllte empor: Erscheine, du Tier hinter den Sternen, wenn du bist! Vernichte mich, du Elender, wenn du es vermagst! Beweise dein Gottestum, indem du den Blitz in mich schleuderst! Dann werde ich sterbend dir zu Füßen sinken. Töte mich, und ich werde dich wissen. Blende mich, und ich werde dich sehen! Nur diese wahnsinnige Stummheit nicht!

Seine Stimme hallte übers Tal. Der Wind schluckte sie auf. Schallwellen flogen zum Äther, kreisten in die Sterne, ins Unbegrenzte. Leer blieb der Raum.

Da kehrte er um.

Gut, es ist sinnlos. Das Leben ist sinnlos. Der Tod ist das Ende. Das Feuer ist er, in dem alles verbrennt. Gut. Es ist klar. Es ist einfach, ganz einfach. Und nicht einmal unangenehm ist es. Ich werde mir ein paar Weiber ins Haus nehmen und auf den Tag warten, wo die Uhr still steht.

Plötzlich stolpert er. Erschrickt gleich darauf und hält an. Ihm ist, als habe er ein Wort gehört. Übrigens ein unbekanntes, sinnloses, nicht wiederzugebendes Wort, gar kein Wort, nichts von Wort, sondern einen seltsamen Laut. Eine „Erklärung" von drüben.

Er schaut sich um.

Es ist alles wie vordem. Der Wind weht —

Auf einmal sieht er, wie jenes Schattenbild, das er für einen Baum gehalten, näher und näher kommt. Es ist kein Baum. Es ist eine große Gestalt. Sie kommt auf ihn zu. Er zittert. Er fühlt das Brausen der Ewigkeit. Er schlägt sich mit der Faust an den Kopf, doch er sieht sie. Immer näher kommt die Gestalt. Ein Wesen im Mantel, wohl einen Kopf größer als er. Ein Mann. Nein, kein Mann. Ein Geist? Der Dunkle muß an ihm vorübergehen. Nein — er bleibt stehen. Neben ihm. Keinen halben Schritt weit entfernt. Ein, zwei Sekunden lang bleibt der Geist stehen und starrt ihm mit unsichtbarem Antlitz ins Auge. Dann geht er langsam weiter.

Corner will rufen. Nein, Junge kann nicht rufen. In diesem Augenblick gibt es nicht Worte, nicht Begriffe, nicht Logik, nicht Verstand. Nur Ahnung fliegt zu Erkenntnis, und hinter dem Felsengewölbe des irdischen Gefängnisses wetterleuchtet es.

Der Geist ist verschwunden. So ruhig, wie er kam, ging er vorüber und tauchte lautlos in die Wellen der Nacht.

Auf Corners zitterndes Glück tropft schon der Zweifel . .

Zerwühlt kehrt er heim, wirft sich aufs Bett und schläft ein.

Und nun löst sich aller Haß gegen die eigene Begrenztheit, alle Qual um Verlorenes, alles Begehren nach Grenzenlosem in heiterer Musik auf.

Dies ist das Wunderbare: ein Harfenspiel erklingt aus großer Nähe, goldene Tropfen aus Tönen, ein Sonnenregen im Mai. Er kann nicht erkennen, wer die Harfe so

überirdisch schön spielt. Es werden Götter sein, die mit diesen Klängen den Frühling einleiten. Denn ringsum ist tauglitzernder Sonnenschein, ein junges, eben geborenes Licht ist da. Ein ganz reines Licht, das noch nichts Böses sah und nie von der Finsternis vertrieben wurde.

Rauschende Arpeggien, springende Stakkati tanzen in lieblichem Wechsel über eine Melodie von wolkenhafter Zartheit hin. Ach, diese Musik! Warum habe ich, lächelt Corner, mich mein ganzes Leben lang nie um Harfenspiel bekümmert und weiß es nun erst, daß dies das Instrument der seligen Geister ist.

Indessen will er erkunden, von wo die Musik kommt. Er steht von dem Wiesenplatz auf, dreht sich um und schreitet einen sanften Hügel empor, auf dem blühende Kirsch- und Mandelbäume stehen. Ein ganz helles, weiches Licht ist um ihn. Die Bäume sind bedeckt mit Blüten, kein grünes Blättchen klebt an den Zweigen, nur Blüten. Das ist der Frühling. Er bereitet sich vor, unter Harfenklängen ins Tal zu tanzen.

Je weiter Corner dem Gipfel des Hügels zuschreitet, umso näher schwellen die rauschenden Tonfiguren der Harfe. Ein strömender Wohllaut schwingt in der Luft. Sie klingt und blüht, duftet und singt ...

Ja, sie singt. Eine Stimme ist da. Corner steht und lauscht angestrengt, um keinen Ton zu verlieren. Denn die Stimme ist von süßem Zauber, ein silberner Sopran mit dem feinen Kupferglanz des Altgolds auf den Tönen. Eine leise, zarte, wie im Traume singende Stimme. Sie singt zur Harfe ein niegehörtes Lied. O dieses Lied! Es ist die Phantasie einer Pansflöte um die Morgendämmerung, wenn aus den feuchten Büschen die Nachtigallen schluchzen.

Corner geht auf Zehenspitzen weiter, obwohl — dies weiß er — der Boden so weich ist, daß sein Schritt lautlos im frischen Grase steht. Trotzdem geht er leise, hält den Atem an und fühlt die flimmernden Schatten der blühenden Ranken, durch welche die Sonne glitzert, auf Gesicht und Händen zittern.

Und nun ist er oben. Frei liegt die Kuppe des Hügels unterm hellblauen Aprilhimmel. Weiße Wölkchen sind in langer Herde schräg über den weiten, weiten Horizont geflockt. Und auf saftiger Wiese liegen die Götter, rosige Gestalten in fließenden, griechischen Trachten. Überlebensgroß sind sie, aber heiter und hell, mit mächtigem Glanz im Blick. Und einer spielt Harfe. Er steht im kurzen Chiton, schaut auf das goldglitzernde Instrument und schlägt mit edler Bewegung die Saiten. Seine Glieder sind stark und leuchtend. Seine Augen ganz versunken in das perlende Lied. Zu seinen Füßen aber sitzt ein Mädchen von vierzehn Jahren, mit tiefen dunkelblauen Augen und feingeschnittenem Mund. Es läßt die Arme lose niederhängen, schaut in die Weite und singt. Aus seinem Munde steigt die silberne Melodie wie eine Fontäne ins Blau, funkelnde Töne in allen Farben, doch zumeist rosa, hellgrün und lila.

Er sieht das Mädchen an, und das Mädchen sieht ihn an, und sie erkennen sich. Es ist Maria. Ihre Schultern sind etwas hoch, der weiße Hals kurz, doch läßt sie dieser Fehler nicht minder schön erscheinen. Ihr Kopf mit den braunen gelockten Haaren ist leicht seitlich geneigt, der Mund halb geöffnet. Sie singt, und ein Gott spielt Harfe dazu. Instrument und Stimme verschlingen sich wie seidene Bänder im Frühlingswind und flattern hinaus ins blühende Tal.

Das Lied ist beendet. Der Harfenspieler legt sich ins Gras und schaut in die Wolken. Auch die andern Götter liegen und schauen in die Wolken.

Maria lächelt.

„Erkennst du mich?“ fragt Corner.

Lustig nickt sie: „Gewiß erkenne ich dich.“

„Und liebst du mich noch?“

„Ja, ich liebe dich noch,“ antwortet sie vergnügt wie ein Kind und lacht dazu.

„Du bist also nicht tot?“

„Aber nein.“

„Du lebst unter Göttern?“

„Gewiß, unter Göttern, Leander.“

„Und ich darf immer bei dir sein?“

Sie nickt, erhebt sich, geht in ihrem kurzen, olivfarbenen Kleidchen mit kleinen Schritten zu ihm und küßt ihn auf den Mund.

Er schließt beide Lider und fühlt den Kuß auf seinen Lippen. Ein ungeheures Gefühl des Glücks erfüllt ihn. „Ich dachte dich tot,“ flüstert er. „Und du lebst ...“

„Ja,“ sagt sie leise, „ich lebe.“

Er öffnet die Augen. Die Götter sind fort, und wieder klingt das Harfenspiel. Doch diesmal von fernher aus den Wolken. Und wirklich, auf einer weißen, balligen Wolke mit glitzernden Rändern sitzen die Götter und fahren schwerelos durch den blauen Raum. Apoll steht herrlich in ihrer Mitte und läßt seine Finger über die Saiten des goldenen Instruments gleiten, daß weit über die Länder das Harfenlied des Frühlings weht.

„Ist das die Ewigkeit?“ fragt Corner.

„Ja,“ nickt Maria, „das ist sie.“

6

An einem warmen Abend ritt Doktor Hureman neben Corner den Weg nach San Cristobal hinauf. Die Dämmerung hatte das dunstige Flußtal mit ihren Schatten zugedeckt. Die Sonne lag längst im Ozean. Die Vögel waren verstummt. Doktor Hureman hatte Corner aufgefordert, bei ihm diese Nacht und, wenn er wolle, gleich mehrere Tage zuzubringen. Corner schien einverstanden. „Sie dürfen", hatte der Arzt erklärt, „nicht immer Ihr Schlafzimmer, die Holzveranda und den Liegestuhl anstarren. Ich würde Ihnen raten, Ihr Domizil zu verändern. Bauen Sie das Haus um, legen Sie einen Garten an. Europäische Nutzpflanzen lassen sich hier oben gut ansiedeln."

„Nein," sagte Corner.

„Na, dann lassen Sie's. Aber wundern Sie sich nicht, wenn allnächtlich der Teufel los ist."

Sie ritten weiter. Die Nacht brach ein.

„Wie schnell hier die Dämmerung verfliegt," begann Corner nachdenklich. „Die Sonne sinkt nicht, sie stürzt unter den Horizont. Und obwohl der Tag hier lang und bis zum Rande angefüllt mit Sonne ist, erscheint mir immer mehr die Dämmerung als meine Stunde. Ich lebe noch vom Tag in die Dämmerung und in die Nacht hinein. Ich möchte einmal aus der Nacht durch die Dämmerung in den Morgen hineinleben."

Doktor Hureman schüttelt den Kopf: „Das sind die

Ameisen, welche ich aus Ihrem wertgeschätzten Hirnkasten auskochen möchte," sagte er.

„Sie wollen mich zerstreuen, Doktor Hureman. Freundlich von Ihnen, aber verkehrt. Es nützt nichts, ich muß mich hindurch denken. Aus der Dämmerung in den Morgen hindurch denken."

Der Arzt seufzte auf. Er machte ein Gesicht, als habe er keine Lust mehr, Corners Unsinn mit Logik niederzuringen. „Auch Unsinn muß sich verbluten," brummte er vor sich hin.

So ritten sie weiter.

Hureman sagte: „Ihr Deutschen verwechselt immer die Erde mit der Welt. Solange ich auf der Erde lebe, erscheint es mir als wichtigste Aufgabe, mich in ihr zurechtzufinden. Hinterm Grabe werde ich zusehen, daß ich drüben meinen Mann stehe."

„Die Genügsamkeit des Tieres, das nur an die Mahlzeit denkt, solange es hungrig ist."

„Es ist die Weisheit des Tieres. Oder habt Ihr Deutschen inzwischen erforscht, wer drüben Präsident ist?"

„Spott."

„Nein, Vernunft. Haben euch eure Metaphysiker glücklicher gemacht, als unsre Politiker uns?"

„Lieber Hureman, die Kreatur ist von Gott verschieden geschaffen. Einer ist Tausendfüßler, der andre hat Flügel."

„Wie das Huhn, das trotzdem nicht in die Luft geht, wenn der Fuchs kommt."

Corner sagte darauf nichts. Wieder trabte Schweigen über den weichen Boden.

„Wie sind Sie mit Pablo zufrieden?"

„Er kocht gut."

„Ein alter Schiffskoch, der alle Meere befahren, weiß

aus Salzwasser eine gute Suppe zu machen. Schwatzt er viel?"

„Nein, er ist still."

„Da Sie sich ja nicht in Juana verliebt haben, dürfte Ihnen dieser Wechsel frommen. Außerdem hat der Alte Frau, Kinder und Großkinder in der See gelassen. Macht drum auf Abwechslung im Leben keinen Anspruch mehr."

Damit versickerte das Gespräch endgültig. Beide hatten die Lust zum Reden verloren. Die Pferde schnauften. Eine Sternschnuppe flog über den halben Himmel mitten in den Krater des Santa Maria hinein.

Als sie sich San Cristobal näherten, wies Doktor Hureman auf ein niederes, erleuchtetes Haus. Eine Schenke. Gehöre einem gewissen Cigarral, Bruder oder Stiefbruder der Juana. Es könne sonst nicht jeder hinein, doch weil die Juana bei Doktor Hureman lebe, sei keine Gefahr. Ihn wisse man hier zu schätzen. Er könne hinein.

Corner nickte.

Sie ritten weiter.

„Wie?" fragte Doktor Hureman.

„Ich sagte nichts."

„Sie sagten doch ‚nein'."

„Ich sagte nicht nein."

„Ich meinte zu hören, daß Sie nicht hinein wollten."

„Nein; steigen wir schon ab," murrte Corner.

„Jetzt? Was heißt das?"

„Nein, dann."

„Dann? Ohne Zweifel." Und nach einigen Minuten: „Sie können ja draußen bleiben. Ich mach' einen Drink."

Vor der Schenke standen zwei Farbige. Der Doktor

wurde ehrfurchtsvoll begrüßt, die Pferde am Zügel gehalten, in den Stall geführt.

Als sie in den niedrigen Raum traten, prallte Corner zurück vor der Luft. Rauch, Qualm, Menschengeruch. Lärm von Stimmen, Gläsern, Xylophonen, stampfenden Tänzern, polternden Stühlen.

Tische neben Tischen. Davor Bänke, Hocker, niedrige Schemel. Im Hintergrund eine Bar. Das erdige Gespenst einer Bar. Farbige Weiber, mit ein paar bunten Lappen bekleidet, schenkten aus. Indianer, Mulatten, Zambos, Neger, Mestizen drängten, schrien, fuchtelten, stampften durcheinander.

Vor der Bar hatte man einen Platz ausgeräumt. Eine Niggermusik prasselte rhythmischen Unsinn durch den Qualm. Drei, vier Kerls tanzten mit ihren Weibern. Ein notdürftig gezügelter Wildtanz, auf graziösen Raubtierbewegungen schaukelnd. Seeräuberbarken über unheimlicher Meerestiefe.

Doktor Hureman sah sich befriedigt um. Seine riesige Gestalt ging breitbeinig auf einen schmalen Tisch zu, an dem ein paar Weißbärte saßen. Gefährliche Gesichter mit Hakennasen und Falkenaugen.

Corner folgte gleichmütig.

Doktor Hureman begrüßte die Weißbärte. Sie nickten kurz, rückten an den Krempen. Zwei paar kurze Blickpfeile schossen zu ihm hoch, dann schauten sie kalt beiseite.

Der Doktor begann sich mit ihnen in einem Idiom zu unterhalten, von dem Corner keine Silbe verstand. Bisweilen unterschied er ein spanisches, ein indianisches Wort. Doktor Hureman sprach kurz, hart, überlegen. Noch ruhiger als sonst. Manchmal klang es, als gäbe er Befehle, dann

neigte er sich wieder zu ihnen, lachte in ihr Ohr, fletschte die Zähne, gehörte zu ihnen, verwandelte sich sekundenlang in ihre Roheit.

Ein Engländer kolonisiert, wohin er kommt, dachte Corner mit Widerwillen; doch in seine Abwehr mischte sich ein Tropfen Neid.

Der Schenkenbesitzer hatte die neuen Gäste erspäht. Er kam, sein feistes Negergesicht glänzte. Verbeugte sich, schwatzte, drehte seinen riesigen Bauch bald zu Hureman, bald zu Corner. Der Doktor schlug ihn nach kurzer Weile auf den Leib und schickte ihn fort. Er watschelte ab, blieb aber bei einer Gruppe von Farbigen hängen, die mit zwei Weibern an einem Mitteltisch saßen. Corner bemerkte, daß man auf ihn achtete. Ein paar Kerls drehten sich um und starrten. Als er sie ansah, wandten sie sich ab.

Eine Mulattin stellte Eisgetränk auf die Tischplatte. Beim Fortgehen streifte sie Corner mit dem nackten Arm. Ein tanzendes Paar schob sich zwischen drei Tischen bis zu ihnen vor. Der Tänzer hatte den Leib des Mädchens in schamloser Eindeutigkeit an sich gepreßt. Jetzt standen sie neben ihm, bewegten sich zum Rhythmus der Niggermusik. Es war ein blutjunger breitschultriger Mulatte und ein weißes Mädchen. Langsam drängte der Tänzer das Mädchen an Corner heran. Als der halbnackte Rücken des Weibes auf Handlänge sich ihm genähert hatte, erhob sich Corner und glitt geschickt seitwärts ab. Im nächsten Augenblick lag sie halb über der Tischplatte.

Doktor Hureman blickte ärgerlich auf. Die Fremden, mit denen er gesprochen, sahen kaum hin. Am Nachbartisch lachte man und rief ein paar unzüchtige Bemerkungen hinüber. Corner hatte sein Getränk gerettet. Gleichzeitig

schaute er auf die Gruppe. Der Tänzer schien enttäuscht, weil seine Absicht mißlungen. Doch weil Doktor Hureman das Mädchen resolut beiseite schob, schrie er den Arzt an. Der ließ seine hervorquellenden grünen Augen drohend über den Mulatten gehen und sagte leise auf gut Englisch: „Hüt dich, mein Junge!"

Vom Nebentisch flogen ein paar warnende Rufe auf. Der Mulatte trat zurück. Das Mädchen hatte sich nach Corner umgeschaut, doch als sie seinen Blick gesehen, auflachend ihren Tänzer umschlungen. Die Niggermusik packte die unruhig gewordenen Leiber und preßte sie in den Rhythmus eines neuen Tangos. Sie verschwanden im Rauch.

Corner überkam eine Welle tiefen Überdrusses. Er machte Doktor Hureman ein Zeichen. „Gleich," sagte der Arzt und setzte auf Englisch hinzu, daß er mit den zwei Gentlemen hier ein gutes Geschäft abschließe. Sie führten Rohzinn von Samalá her, brauchten ihre Lamas zu anderm Handel und wollten das Erz preiswert losschlagen.

„Gut," sagte Corner, „verhandeln Sie, ich warte draußen. Die Luft erstickt mich."

Er warf ein Geldstück auf den Tisch, stand auf und ging zur Tür. Dabei sah er einen alten Indianer stumm rauchend ins Gewühl schauen. Mit dem Blick eines gefangenen Kondors, kalt, wissend, ausgebrannt. Dem Blick folgend erkannte er zwei Männer in halber Umschlingung, einander zuflüsternd. Ein langer, bronzefarbener Kerl mit schwarzem Bart und ein Jüngling von exotischer Schönheit. Der Sinn ihrer Gesten war nackt wie der Tanz der Paare zur Niggermusik. Hier war erlaubt, was sich Recht verschaffte.

Der greise Indianer aber starrte unbeweglich auf die zwei. Ein ungeborenes Schicksal zuckte zwischen ihnen. Einmal wird es geboren sein und in Schuß und Schrei explodieren. Die Tür fiel hinter ihm zu.

Corner stand draußen. Der wilde Lärm ward von großer Stille verschluckt. Welch ein Atem von den Bergen wehte! Die Nacht schlief. Im Raum gingen lautlos die Sternbilder.

Corner, der zu ebener Erde in einem großen Gastzimmer schlief, fuhr aus gläsernem Schlafe auf.

Sofort war er wach, lauschte, vernahm unterdrücktes Lachen, Schritte. Nichts.

Nein, es war still.

Trotzdem erhob er sich und sah nach der Uhr. Bald nach vier in der Frühe. Er zog sich an und öffnete die Läden.

Noch immer herrschte tiefe Dunkelheit, nur die Sterne hatten sich verändert. Vom Ort her erschallten Stimmen. Zwei Menschen, die sich unterhielten.

Er trat hinaus. Es war kühl und drückend zugleich. Irgend etwas Bedrängendes, Verborgenes lag in der Nacht. Brunst des Frühlings? Im Norden, jenseits des Wendekreises, brach nun die Scholle auf, aus dem Waldboden flammten die kleinen Kerzen des Krokus, und die Weiden grünten.

Die Süße der Jahreszeit schoß den Menschen ins Blut. Ihr Blut tanzte, begehrte und erfüllte sich. Und die jungen Winde liefen über die Landschaft.

Hier brodelte es in den Leibern von der Glut der Vulkane. Kein Frühling erweckte schlafende Tänze, sondern die Hitze wuchs unter dem Druck kommender Sonnenglut

zu kletternden Korallen zusammen. Was die Regenzeit zu heftiger Blüte gebracht, drängte in Frucht, quoll in Gebären.

Corner fühlte Unruhe; in sein Leid verwob sich unbekanntes Quälen. Er ging in den Garten, doch nichts milderte sich. Er blieb stehen, wartete, daß jenes Ungeheure geschähe, hörte den Tritt eines nackten Fußes, zitterte in maßloser Erwartung — und blieb allein. Niemand kam. Um ihn tropische Nacht.

Er wanderte ums Haus. Er hörte wieder Gelächter, sah empor. Hinter Doktor Huremans verhängten Fenstern huschte Lichtschimmer. Wenige Sekunden beherrschte ihn der Wunsch, dort hinaufzugehen. Doch schon fiel die angefaulte Frucht vom Baum. Seine Brunst kochte in andrem Kessel, stieg wie ein Geiser in die Sterne empor, willens, das Unsichtbare mit dem Samen der einen Sehnsucht zu netzen: wie erkenne ich dich? Und die Antwort zu gebären: Welche Antwort? Leer blieb der Raum.

Wird nie Endliches in den zweiten Bezirk gelangen? Nicht durch den Spalt im Gemäuer schauen? Dann seid ihr Toten jenseits alles Raumes und wißt auch nichts mehr von uns, obwohl ihr uns einst geliebt. Nein, ihr wißt nichts mehr von der Welt des quälenden Raums, bis wir selbst zu euch gestoßen. Sitzt selig im Kreise der Götter und singt, lächelt, wenn wir zu euch blicken, seid ohne Leid, seid ohne Sehnen.

Ach, ein Traum.

Wieder ging er ums Haus. Blieb unter den Fenstern des Arztes stehen. Horchte hinauf. Sein Blut tickte.

Wenn du nichts von mir weißt, und ich weiß nichts von dir, was hindert mich noch, in die große Schenke zu gehen

und mit ihnen in Qualm, Geschrei, Musik und Wirbel zu tanzen?

Nichts hindert mich.

Was hindert mich, zu dir zu gelangen?

Der Körper.

Wenn ich ihn überwinde, wird die Wand, welche uns trennt, dünn wie Kristall. Ich werde dich fühlen. Hinterm Glase deine tiefen Augen, dein müdes Lächeln schauen.

Oben öffnete sich ein Fenster. Ein Lichtschimmer fiel in den Garten. Die nackte Dolores schaute hinaus. Juanas tierisches Lachen spritzte auf.

Corner verbarg sich. Dann, als das Mädchen sich umwandte, ging er fort, tiefer hinein in den Garten, um die Morgenröte zu sehen.

Yutoktu erwies sich als ein gutes Medium, doch die Ergebnisse brachten keinen Glauben.

Erscheinung war noch nicht Realität. Mußte es nicht so sein, daß die Kraft des Mediums alle vorhandenen Erinnerungen und Vorstellungen des Teilnehmers zu einem Phantom verdichtete? Dieses Phantom war ein Abbild der Toten, erschaffen aus dem Unterbewußtsein Corners, aber die Tote war es nicht.

Ihr Anblick erschütterte ihn das erstemal, weil sie nicht sprach. Doch als sie sich verständlich machte, wuchs sein Mißtrauen gegen die Wahrheit dieses Experiments. Yutoktu betrog nicht, denn das Phänomen war da. Doch das Phänomen betrog, wenn es behauptete, die Tote zu sein. Auch das Phänomen betrog nicht, da es nicht mehr war als ein Traumbild, im Wachen erschaut. Corner betrog sich selbst. Darum brach er die Sitzungen ab, erfüllt von

Ekel vor seiner platten Gier nach Sichtbarem. Haß gegen die eigene Bedingtheit hielt ihn wochenlang in eiserner Zelle.

Nachts die Visionen des Schlafs. Maria kam zu ihm, legte sich lächelnd ihm zur Seite. Er erschrak. Schien es ihm doch unmöglich, daß eine Tote wiederkehrte. Aber sie schalt ihn lächelnd aus, fragte: Siehst du mich nicht? Steh ich nicht vor dir? Spreche ich nicht mit dir? Und er glaubte ihr. Aus dem vereisten Boden blühte wie unter Atem des Tauwinds die süße Hoffnung, ihre Knospe brach auf: der Glaube strahlte. Ja, du bist da. Du bist da! Alles ist gut, und die Zeit deines Todes vergessen.

Doch immer gab es ein Erwachen ...

Draußen glänzte in tausend Farben der tropische Tag. Die Vögel jubelten, der helle Himmel strahlte, erfüllt von Leuchtkraft. Dies war die Wirklichkeit, nichts sonst.

Er trat ans Fenster, schaute hinaus, das Gesicht verzerrt von Qual.

Er wollte heim, nach Europa, Deutschland. Den Rhein hinauf, bis die Berge aus dem Horizont stiegen und die Wellen des Bodensees die weißen Wolken widerspiegelten. Doch eine undeutliche Kraft hielt ihn an dieser Stelle. Das Grab? Nicht das Grab und doch das Grab. Es war nicht ihr toter Leib, sondern ihr Wesen, das sich allem Sichtbaren unmerklich eingeprägt und wie ein dünner Hauch auf Veranda, Haus und Garten gelegt hatte.

Darüber muß ein Mann hinweg! knirschte er. Und lächelte. Sophisterei aus niederen Bezirken. War überstarke Sehnsucht ein Zeichen von Schwäche, so war es auch sein Drang, der Erkenntnis des Todes näherzukommen. Denn fast erschien es ihm — und über diesem Gedanken erschrak

er —, daß nicht mehr Sehnsucht, nicht mehr Trauer ihn bis zum Ersticken erfüllte, sondern der glühende Drang nach Klarheit. Seine Sehnsucht nach Maria hatte ihn langsam dorthin getragen, wo die Trauer sich in den zweiten Trieb verwandelte, jenen Trieb, der, wenn er den Menschen überfällt, furchtbarer als das Feuer der Lust brennt: die Gier nach Gott.

Nicht mehr nach Maria schrie er eines Tages, sondern nach Gott. Der Kampf um die gestorbene Frau ward ihm zum Kampf um Gott. Die Erkenntnis ihres Lebens zur Erkenntnis Gottes. Das Wissen um ihren Tod zum Wissen um den Sinn des Lebens. War es ihm gelungen, auch nur einen Spalt im Gemäuer zu entdecken, durch diesen Spalt einen Schimmer der Wahrheit zu sehen, wußte er alles. Wußte er aber das Geringste, so wußte er das Größte. Im Raum- und Zeitlosen, im Ewigen und Unirdischen mußte das Geringste gleich dem Größten sein.

Hier lag der Grund, daß er nicht schon den Revolver gegen seine Brust gerichtet. Denn warum war er nicht gestorben, wenn er nicht ohne sie leben konnte? Doch vielleicht konnte er ohne sie leben, doch nicht ohne Gott? Und stirbt man, um Gott zu erkennen? Nein, denn der Zweifel, an dem man leidet, reicht übers Grab hinaus und niemand weiß, ob er Ihn drüben findet. Der Tod führt nicht zu Gott, wenn nicht das Leben schon zu ihm führte. Corner erkannte, daß diese Todesfurcht nicht seltsam, sondern höchst sinnvoll war. Wie konnte er freiwillig sterben, ehe er wußte, ob er ihn drüben fand?

Darüber verließ er Gutknecht, verließ er den Mongolen, wußte den Ergebnissen aus erregten Nächten kein Wort des Gedenkens nachzusprechen, sondern erkannte, daß der

Weg über das okkulte Experiment immer nur ein Weg ins Irdische sein mußte, nur die Schattenseite des Daseins traf, nie die Lichtseite des Todes.

Nein, es gab einen andern Weg. Den wollte er gehen. Einen schmalen, harten Pfad, gerade hinauf zum Gipfel. Stürzte er hier oder verlief er in ödes Geröll, sollte es zu Ende sein. Dann meinethalben die große Schenke und das Vergnügen des Tieres.

Indessen ward Pablo, der Koch, mit seinem Herrn immer unzufriedener. Er legte ihm Speisen vor und trug dieselben Speisen ab. Angeblich vorzüglich schmeckend, fielen sie gleichwohl der Verachtung anheim.

Doktor Hureman kam und ging achselzuckend davon. Sein Gesicht war noch röter als sonst, die Augen quollen noch mehr. Kein Zweifel, daß er böse war.

Der Plantagenbesitzer versuchte auf seine Weise —

Nicht ohne Rührung merkte Corner, daß selbst dieser ihn schätzte. Er fertigte ihn mit simplen Erklärungen ab. O'Kelly war's zufrieden.

Gutknecht setzte alles auf die Karte der Bekehrung. Er war doch ein Missionar. Nicht mehr zum Abendmahl der Kirche suchte er ihn zu schleppen, sondern zum Dogma seiner Mystik. Corner wehrte ab, glaubte nicht, errichtete Mauern der Gegnerschaft. Da kam der Deutsche zum Deutschen mit wissenschaftlichen Waffen. Und nun entdeckte Corner, daß er selbst unmerklich den Raum der Akademie, in dem er Jahrzehnte geweilt, verlassen hatte. Die Wissenschaft war für ihn nicht einmal ein Problem mehr, sie war einfach nicht da; denn die Sphäre, in der er weilte, duldete keine Theorien. Lächelnd erkannte er, daß sein vorheriges Streben und Studieren ein betriebsamer Irrtum gewesen.

Alle Philosophie, die er gelehrt, alle Logik, die er gedacht, schloß das dunkle Tor nicht auf, vor dem er stand. Und die Methoden, welchen er einst gedient, blieben weit zurück im Bezirk des gewöhnlichen Auf und Ab. Vor Tiefenmessungen wie diesen reichten sie nicht aus. Das Studierte war vergeblich gedacht, das Gelebte unnötig gelebt. In dem neuen Gewölbe seines Lebens mußte er von neuem mit sich selbst beginnen. Sich von neuem wandeln und von neuem gebären. Und er begriff, daß jeder Wandlung ein Verlieren des Gewesenen vorausgeht. Daß jede Erkenntnis nur aus dem Scheiterhaufen alter Kenntnisse erstehen kann.

Als er dies sah, war er beruhigt. Nichts band ihn mehr ans bisherige Leben. Er mußte ein neues finden oder untergehen.

Darüber liefen einige Wochen hin. Corner begann die Wirkung seiner Übungen zu spüren. Die Tage der Anfechtung wurden geringer. Das Körperliche zerfiel nicht, trat aber tiefer in den Schatten vor den ersten Stunden der Erkenntnis. Ein neues Bewußtsein empfing ihn: daß die Existenz aus Schichten besteht, die zur Lebensgrenze hin immer durchsichtiger werden und am Ende, fast unmerklich, zum zweiten Reich, wie es Maria genannt, hinüberleiten.

Da geschah es einmal um die Mittagsstunde, daß er hinaufstieg, wo niederes Gesträuch meilenweit den Boden bedeckte, quellende Fruchtbarkeit in exotische Pflanzen, Opuntien, Agaven und Bromelien aufbrach.

Die Hitze begann ihn zu quälen. Er sah sich nach Schatten um, doch die Sonne brannte im Zenit. Alles stand in grellem Licht. Die Glut flimmerte überm Boden. Hinter

dem Hügel türmten sich Felsen, darüber spannte sich die blaue Seide des Raumes.

Corner war schon entschlossen, heimzugehen, als er einen unbekannten Nadelholzbaum sah. Unter ihm fand er Schatten. Müde ließ er sich nieder, den Kopf an den Stamm gelehnt.

Er schaute ins Tal. Die Landschaft leuchtete weit hinaus in die fruchtbare Ebene. Das Bild ermüdete, doch er schlief nicht, vielmehr fühlte er sein Hirn wach und klar.

Da spürte er etwas wie ein leichtes Wehen über Stirn und Haare. Er schoß herum und erkannte Maria.

In einem langen, den Boden berührenden Kleide von unbestimmter Farbe stand sie vor ihm.

Corner erhob sich. Einige Sekunden lang war die Erschütterung ungeheuer.

Dann blickte er beiseite und sagte laut: „Halluzination".

„Nein," antwortete die Erscheinung mit halblauter Stimme, „ich bin es."

Mit Erstaunen und geheimer Freude bemerkte Corner, daß die mystische Angst, welche er soeben noch empfunden, verflog. Daß nichts zurückblieb als kühle Einsicht in das Sinnlose des Vorgangs.

Er drehte sich stumm ab.

Da sagte die Erscheinung: „Du zweifelst, daß die Winde wehen und die Felder Frucht geben. Gott ist im Kleinsten und siehe, das Wunder lächelt aus einem Halm."

Corner biß die Zähne zusammen. „Nein," sagte er.

Jetzt näherte sich ihm die Erscheinung. Zitternd fühlte er, wie ihr Mund sich zu seinem Ohr hob und, ohne daß er den Atem spürte, flüsterte: „Und die Liebe soll dies Geringste nicht vermögen?"

Er sah dem Phantom ins Antlitz und erkannte jeden Zug. Es fehlte nicht das Geringste. Sein Zweifel wuchs mit dem Schmerz, der immer wütender brannte.

„Geh,“ sagte er leise, „denn die Liebe vermag Größeres. Ich suche nicht mehr deinen Leib. Was sollen mir diese Züge?“

Da drehte sich die Gestalt um und ging über den Berg, ohne daß ihr Gewand sich hob oder ein Schritt der Füße sichtbar wurde.

Er unterließ es, ihr nachzusehen, und spürte ungeahnte Befreiung. Ihm wurde klar, daß er eine Fessel abgestreift, die ihn monatelang beschwert und gepeinigt hatte. Er war so weit von minderer Einsicht entfernt, daß er nicht gezögert hätte, den Revolver zu erheben und auf das Gespenst zu zielen. Fest wurzelte dieses Wissen in ihm, daß Tote, nachdem sie den Leib überwunden, sich nie mehr in irdischer Form dem Auge kundtun. Das Phantom war eine Versuchung. Er bestand sie mühelos wie den Stachel des Fleisches, mit dem ihn Doktor Hureman zu fangen versucht hatte.

Danach stieg er leicht und ruhig zu Tal, traf Gutknecht und erzählte ihm das Begebnis.

Auch Gutknecht glaubte nicht an die Realität der Vision. Weil kein Medium sie vermittelt habe und keine Zeugen dabei gewesen.

„Also Halluzination?“

„Ja, eine Halluzination.“

„Nein,“ antwortete Corner, „auch eine Halluzination war sie nicht, wenn auch kein Geist der Verstorbenen.“

„Und was war sie, Ihrer Meinung nach?“

Corner zuckte die Achseln. „Es ist mir sehr gleichgültig.

Ein Gegenbeweis, argumentum ex contrario, wenn Sie wollen. Verstehen Sie mich?"

Gutknecht schüttelte den Kopf und sah ihm bekümmert nach.

Daheim erwartete ihn der alte Koch Pablo. Sein rostrotes Gesicht war erregt. Er hatte lange auf seinen Herrn gelauert und etwas vorbereitet, das er ihm sagen mußte.

Corner grüßte und ging an ihm vorbei.

„Herr ..." fiel der Koch ein.

„Ja?"

Doch als er sprechen wollte, verschlug es ihm die Rede. Corner begab sich ins Zimmer, holte Pfeife und Feuerzeug und hub an zu rauchen.

Der Koch stand immer noch auf der Veranda. Nein, er konnte es nicht sagen. Nach einer kleinen Zeit bemerkte er obenhin zu Corner, daß die Blumen auf dem Grabe der Señora welkten. Ob er sie durch neue ersetzen sollte?

Ja.

Welche?

Das sei in sein Belieben gestellt.

Darüber vergingen einige Minuten. Pablo rührte sich nicht. Sein weißer Seemannsbart stand steif ab wie Bürstenhaar.

Corner fragte: „Sage mir, Pablo, glaubst du, daß es einen Gott gibt?"

Fast erschreckt schaute der Koch auf. Er nickte langsam.

„Du nickst, aber du mußt dir etwas darunter vorstellen. Warum glaubst du?"

Pablos hellbraune Augen blitzten in den Garten hinaus. Er dachte.

„Oder glaubst du, weil es in der Bibel steht? Weil es die Priester lehrten?"

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Oder weil die Welt voller Leid ist? Weil sie voller Gemeinheit ist? Denn sie ist voller Gemeinheit, glaube mir. So gemein ist sie in der Tiefe, daß du es nicht ermessen kannst. Und nun denkst du, sie müsse nach oben hin so rein sein, daß nur ein Gott diese Tiefe ausgleichen könne? Denkst du dir das so? Verkehrte Logik, Pablo, ich sag's dir vorher. Das sind keine Beweise."

„Nein, das sind keine Beweise."

Corner sah ihn an.

„Ich weiß nicht," murmelte Pablo, „ob's so etwas gibt. Für mich braucht's keine, ich habe ihn." Hartwillig, als höre er Widerspruch, setzte er hinzu: „Ich habe ihn."

„Du hast ihn?"

„Ja. Das ist schon lange her. Meine erste Frau war tot, meine zweite davon. Nichts glückte, und ich verlor alles. Nun, da fiel ich in ein tolles Leben. In ein ganz wüstes Leben, Herr. Doch das half nichts. Die Schwere kam, und dann kam die Leere. Öd war's in mir, wie vor der Schöpfung. Da habe ich mir eine Kugel in den Kopf schlagen wollen; haha! Die Kugel blieb im Lauf. Ins Meer hab' ich mich gestürzt, doch sie fischten mich auf. Ging nicht, Herr. Man soll leben. Und nun, eines Morgens, wir fuhren in der Tasmanischen See, es war nach einem Zyklon, da trat ich auf Deck. Ein ganz gewöhnlicher Tag, Herr. Der Himmel blau, kleine Wölkchen drei Strich über Backbord, wie Englein. Nichts sonst. Ich stand am Bug, rauchte, spuckte ins Wasser. D a w a r E r. Ganz plötzlich. Auf einmal war er da. Wie ein warmer Regen ging's über

mein Herz. Ich sah die Delphine spielen, wußte alles und wußte, warum alles so gewesen, wie es gewesen. Ganz hell war mein Leben. Denn nun gab es nichts Dunkles mehr. Ich hatte Gott, und Gott hatte mich."

„Sahst du ihn?"

„Nein. Gott sieht man nicht, Herr. Die Wahrheit sieht man nicht. Was man sieht, das ist nur im Spiegel. Was man nicht sieht, das ist die Wahrheit."

Corner nickte, doch der Zweifel trieb, daß er fragte: „So hattest du deinen Kinderglauben wieder?"

Pablo schüttelte den Kopf, sah indessen noch immer angestrengt in den Garten. Erwiderte leise: „Nein, Herr. Ich hatte keinen Glauben. So wie ich weiß, daß ich bin, so wußte ich, daß Gott war, denn er sprach durch mich zu mir. Im Glauben sitzt noch das Mißtrauen, Herr. Oder sollte ich g l a u b e n, daß ich selbst bin? Das wäre doch dumm. Ich w e i ß, daß ich bin, war und sein werde, so wie er ist, war und sein wird."

Corner ging. Dieser simple Mann, sagte er, belehrt mich über den Unsinn meiner Philosophie. Ich habe zwanzig Jahre eine leere Mühle gemahlen. Ich kann nicht g l a u b e n, daß ich bin. Ich muß wissen, daß ich bin. Wer aber weiß es? Der Leidende. Wer einmal in die Tiefe tauchte, dorthin, wo das Chaos beginnt, der weiß es.

Er trat ins Schlafzimmer, erblickte das leere Bett, öffnete eine Lade, entnahm ihr ein Bild seiner Frau, sah es lange an und legte es fort.

Glücklicher Pablo, lächelte er, über dich kam die Erkenntnis wie ein Sommerregen. Du hast sie. Ich habe nichts. Denn die Erleuchtung hat jeder allein und nur für sich allein.

Er setzte sich ans Fenster, heftete den Blick an einen unbewegten Punkt im Gebirge und führte seinen Geist auf dieses eine Wort „Erkenntnis". Die Minuten gingen. Die Zeit verschwand. Über ihn kam ein großes helles Schweigen, und er hörte die Worte: „Seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin."

Er sprang auf. Plötzlich begriff er, was vordem tief im Dunkeln gelegen hatte: daß es eine Magie des Willens gibt, also daß der Mensch, welcher den reinen Willen findet, imstande ist, den Punkt zu sehen, wo der Geist Stoff wird; sieht er aber diesen Punkt, auch imstande ist zu wissen, ob der Stoff Geist werden kann; demnach nichts hinderte, zu sterben und sich zu verwandeln. Geschieht dies aber, und es geschah ihm selbst, so oft die Erscheinung Marias sich aus seinem Geiste zum Stoff verdichtet hatte, einem Stoff, den Gutknecht wog und photographierte, geschieht dies einmal, so geschieht dies immer. Es gab dann eine Brücke von ihm zum zweiten Reich und einen Gedanken, der lebte, ohne daß er in einem Gehirn lebte.

Einige Stunden vergingen im glücklichen Durchdenken dieser Dinge. Er fühlte sich frei. Das Ziel erschien ihm nah. Doch gegen Abend schlich das Mißtrauen von einer neuen Seite an. Er entdeckte sich abermals bei der Beschäftigung, mit der Logik des Kopfes Gott ergründen zu wollen. Das Lächerliche dieses Unterfangens ward ihm schmerzhaft bewußt. Ein trockenes Schluchzen griff sekundenlang an seine Kehle, und er erinnerte sich, seit dem Tode Marias keine Träne vergossen zu haben. Einmal weinen können, wünschte er, um in hinströmendem Schmerze den andern Menschen gleich zu sein, ihnen gleich zu fürchten und zu hoffen.

Indessen, dieser niedere Wunsch welkte rasch. Er erkannte in kurzem Aufleuchten die Erhabenheit der Einsamkeit und den Sinn der „Wüste". Einen Augenblick stand das Bild jenes Mannes vor ihm, der Vater und Mutter und Geschwister verließ, und in die Wüste ging, um sich in ihr zu läutern und zu reinigen.

Wie von einem hohen Berge aus sah er die Furchtbarkeit dieses Gesetzes und seine Gerechtigkeit.

Die Windmotoren in O'Kellys Plantage klapperten, der Passat wehte. Alle Tage das gleiche Bild tropischen Farbentanzes, tropischer Fruchtbarkeit.

Die Freunde besuchten Corner nicht mehr. Man hatte einander nichts zu sagen; und was ihm noch vor kurzem Bitternis gewesen, ward nun Befriedigung. Aus dem großen Alleinsein wuchs eine unbekannte Blume, in deren Kelch alle Qual und alles Glück als ein einziger goldener Tropfen lag.

Eine neue Unruhe hielt Corner umfangen. Ihm war, als ob er in einem gewaltigen Berg einen Tunnel bohre, der ihn durch schreckliche Finsternis und große Ungewißheit führe. Doch nun vernahm er, wenn er angestrengt ins Innere lauschte, schon das leise Klopfen der Gegenseite. Einmal würden zwei Gänge zu einander stoßen, und Licht würde ins Gewölbe fallen. Wenn er sich aber fragte, wer drüben stünde, so nannte er stets den Namen Marias. Ihm war, als deute sie mit leisem Pochen den Ort an, zu dem er durchzudringen habe, um ins Freie zu gelangen.

Darüber hielt er noch an seinen Übungen fest. Mühelos gelang es ihm, aus dem Körper zu gleiten wie aus einer Hülle und in die Nacht aufzufliegen. Er meisterte die

Träume und lenkte sie dorthin, wo er die Verstorbene wähnte. Über Sterne und Sternenweiten rauschte sein unsichtbarer Flügel. Er verließ das Sonnensystem und sah Gewoge und Wesenheit unbeschreiblicher Dinge. Es erschien ihm das Farbenspiel der Töne, in dem Klang und Licht sich zu einem durchdrangen, alles Körperliche in gewaltiger Veränderung sein Antlitz zeigte, und, wenn er erwachte, kein Wort imstande war, das Geschaute dingfest zu machen. Doch Maria fand er nicht. Die Welt war endlos, war voller Leben, unerschöpflich strömte es aus Ewigkeit zu Ewigkeit, doch Gott offenbarte sich ihm in keiner Vision.

Und gewohnt, der Wahrheit die Hand zu reichen, gestand sich Corner, daß auch dieser letzte Weg ein mystisches Spiel mit unterbewußten Kräften, kein Pfad zur Erkenntnis gewesen. Solange sein Auge schaute und sein Hirn begriff, blieb er diesseits der Grenze.

Jetzt hätte die Verzweiflung sich seiner bemächtigen müssen, denn das Bewußtsein, gefangen im Irdischen zu sein, war unabänderlich. Das Irdische war nicht diese Erde allein, es war die Welt mit allen Geheimnissen, zu denen vielleicht einst die Menschen dringen werden, ohne ein Haar breit Gott näher zu kommen.

Er stand im Gestrüpp. Es ging nicht weiter. Die große Zelle war abgelaufen. Der Rundgang vollendet. Doch wie er stand und dies erkannte, bemerkte er mit maßlosem Verwundern, daß er über diese Erfahrung befriedigt war, daß vordem in seinem Unterbewußten eine dumpfe Angst gewuchert, er möchte Gott im Zirkel der Welt entdecken und den Tod mit sterblichen Augen aufblitzen sehen.

Wie ihm dies klar wurde, erkannte er mit einem Schlage

die grenzenlose Dürftigkeit seiner Unternehmungen, sah sich als flirrendes Staubkorn im Gehirn Gottes und schämte sich mit dem aufstürzenden Schrei der Demut, die sich vernichten will, weil sie ihre Kleinheit im Lichte der Unendlichkeit erkannt.

Er lief im Garten umher, sah die Verwilderung und die Leere seines Tuns. Wohin er schaute, bemerkte er die Mühle, welche er ohne Korn gemahlen. Sein Wille brach zusammen, und vor der mystischen Scham, die ihn verbrannte, rollte das Leid um Maria zu einem Punkt zusammen.

Er rief Pablo und schrie zu ihm, daß es keinen Sinn mehr habe, für ihn zu sorgen, weil die Wertlosigkeit seines Tuns offenbar geworden.

„Arbeiten Sie, Herr," sagte Pablo. Gab ihm Spaten und Hacke und wies ihm ein Feld, welches er ihn gleichzeitig zu bereiten lehrte.

Corner starrte ihm ins Gesicht, doch um dem stechenden Schwarm seiner Not zu entfliehen, grub er. Bald jedoch entfiel ihm das Arbeitszeug, Schweiß brach aus, Schwäche überkam ihn.

„Essen Sie, Herr," sagte Pablo.

Corner aß, arbeitete, schwieg, fühlte die Hilflosigkeit seiner Lage mit voller Klarheit. Nun wußte er es: ein Kind war er, ausgesetzt auf einem Strome. Kann dieses soeben geborene, dieses jämmerliche, nackte Kind seinen Weg auf dem Strome finden? Niemals. Verloren. Preisgegeben dem höchsten Gericht, dessen Spruch ihn verdammt hatte, über dem Flug durch die Welten sich selbst zu verlieren.

„Ich will", sagte der alte Koch langsam, „hier Hühner ansiedeln. Sie verkümmern wohl, doch bei sorgfältiger Pflege wird es Eier geben."

„Hühner?" fragte Corner, blickte indessen nicht auf.

„Ja. Sie haben gut gegraben. Hören Sie auf, Herr, die Dämmerung bricht ein. Der Mensch soll am Tage arbeiten und in der Nacht ruhen."

Corner grub weiter. „Es ist leicht, diesen Stein zu lösen. Unnötig, meinen Sie? Mag sein. Doch was ist wichtig, was wir tun? Nichts hat Sinn."

„Alles hat Sinn," sagte der Koch. „Nichts geht verloren, Herr."

Corner blickte auf. In der rasch zunehmenden Dämmerung erkannte er Pablo nicht mehr. Es war ein Greis, der Gott gefunden und den Gott auserlesen hatte, die Klarheit zu sehen. Er glich einem Apostel. Sein Haar war weiß. Er wuchs in die Sterne. Corner sah ihn emporschießen, dann nichts mehr. Ein Wirbel erfaßte ihn, doch eine gütige Hand legte rasch ein Tuch über seine Augen.

Nachts lag er über mehrere Stunden bewußtlos. Pablo saß an seinem Bett und tat das Notwendige.

Als Corner die Augen aufschlug, entzündete der Alte eine Kerze und sagte: „Ich bin es, Herr. Schlafen Sie. Draußen ist Nacht. Ich wache schon."

Corner nickte und schlief ein. Der Alte löschte das Licht, setzte sich ans offene Fenster und rauchte.

Gegen vier Uhr erwachte der Kranke abermals, richtete sich auf, sah den Koch und sagte: „Da sitzst du noch, Pablo? Geh schlafen. Ich bin gesund."

Wieder entzündete der Koch eine Kerze, hob sie empor und betrachtete Corner. Und Corner betrachtete ihn. Sie nickten sich kurz zu.

„Soll ich das Licht hier lassen?"

„Ja, lösch es aus und stell es auf den Tisch."

Pablo löschte das Licht und stellte es auf den Tisch. Danach verließ er das Zimmer.

Corner schloß die Augen, schlief aber nicht, sondern lag in leichtem, seligem Fieber. Kein Gedanke, der ihn quälte. Nur tiefe Demut war in ihm und letzte Bereitschaft, alles zu ertragen, was ihm auferlegt. Und er wußte, es war ihm viel auferlegt, ein langes, gebuckeltes Leben, Mühsal und Sorgen, Enttäuschung und Irrtum. Und er suchte die Erniedrigung und fühlte den Adel Hiobs, der trotz seiner Schwären die heilige Qual bejahte.

Darüber schlummerte er abermals ein und sah einen Raum, der lang und grau war, häßlich ohne Fenster, nur von magerem Licht erhellt. In diesem Raum lief er umher, wie ein verfolgtes Tier nach einem Ausgang suchend. Auf einmal gewahrte er, wie sich am andern Ende eine Tür öffnete und sieben Männer eintraten. Einfach gekleidete, unschöne Männer. Mit vorsichtigen, tastenden Bewegungen gingen sie auf ihn zu, ihre Füße mit kleinen Schritten voreinander setzend, gleichsam, als sähen sie nicht, wohin sie traten. Wie sie aber näher kamen, erkannte Corner mit rieselnder Angst, daß sie keine Augen hatten. Sie waren nicht erblindet, sondern besaßen überhaupt keine Augen wie Olme und Wesen der Unterwelt. Ihre Gesichter, denen die übrigen Organe nicht fehlten, waren noch nicht erwacht. Gleichwohl mußten sie sich ihm in böser Absicht nahen, denn sie spürten schon seine Nähe und streckten ihre langen Arme nach ihm aus, als wollten sie ihn greifen.

In dieser Angst, ohne Ausweg und Hilfe den Dämonen preisgegeben, kam Corner ein Wort in den Sinn, das er als Knabe in der Geschichtsstunde vernommen, und das damals achtlos an ihm vorbeigefallen.

Er legte Arme und Hände in Kreuzesform vors Gesicht und schrie: „in hoc signo vinces!“

Jetzt erstarrten die Männer, Licht fiel in den Raum, und ihre Gesichter erwachten. Die toten Stellen unter den niedrigen Stirnen hoben sich, Augen brachen auf. Sie wurden sehend. Wie aber die Wände weiter wichen, wuchs die Erde in den Raum, und der Horizont weitete sich riesenhaft. Da ließen die Männer ihre Hände sinken und gingen wie Wanderer in die Welt hinein.

Corner fühlte sich erwachend naß vom Schweiße. Kein trockener Faden war an ihm. Doch mitten in der Schwäche, die ihn umklammert hielt, saß eine zitternde Erwartung, als werde jeden Augenblick etwas Ungeheures geschehen.

Er rieb sich ab und suchte mit unruhigen Händen seine Kleider. Als er fertig war, nahm er die Kerze und begab sich ins anstoßende Zimmer. Der Raum war erfüllt von frischer und kühler Nachtluft. Die Tür zur Veranda stand offen. Wie er hindurchgehen wollte, sah er einen Zettel auf dem Boden. Er hob ihn auf und erkannte seine eigene Schrift. Es war der Zettel, den er einst in der Mondnacht am Fenster geschrieben und Maria hingereicht hatte, daß sie ihn läse.

Auf dem Zettel stand, verschmutzt und zerknittert: Die Liebe geht viele Wege, doch noch auf dem schlechtesten kann sie Gott begegnen.

Corner schloß die Augen und sah vor sich Marias liebes Gesicht. Dann hielt er das Blatt in die Flamme, löschte das Licht und begab sich hinaus.

Es graute erste Frühdämmerung. Die Nacht war noch nicht verblichen. Über dem Gipfel des Santa Maria stand in königlicher Leuchtkraft, wie ein großer Diamant am Himmel brennend, die Venus. Nie hatte Corner sie so nah und so

groß gesehen. Er starrte in ihren Glanz, und fühlte das Flämmchen des Pfingstwunders über seinem Haupte zucken.

Der Garten begann im Tau zu glitzern. Schon unterschied er Gräser und kleine Pflanzen, während im Hintergrund sich Hügel und Blick ins Flußtal aus dem nebligen Dämmerlicht erhoben.

Da löste sich aus seinem Herzen Schicht um Schicht, die Kette der Qual fiel zu Boden, die Gewißheit des Sinnes war da. Nichts wußte er zu sagen, und keinem Gefühl war ein Begriff gegeben. Doch das Geheimnis, um welches er gerungen, lag in heiliger Verschlossenheit vor ihm, und er wußte, daß diese Verschlossenheit seine Größe, und seine Unbeweisbarkeit sein Beweis war, und wußte gleichwohl und mit aller Bestimmtheit, daß es die Gegenwart Gottes, das Rätsel des Todes und das Wunder seiner Liebe, zu einem Sinn geformt, enthielt. Und wußte, daß es, während er es in seiner Verschlossenheit erkannte, schon in ihm war, wuchs, sein Leben und Wesen bestimmte und erneuerte, also daß er anfing, als sei er soeben geboren, ein Kind noch und ein Weiser zugleich.

Indessen stieg der Tag purpurfarbig aus den Wolken, die Vögel sangen, eine große Bewegung und Buntheit war in der Luft.

Ja, nickte Corner, das ist es: Ein Kind, das der Unbekannte am Strom aussetzte, fährt ruhig die Wogen hinunter. Es kennt nicht den Weg. Niemand kennt den Weg. Und keiner am Ufer weiß ihm den Weg zu nennen. Und doch schwebt es sicher über den Dämonen der Tiefe, die Sterne leuchten des Nachts seinem Pfade, und die große Mutter des Meeres nimmt es lächelnd an ihre Brust.

Inhalt

Werke von Frank Thieß
aus dem Verlag von J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Der Leibhaftige

Roman / 570 Seiten / 11.–15. Tausend

Ausgaben in Ganzleinen und Halbleder

„In dem „Gesicht des Jahrhunderts" hatte Frank Thieß in offenen Briefen an prominente Vertreter der Künste, der Dichtung, der Politik sein Herz über das Elend und den Niedergang dieser Zeit ausgeschüttet. Es waren unermüdliche und doch nicht ermüdende, durch ihre Schönheit bestechende und durch ihre Klarheit überzeugende Variationen über das alte Nietzschesche Thema von der verfluchten Zivilisation, die alle Kultur ertötet, von dem Untergang des wahren inneren Lebens unter dem Wüstensand des äußeren, nur nach Nervensüchten jagenden. Es dröhnten nicht endenwollende Posaunenstöße von Anklagen durch das Buch. Aber es war bei aller Bitterkeit, allem Hohn, kein pessimistisches Buch. Es war das Buch eines Bußpredigers, aber eines gläubigen Bußpredigers, der, eben weil er glaubt, so heftig anklagt. In dem Roman „Der Leibhaftige" ist Frank Thieß scheinbar kühl und skeptisch geworden. Das Pathos des Bußpredigers ist verstummt; er klagt nicht an ... Und er erzählt – ja, wer seine früheren Romane „Der Tod von Falern" und die „Verdammten" gelesen, weiß, wie Frank Thieß zu erzählen versteht. Seine Erzählungskunst bringt nicht etwas Neues im Sinne von noch nicht Dagewesenem, und doch ist sie etwas Neues an Figur, an Gewand, an Tempo und Stimme und Melodie ... Ein Peitschenhieb ist dies Buch und eine rücksichtslose, brutal wahrheitsfanatische, in ihrer kühnen Ehrlichkeit erschütternde Anklage gegen die Zeit. Es ist aber nicht bloß Satire, nicht bloß Schlag und Schrei und Hohngelächter, es ist zugleich ein hinreißendes Kunstwerk, glänzend in seinem Stil, streng in seiner Sachlichkeit, kühl in seiner Selbstzucht und von unbestechlicher Reinheit des Wollens."

Johannes Öhquist in „Uusi Suomi", Helsingfors

„Thieß' neuer Roman ist die künstlerische Gestaltung einer durch und durch absprechenden, schonungslos niederreißenden Kritik ... Frank Thieß gehorchte, als er dieses Buch schrieb, der großen epischen Forderung: aus der Fülle gegenwärtigen Erlebens ein Bild der Zeit zu gestalten. Nicht ein herausgegriffener Sonderfall, nicht eine Episode oder eine Idee sollte Form finden; die Zeit sollte im Spiegel ihr Antlitz sehen ... Ich kenne kein Buch, das so lichtlose Seiten hat, das so konsequent die Dunkelheit sucht, so erbarmungslos in die bodenlose Nacht führt ... Und die Frage erhebt sich: durfte er dieses Buch schreiben, das Grauenvollste sagen, was über Deutschland gesagt worden ist, und es mit solcher Meisterschaft sagen, die zwingt und besticht? Vielleicht mußte er. Vielleicht war es ihm selber Qual, ärgster Zwang. Dann verstummen unsere Einwände vor der erschütternden Wucht des dichterischen Erlebnisses, das diesem Werk vorangegangen sein muß ... Nach dem, was Frank Thieß uns früher gegeben hat, müssen wir an die subjektive Ehrlichkeit seiner Vision glauben. Er hat die Hölle erlebt und er hat sie in sein Werk gebannt."

Der Bund / Bern

Werke von Frank Thieß
aus dem Verlag von J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Die Verdammten

Roman / 671 Seiten / 6.–10. Tausend

Ausgaben in Ganzleinen und Halbleder

„Manchmal chronikhaft, dann fortstürmend, breit erzählfreudig mit des Lebens kleinen Humoren und blitzenden Ironien, schwellend in Naturliebe, Ohr und Herz zur keimenden Erde und zu des Winters Zorn gewendet, hebbelisch grübelnd wiederum, schicksalsgläubig, überzeugt von der Unentrinnbarkeit des Daseins und doch dem Gesetz der Willensfreiheit nicht fremd, schließlich auch ein wenig zeitpolitisch ... und über alle die Tiefen und Untiefen, über Reales und Traumhaftes schreitet Frank Thieß, ein sinnlich-übersinnlicher Freier der Kunst, den Weg zu den Abgründen der Tragik. Eine Schar von Menschen, darunter eine Mutter, die, wenn einmal das Buch „Die Mutter in der deutschen Dichtung" geschrieben wird, nicht vergessen werden darf ... Geschwisterliebe — ein furchtbares, nächtiges Ding. Es dringt aus dunkler Vergangenheit der Menschheit in eine Gegenwart, die es als aller Schanden Schande ansieht und straft. Thieß greift es mit reinsten Künstlerhänden und ganz unkriminalistisch an. Er formt es ins zart Lyrische und Sehnsuchtsvolle, ins Rätselhafte und doch Begreifbare hinüber, bis es balladenhaft aufklingt und mit einem Verzicht endet, der beruhigt und schon wieder beglückt ..."

Fritz Engel im Berliner Tageblatt

„... Nur ein starkes Talent von höchstem sittlichen Verantwortungsgefühl konnte das dumpfe, beklemmende Thema der schmerzlich leidenschaftlichen Liebe von Bruder und Schwester, die wie eine zerspaltene Einheit zueinanderdrängen, solcherart gestalten, daß wir uns nur tieferschüttert, verstehender und gütiger aus dem Banne dieser Dichtung zu lösen vermögen ..."

Arthur Friedrich Binz in der Saarbrücker Zeitung

„... Von den siebenhundert Seiten des Buches möchte man keine missen; seine Ausführlichkeit ist köstlich. Es ist niemals weitschweifig oder geschwätzig ... Ein Buch, das so breit ist wie tief, so selbstverständlich wie kühn, und aus dem die reine Musik echter Dichtung klingt."

Paul Frank im Neuen Wiener Journal

„... Dem oberflächlichen Genießer sei gesagt, daß dieses dicke Buch von Spannung birst. Er wisse, daß in dieser Geschichte einer Geschwisterliebe Kühnstes mit Zartheit restlos gesagt wird. Der wirkliche Leser aber soll wissen, daß hier reine Kunst zu uns spricht ... Es ist keine Mystik, nun gar schulgerechte Mystik, sondern es geht einer und sucht sich auf seine Weise seinen Gott, einer, der in tiefster Seele der Heimat treu ist. Wer aber meint, in Romanen Besseres zu finden, der soll die Hände lieber ganz und gar davon lassen."

Deutsche Allgemeine Zeitung

Werke von Frank Thieß
aus dem Verlag von J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Der Tod von Falern

Roman einer sterbenden Stadt
333 Seiten / 9.–15. Tausend
Ausgaben in Ganzleinen und Halbleder

„Ein rasendes, ein außerordentliches Buch, eines von brennender Aktualität für unsere Zeit. Man muß die ganze grobe Literatur der Kriegsgeschichten im Gedächtnis haben, um das dichterische Können zu bewundern, womit diese großartige Chronik geschrieben ist. Anfangs ringt der Dichter noch mit seinem eigenen Tempo, bis ihn der heftige Gang der Ereignisse übermannt und von Katarakt zu Katarakt in die Hölle stürzt. Hier hat Thieß den Breughel und Grünewald erreicht und hört die Litaneien der Verdammten . . . Ein tapferer Kamerad der Menschheit hat in einer wüsten, verfluchten Zeit dieses fanatische Buch geschrieben, nicht leicht wird sich ein anderer finden, der soviel Menschlichkeit besitzt inmitten der Verheerung."

M. R. Möbius in den Chemnitzer Neuesten Nachrichten

„Hier spricht einer, der Dostojewskij innerlich verwandt ist, dessen nordische Geistigkeit aber mit ihrer lebensbejahenden Tendenz unserem Empfinden weit näher kommt als der große Russe. Was diesem Roman seinen Wert verleiht, ist der eminente Rhythmus und das Prestissimo der Handlung. Das wirbelt nur so, das reißt auch den Leser mit, der sich von diesem lechzenden Opferbrand willig verschlingen läßt."

Fritz H. Chelius in der Ostsee-Zeitung / Stettin

Angelika ten Swaart

Roman / 180 Seiten / 11.–15. Tausend
Ausgaben in Ganzleinen und Halbleder

„Man wird in der neueren Dichtung lange suchen müssen, um ein Kunstwerk zu finden, das in der erschöpfenden Gestaltung des kosmogenetischen Gesetzes vom Werden, Vergehen und Auferstehen, dargetan an einem tiefberührenden, weil ganz von innen her geschauten Menschenschicksal, dieser „Angelika ten Swaart" an die Seite zu stellen wäre. Es ist die Reife wahrhafter Erkenntnis einer „Freiheit im Geiste" und die Verlebendigung des Unsagbaren, die der Erzählung die schöne Vollkommenheit des echten Kunstwerks geben."

Hans Teßmer in der Berliner Börsenzeitung

„Ein Meisterwerk . . . Die Novelle birgt das große Geheimnis der Dinge „zwischen den Zeilen" und steht ebenbürtig an der Seite der besten Erzählungen Thomas Manns . . . Zählte der Leserkreis dieses Buches nach Tausenden — wir brauchten nicht bange zu sein um die Entwicklung der Dinge bei uns."

Wilhelm Ehlers in den Hamburger Nachrichten

Werke von Frank Thieß
aus dem Verlag von J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Das Gesicht des Jahrhunderts

Briefe an Zeitgenossen

7.—10. Tausend

Ausgaben in Ganzleinen und Halbleder

„Die Essays meißeln als Einzelzüge aus dem Gesicht unseres verrotteten Jahrhunderts das zuckende Leben der Dichtung, der Bildenden Kunst, Musik, Architektur, zuletzt der Religion, sprechen zuvor sehr temperamentvoll und überzeugend von Lebenserfahrung, Erziehung, Journalismus, Politik und Wissenschaft, ganz frei, ganz menschlich, doch fern aller Volks-Liebedienerei, wie nur ein Aristokrat von bester Rasse zu philosophieren sich erlauben darf."

Der Zwiebelfisch / München

„Es ist das Buch eines Mannes, der die Feder für ein Schwert und das bedruckte Papier für ein Turnierfeld hält, Werk eines grundgescheiten, geraden, beherzten Menschen, eine vornehme und doch scharfe, helle Abrechnung mit Falschem, Verlorenem, Verdorbenem, demütige Liebe zu allem Ewigen, leidenschaftliche Sehnsucht nach Reinheit und Männlichkeit und nach dem edlen Sinn der Zeit. Außerordentliches Werk eines ganzen Mannes, einzig in seinem Adel, seiner Tapferkeit und seiner Geistigkeit. Wer wirkliche Teilnahme für alles Lebendige hat, müßte es unbedingt einmal mit den Augen dieses Frank Thieß sehen."

Dr. Joseph Papesch in den Alpenländ. Monatsheften / Graz

„. . . Ein inbrünstig glühender Mensch, ein sehender Gestalter schrieb dieses kühne, wahre, unsentimentale Buch. Er kennt die Stufen der Kultur und des Seins, und unbeirrbar, mit dem hellen Pathos dessen, der glücklich ist, erkannt zu haben, deutet er das „Gesicht des Jahrhunderts" — doch wesentlicher vielleicht ist es noch, daß sein Blick über das Jahrhundert hinausgeht; es ist nicht der Geist des Historikers in ihm, sondern der des Propheten, der eine ungeahnte Kultur von Osten her dämmern sieht."

Berliner Börsenzeitung

„. . . Thieß stellt sich mit diesem mutigen Buche in die erste Reihe der aufhellenden Kritiker des Zeitgeistes, und seine polemischen Ausführungen sind von besonderer Lebenskraft erfüllt, weil sie eine Abrechnung mit den Mächten der Zeit darstellen, wie sie jeder nach Klarheit strebende Mensch einmal vornehmen muß. Diese Briefe an Zeitgenossen sind der unmittelbare persönliche Ausdruck eigensten Erlebens, aus dem allein ja alle Erkenntnisse strömen, die uns im Leben weiterführen und die Wahl zwischen Ja und Nein ermöglichen . . ."

Badischer Generalanzeiger / Mannheim

Werke von Otto Wirz
aus dem Verlag von J. Engelhorns Nachf. Stuttgart

Novelle um Gott

Neu 1925 Ausgaben in Ganzleinen und Halbleder

Vier Menschen sprechen über Gott, zwei sind gealtert, zwei sind jung. Generationen, Naturen, Geschlechter streiten wider einander. Aus den Gesprächen wächst Schicksal. Das Leben spottet aller Gedanken.

Gewalten eines Toren

Roman in zwei Bänden
Ausgaben in Halbleinen, Ganzleinen und Halbleder

„Ueberraschend grell, blendend in der Weißglut seiner Wahrheit, stand das Buch da, keine Zeile vorher verriet, daß es Sammlung, Konzentration sei, vorbereitet in früheren Werken. Es ist, als hätte Otto Wirz sein Leben bisher nur gelebt, um es in diesem außerordentlichen Roman zu einem Kunstwerk zu schmieden, als hätte alle Energie des Kampfes ums Dasein sich auf die Tat dieses Romans konzentriert ... Wir möchten für das Buch werben: seine stellenweise fast brutale Kraft erinnert an die Erdgebundenheit der großen Russen, aber weit über deren geniale Primitivität hinaus macht sich auch die alte Kultur Mitteleuropas geltend, dem Wirz entstammt ... Man kann viel, unendlich viel Deutungen aus den Geheimnissen dieses Buches lesen. Und noch eines: wir möchten vor dem Buch auch warnen. Möchten uns dagegen wehren, daß es als Roman schlechthin betrachtet wird, daß man es einzig seiner großen Linie seiner Handlung halber liest ... Das Leben selbst ist nichts als Handlung und Entwicklung, der Roman von Otto Wirz aber ist Fülle des Lebens, in das Dasein eines Einzelmenschen projiziert. Ist die große, heiße irrende und liebende Welt, ist unser Pulsschlag, der im gleichen Rhythmus mit dem Gange der Weltgeschichte schlägt."

Gustav Rencker im Berner Tagblatt

„Wir erhielten bisher noch keine moralisch wie dichterisch so mächtig überwältigende Kunde von der Seele unserer Zeit. Was Spitteler gedacht hat, hier ist es gestaltet als ursprüngliches, unmittelbares Sein und Leben, Erleben und Stürmen aus Chaos und Selbstgewißheit, Unbewußtsein und Trieb. Nur ein Deutscher konnte das Buch des Gemüts, des Ringens mit der Vernunft, der Religiosität im Kampfe mit der Erkenntnis, diese Durchblutung allen Seins mit den Kräften der Seele in der Ablehnung alles Materialismus und Mechanismus, und nur ein Schweizer konnte diesen Gehalt so gegenständlich Anschaulichkeit, Wirklichkeit, Wahrheit werden lassen. Ausschöpfbar ist dieser Roman nicht durch ein- oder zweimalige Lektüre: es ist das Buch eines Lebens, der Extrakt eines vor Gott unbedingt, absolut aufrichtigen, herrisch aufrichtigen Lebens und das Buch des Deutschen aller Zeiten in unserer Zeit. Es ist ein bedeutsames, mächtiges, reiches, chaotisches, schönes und über alle Maßen liebenswertes Buch, dem unsere Versenkung und Versunkenheit gehört. Es ist ‚Der grüne Heinrich' unserer Epoche und mehr noch als Kellers Bekenntnis, weil es von typischer Geltung ist. Hier sieht man aus dem Chaos der letzten zwölf Jahre ein großes episches Werk, das ganz auf dem Grunde der Natur und des Wesensgehaltes ruht, mit herzlicher Freude herausgewachsen."

Hans Martin Elster in den Horen / Berlin



